MDCXL

Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur

SCHILLER-HUMBOLDT

Cotta'sche

Bibliothek der Weltlitteratur.

MDCXL

Enthält
die klassischen Dichterwerke
Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, Schwedens u. s. w., sowie
des Altertums in Originalausgaben und
guten Uebersetzungen, ferner die Briefwechsel
unsrer deutschen Dichterfürsten.

<36635042640015



Briefwechsel

zwischen

Schiller und W. v. Humboldt

in den Jahren 1792 bis 1805.

Mit Einleitung von Franz Muncker.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Einleitung.

Unter den Freunden, mit denen Schiller den Bund fürs Leben schloß, nimmt Goethe den unbestritten ersten Platz ein: ebenso groß als Mensch wie als Künstler, gleich Schiller von rastlosem Schaffensdrang und von unversieglicher Schaffenskraft erfüllt, vermochte er dem jüngeren Genossen die höchste Anregung selbst noch zu spenden, als dieser sittlich und geistig voll ausgereift, als Denker und Dichter ebenbürtig neben ihn trat. Sein Bündnis mit Schiller bedeutete für diesen den Beginn einer Epoche von ungeahnter, herrlichster künstlerischer Vollendung; jetzt erst entstanden in rascher Folge alle die Werke, die Schillers Namen im deutschen Volk unsterblich und zugleich zum populärsten Dichternamen gemacht haben. So wird denn auch der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, so kleine Angelegenheiten auch öfters darin mit erörtert werden, im Ganzen betrachtet, unter allen ähnlichen Denkmalen unsrer Litteratur stets am bedeutendsten erscheinen. Wir belauschen hier die Gedanken, die unsre beiden größten Dichter vertraulich miteinander austauschten zu einer Zeit, da die Kämpfe ihrer menschlichen und künstlerischen Entwicklung schon hinter ihnen lagen, da sie beide schon völlig auf der Höhe standen, bereit, den schwer errungenen Siegeslorbeer zu pflücken. In andrer Weise zieht uns der Briefwechsel Schillers mit Christian Gottfried Körner an. Er umfaßt einen doppelt so großen Zeitraum als der mit Goethe; er zeigt uns daher nicht nur den gereiften, sondern namentlich auch den in leidenschaftlichen Wirren und inneren Stürmen reifenden Schiller. Diesem wird Körner, obgleich ihm das eigne künstlerische Schaffen versagt bleibt, mehr als einmal eine Stütze, ein zuverlässiger Führer und selbstlos-treuer Berater, dessen Freundschaft doch schließlich auch der dichterischen Bildung Schillers nicht minder zu gute kommt als der Läuterung seines menschlich-sittlichen Charakters.

Wieder anders stellt sich der Briefwechsel Schillers mit Wilhelm v. Humboldt dar, dem dritten von den Freunden, denen sich der Dichter eine lange Reihe von Jahren hindurch vor allen andern innig verbunden fühlte. Er ist uns fragmentarischer erhalten als die Korrespondenz mit Goethe und mit Körner; viele Briefe Humboldts und hauptsächlich Schillers sind, wahrscheinlich unwiederbringlich, verloren gegangen. Diejenigen aber, die auf uns gekommen sind, verteilen sich sehr ungleich auf die verschiedenen Perioden dieses freundschaftlichen Verhältnisses. Aus den ersten Jahren des gegenseitigen Verkehrs besitzen wir nur ganz wenige Briefe Humboldts, keinen von Schiller; dann ist uns aus der Zeit vom Juli 1795 bis in die beiden ersten Monate des folgenden Jahres ein ansehnlicher Stoß der ausführlichsten und inhaltreichsten Episteln etwas vollständiger erhalten; aber sogleich in den nächsten Wochen beginnt wieder die frühere Spärlichkeit, und aus den letzten Jahren Schillers, in denen der Briefwechsel allerdings ziemlich saumselig geführt wurde, ist uns nur ganz selten hie und da ein Schreiben aufbewahrt geblieben. Weitaus die größte Anzahl dieser Briefe fällt also in jene Zeit, da Schiller sich mit allem Ernste von der philosophischen Forschung, in der ihm soeben seine höchste Leistung gelungen war, zu der vor mehreren Jahren verlassenen Dichtkunst endgültig zurückwandte. Im Uebergang zu seiner letzten künstlerischen Periode begriffen, war er selbst doch damals nicht mehr ein Reifender, sondern sittlich und geistig durchaus geläutert, seine auf das Edelste in Leben und Kunst gerichtete Bildung vollkommen abgeschlossen. Aber auch jetzt war es ihm, dem stets Ringenden, nicht ohne Mühe vergönnt, auf dem Felde der höchsten Dichtkunst, dem er sich auf so weiten Umwegen durch die strengste Wissenschaft hindurch langsam genähert hatte, die erhofften Früchte seiner Arbeit einzuernten. Hier vor allem wurde nun für ihn die kritische Teilnahme Humboldts an seinem Schaffen wertvoll. Der Ideenkreis, dem Schillers ästhetische Schriften und philosophische Gedichte entstammten, war derselbe, in dem auch Humboldt lebte. Einer eigentlichen poetischen Begabung konnte sich der letztere zwar nicht rühmen; dafür aber hatte er sich mit der reinsten Begeisterung innig in das Wesen der Schillerschen Dichtung versenkt, vermochte die Empfindungen und Gedanken Schillers unmittelbarer als irgend ein andrer nachzuempfinden und mitzudenken und wußte doch zugleich mit seinem scharfen, klaren Verstand, seinem feinen Gehör sorgfältig bis ins kleinste hinein die bewunderten Versuche des Freundes zu prüfen. Die wichtigsten Fragen der Kunst und in-

sonderheit die Stellung, die Schiller selbst als schaffender Künstler ihnen gegenüber einzunehmen hatte, bildeten somit den hauptsächlichen Inhalt dieses Briefwechsels, der in einem ausschließlicheren Sinne als die Korrespondenz Schillers mit Körner und mit Goethe ein ästhetischer zu heißen verdient und namentlich zur Erklärung der tiefsinnigsten und schwierigsten Werke des philosophischen Dichters die reichsten Beiträge darbietet.

Gleich dem Verhältnis zu Goethe bildete sich das zu Humboldt langsam und unter anfänglichem Widerstreben Schillers. Zuerst begegneten sich die beiden im Dezember 1789. Schiller, seit dem Frühling Professor in Jena, kam gegen Ende des Jahres wiederholt nach Weimar herüber, wo seine Braut und ihre Schwester Karoline v. Beulwitz einige Winterwochen verlebten. Von da aus besuchten sie auch ihre Freundin Karoline v. Dachröden in Erfurt, um deren Hand sich eben damals Wilhelm v. Humboldt bewarb. Von ihm begleitet, kehrten die Schwestern nach Weimar zurück, und hier traf in den nächsten Tagen Schiller zum erstenmal persönlich mit dem jungen Edelmann zusammen. Karoline v. Beulwitz hatte ihn durch genaue Beschreibungen längst auf die neue Bekanntschaft vorbereitet; überdies überbrachte ihm Humboldt einen Brief seines einstigen Dresdener Freundes Ludwig Ferdinand Huber. Gleich darauf suchte ihn Humboldt auch noch in Jena auf und wohnte hier sogar bei Schiller. Auch die folgenden Jahre führten zu einigen, aber nur flüchtigen Begegnungen. Wichtiger war es, daß die Frauen — Schiller hatte am 22. Februar 1790, Humboldt im Juli 1791 Hochzeit gemacht — ihr freundschaftliches Verhältnis eifrig pflegten und so wahrscheinlich auch die Männer veranlaßten, den Verkehr brieflich fortzusetzen oder wenigstens fleißiger zu betreiben, als dies sonst geschehen wäre. Denn Schiller dürfte sich außerdem wenig Mühe gegeben haben, mit Humboldt in beständigem geistigem Zusammenhange zu bleiben. Nach dem ersten Beisammensein urteilte er doch ziemlich kühl über den jüngeren Mann, der sich ihm in bewundernder Verehrung genähert hatte. Gegen Huber rühmte er ihn zwar als einen äußerst fähigen Kopf und überaus zarten und edlen Charakter; unumwundener aber sprach er sich über den Eindruck, den Humboldt auf ihn gemacht hatte, gegen seine Braut und ihre Schwester aus (am 5. Januar 1790): „Wilhelm ist mir zu flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet. Ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geist ist durch Kenntnisse reich und geschäftig, sein Herz ist edel, aber ich vermisse in ihm die Ruhe und — wie soll ich sagen? — die Stille der Seele,

die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeschöpf verweilt."

Der Tadel, der in diesen Worten liegt, war nicht berechtigt. Wohl aber war Humboldt in vielen Beziehungen sehr verschieden von Schiller, in ganz andern Verhältnissen als dieser aufgewachsen, und hatte damals die Nachwirkung jener Eindrücke aus seinen jugendlichen Lehrjahren noch keineswegs völlig überwunden. So war es erklärlich, wenn der um acht Jahre ältere, ungleich reifere Schiller zunächst nur mäßig von dem neuen Bekannten befriedigt schien.

Wilhelm v. Humboldt (1767—1835), aus einer altadeligen, reichen Familie gebürtig, die den höchsten Kreisen des preußischen Hofes nahe stand, war nebst seinem jüngeren Bruder Alexander von hervorragenden Vertretern der Berliner Aufklärung erzogen worden. Die Tendenzen dieser Aufklärung, verbunden mit schwärmerisch-empfindsamen Regungen, wie sie gleichfalls in dem rationalistischen Berlin, vornehmlich durch die Frauen, gepflegt wurden, erfüllten ihn ganz, als er 1787 die Universität zu Frankfurt a. O. und Ostern darauf die Göttinger Hochschule bezog. Auf mannigfachen Reisen, die er von hier aus in die Nähe und Ferne unternahm, lernte er einzelne Vorkämpfer des Geniewesens und der Gefühlsphilosophie kennen, unter andern Friedrich Heinrich Jacobi und Lavater; mächtig fühlte er sich zu Georg Forster hingezogen, der sich nach einer abenteuerreichen Jugend durch eine Phase mystischer Schwärmerei zu verständiger, jedoch nicht frostig-nüchterner Geistesklarheit durchgerungen hatte. Mit ihm suchte Humboldt sich zwischen den Einseitigkeiten der Aufklärung und der Empfindsamkeit zu halten, die Rechte des Kopfes wie des Herzens gleichmäßig zu wahren, namentlich frei von jeglichem Parteifanatismus nach allen Seiten hin echte Duldung und Humanität zu bethätigen. Indem er aber so vor den Extremen der beiden entgegengesetzten Anschauungen sich hütete, war er über die Grundprinzipien dieser Anschauungen selbst noch keineswegs zu einer neuen, höheren Auffassung innerlich hinausgekommen; vielmehr stak noch immer ein gut Teil Rationalismus und Sentimentalität von der alten Art in ihm. Wer ihn nicht genau nach seinem ganzen Wesen kennen lernte, auf den mochte vor allem sein scharfer, nüchtern abwägender Verstand, seine durch keinen blendenden Schein zu täuschende, strenge Menschenkenntnis und Menschenbeurteilung erkältend wirken. Dazu fehlte ihm bei all seinen vielen Studien und Kenntnissen doch eine bestimmte Richtung des Arbeitens, die er unentwegt festgehalten hätte bis zum

letzten Ziele, wo er das Erlernte in eignes Schaffen umsetzen konnte. Er verhielt sich dem Leben wie der Wissenschaft gegenüber noch ausschließlich genießend, eine vollständig rezeptive Natur. Zwar stand er eben im Begriff, seine Laufbahn im preußischen Staatsdienst zu beginnen; aber er that dies mit der Ueberzeugung, daß Selbstbildung der Individualität das höchste Gesetz der wahren Moral sei, und fest entschlossen, nur sich und seiner Bildung zu leben, zog er sich nach Ablauf seines Probejahres 1791 von der öffentlichen Wirksamkeit auf ein einsames Gut seiner Gemahlin zurück. Hier traten ihm, teilweise durch Friedrich August Wolf angeregt und bedeutsam gefördert, antike Studien vor allem nahe. Er vertiefte sich in Platon, in Pindar und Aeschylos, übersetzte allerlei Bruchstücke aus griechischen Dichtern und Prosaikern und gab sich auch äußerlich genaue Rechenschaft von dem Gewinn, den die Bildung des schönen menschlichen Charakters aus der Kenntnis der antiken Menschheit ziehen könne. Daneben vergaß er die moderne Philosophie nicht. Innig vertraut mit den Werken der hervorragendsten neueren Denker, namentlich auch mit den Lehren Kants, sah er sich auf die Beschäftigung mit spekulativen Ideen gleichsam durch ein inneres Bedürfnis seiner Natur hingedrängt, und auch seine philologischen Studien mußten schließlich auf dieses Ergebnis ausmünden. Bei solcher genußreichen und mannigfaltigst anregenden Hingabe an die edelsten Schätze alter und neuer Kultur reifte und vertiefte sich sein eigner Geist in jeder Weise, und als er im April 1793 wieder Schiller in Jena besuchte, fand sich dieser so sympathisch von dem Wesen seines Gastes berührt, daß er ihn allen Ernstes aufforderte, er möge zu ihm nach Jena übersiedeln.

Schon bei seinem ersten Besuch 1789 war Humboldt als ein begeisterter Verehrer der Schillerschen Muse gekommen, als ein Bewunderer der dichterischen und philosophischen Werke zumal, die in den letzten Jahren zur Vollendung gediehen waren. Und was er nach seiner Kenntnis des Schriftstellers erwartet hatte, das hatte er sogleich im Umgang mit dem Menschen vollauf erfüllt gesehen. So war er denn auch seitdem wiederholt bestrebt gewesen, diesen Verkehr fester zu begründen und Schiller in seine philologischen und philosophischen Interessen hereinzuziehen. Seinen ersten Versuch einer Uebersetzung aus Pindar, seine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats, seine Skizze über die Griechen hatte er dem Urteile Schillers unterworfen, sich Korrekturen und Glossen von dem strengen Richter erbeten und sich auch beim Druck einzelner dieser Arbeiten seiner Vermittlung

erfreuen dürfen. Nun aber, im April 1793, fühlte er sich mit doppelter und dreifacher Gewalt von Schiller gefesselt. Von dem Geschichtsstudium hatte sich der Dichter vor kurzem mit der ganzen Energie seines Geistes zur philosophischen Forschung gewandt; von Kant ausgehend, teilweise ihn bekämpfend und durchaus ihn ergänzend, hatte er den Begriff und die Natur des Schönen zu erklären unternommen. In diesen ästhetischen Untersuchungen lebte er, als er Humboldt wiedersah; in sie riß er den Freund unwiderstehlich hinein, und Körner, den dieser wenige Monate darnach aufsuchte, hielt ihn auf dem gleichen Gebiete fest. Eifrigst las sich nun Humboldt alsbald aufs neue in Kant ein; die Philologie schob er nicht ganz beiseite, drängte sie aber vorläufig etwas in den Hintergrund; das spekulative Interesse beherrschte ihn wieder völlig. All das trieb ihn jetzt aber in die Stadt, in der die neue deutsche Philosophie vornehmlich gepflegt wurde, nach Jena in die bleibende Nähe Schillers. Im Februar 1794 ließ er sich mit seiner Familie daselbst nieder.

Schiller befand sich seit dem August auf seiner Reise nach Schwaben; aber als er um die Mitte des Mai nach Jena zurückkam, ergab sich zwischen ihm und Humboldt der regste Verkehr, täglich erneut und auf alle Einzelheiten des Lebens wie des wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeitens ausgedehnt, ein Verkehr, von dem beide Freunde sogleich damals und noch viele Jahre später nur mit der vollkommensten Befriedigung sprachen. „Humboldt ist mir," schrieb Schiller alsbald an Körner, „eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in dir gefunden habe." Ein paar Jahre später (am 6. August 1797) charakterisierte er, ebenfalls gegen Körner, den jüngeren Freund: „Zum Umgang ist er auch recht eigentlich qualifiziert: er hat ein seltenes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nötigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit, die Gedanken des andern aufzufassen und zu prüfen." Humboldt aber, voll warmer Bewunderung für die „Alleinherrschaft des Geistes" bei dem Dichter, auf dessen Wege nach seiner Meinung der höchste Gipfel der Poesie lag, bekannte demselben Freunde Körner: „Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellektuelle Individualität, und ich weiß niemanden in

alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte." Und sechs Jahre nach dem Tode dieses einzigartigen Geistes schrieb er: „Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor." Wie herrlich hat Humboldt ferner Schillers rastloses Streben ins Unendliche, bei dem im buchstäblichsten Verstande kein Moment für die geistige Thätigkeit verloren ging, seine Kraft der Phantasie, seine mit edelster Liebenswürdigkeit zusammenschmelzende Größe, gegen die alle andern immer kleiner erschienen, mochte man sie auch sonst noch so sehr lieben und ehren, seine Ruhe und Milde und allseitige Gerechtigkeit im Urteil gerühmt; wie schön hat er sich wiederholt, noch im Alter, über die Kunst geäußert, mit der Schiller ein Gespräch zu führen und, ohne daß es an freier Beweglichkeit und Gegenseitigkeit verlor, zu bedeutenden Zielen hinzulenken, mit geistigem Gewinn aller Art zu bereichern wußte!

Beide Freunde erkannten deutlich, was der andre an geistigen Schätzen besaß, und nicht minder, was ihm fehlte; aber auch die Mängel ihrer Begabung oder Bildung dienten jetzt dazu, ihr Bündnis fester zu knüpfen: gerade sie zeigten ihnen die Möglichkeit und Notwendigkeit, sich einander zu ergänzen. Humboldt betonte sogleich und noch ein Menschenalter später, daß Schiller nur angestrengte Selbstthätigkeit, die stets dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, nur rastloses Schaffen und Gestalten als geistige Beschäftigung schätzte, dagegen das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für ihn selbst einen verführerischen Reiz hatte, nicht kannte und nicht genug achtete. Schiller hingegen, der an Fülle des Wissens und an Totalität der Geistesbildung überhaupt dem Freunde weit nachstand, war in den ersten Tagen des erneuten Verkehrs von 1794 noch immer geneigt, bei Humboldt mehr Fläche als Tiefe zu sehen, ohne daß er ihm jedoch die letztere absprechen wollte. Später, als er die Geistesart Humboldts aus dem genauesten andauernden Umgange mit ihm kannte, vermißte er an ihm vornehmlich die eigentliche Produktionsfähigkeit, Schwung und Stärke der Einbildungskraft, „die von seinem Verstande wie gefangen gehalten wird". Er wies auf den hohen Wert hin, den ein lebhafter, ernster geistiger Verkehr, wie er oder Körner und Goethe ihn mit Humboldt pflegten, besonders für diesen letzteren selbst hatte: „So wohlthätig er aber auch für

jeden ist, der einen gewissen Gedankenreichtum mitzuteilen hat, so wohlthätig, ja so höchst notwendig ist es auch für ihn, von außen ins Spiel gesetzt zu werden und zu der scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen; denn er kann nie bilden, immer nur scheiden und kombinieren." Zugleich aber beklagte Schiller, der in seiner Besorgnis für den Freund hier doch wohl zu weit ging, daß Humboldt da, wo es etwas Neues, Großes kennen zu lernen und zu beobachten gelte, nicht genug ruhige und anspruchslose Empfänglichkeit besitze, die sich dem Gegenstande hingebe; er sei vielmehr gleich zu aktiv, versehe sich schon im voraus mit Zwecken, die er dabei verfolgen wolle, dringe zu unruhig auf bestimmte Ergebnisse und bringe daher meistens nur viele einzelne Resultate mit nach Hause, während er dem Ganzen nicht Zeit und Raum lasse, sich als ein Ganzes in seine Phantasie einzuprägen. Auch das rechte Talent zum Schriftsteller fand Schiller bei Humboldt nicht. In diesem Punkte glaubte er sogar den schwerfällig produzierenden Körner ihm vorziehen zu sollen: diesen hindere nur die Größe der Forderung, die er an sich stelle, das Ziel zu erreichen; bei Humboldt sei aber die Qualität des Ideals, das er sich vorsetze, fehlerhaft. Darum fürchtete er auch, daß der letztere das mangelnde Talent durch Kunst nicht viel werde ersetzen können. Im Einzelnen tadelte er an Humboldts Schriften, insbesondere an dem überaus tiefen, gehaltreichen und in seiner Art noch nicht übertroffenen Werke über „Hermann und Dorothea", die schulmäßig steife, trockene und fast scholastische Darstellungsweise.

Aus allen diesen Verschiedenheiten in Begabung und Geistesrichtung machte man sich gegenseitig kein Hehl; sie störten aber auch niemals den liebevollen Einklang der Freunde. Beide wußten und riefen es sich des öfteren zu, daß sie einander verstünden, wo sie sonst niemand verstand. Beide fühlten sich als Idealisten im besten Sinne, denen der Gedanke das Element des Lebens, die Ideen das Höchste in der Welt waren. Beide strebten nach höchster Selbstbildung, und beiden schwebte dasselbe Ideal einer solchen Bildung vor: eine so sehr als möglich veredelte, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufgeläuterte Individualität. Beide endlich stimmten darin überein, daß die Verbindung von Kunst und Wissenschaft, die tiefgründige Erforschung und Wiedererweckung antiker Geisteskultur zusammen mit dem fruchtbar ins sittliche und ästhetische Leben hinüberwirkenden Studium der modernen Philosophie am sichersten zu jener höchsten Selbstbildung hinleite. So gab sich Humboldt im Denken und Leben mit der gleichen Be-

geisterung und Innigkeit an Schiller hin wie früher an Forster; so erschloß ihm Schiller als vertrautestem Geistes- und Herzensfreund neben seinem Körner sein ganzes Wesen und Streben. Das Zusammenleben dauerte zwar nicht viel über ein Jahr; allein der Gewinn, den es beiden Genossen brachte, reichte weit über diesen engen Zeitraum hinaus und kam neben Schiller und Humboldt auch Fernerstehenden, ja unsrer neueren Litteratur überhaupt in vollem Maße zu gute.

Mit dem Plane der Monatschrift „Die Horen" war Schiller aus Schwaben nach Jena zurückgekommen; an den Vorarbeiten für das groß angelegte Unternehmen, dessen Programm im Ganzen wie in allem Einzelnen durchaus nach den Wünschen Humboldts war, durfte dieser sogleich lebhaften Anteil nehmen. Vor allem aber hatte Schiller sein bedeutendstes philosophisches Werk, die „Aesthetischen Briefe", die er in der Hauptsache während der schwäbischen Reise geschrieben hatte, zum Abdruck in den „Horen" bestimmt. Dazu bedurften sie jedoch einer durchgreifenden Umarbeitung; auch dabei wie bei den erneuten eingehenden Studien in der Kantischen Philosophie, die damit Hand in Hand gingen, war Humboldts Hilfe erwünscht und förderlich. Aber auch der Dichter, der nun Jahre lang geschlummert hatte, regte sich wieder in Schiller, zuerst schüchtern und zweifelnd, ob ihm überhaupt noch ein Erwachen zu echtem, höchstem künstlerischen Wirken beschieden sei, ob ihm während der langen, fast ausschließlichen Beschäftigung mit abstrakten Begriffen und metaphysischen Fragen die poetische Ader nicht versiegt, die Einbildungskraft nicht erlahmt sei, ob nicht der kalte Verstand jetzt ebenso seine Dichtung stören werde, wie seine Phantasie sich bisher zuweilen bedenklich in seine Abstraktionen einzumischen gedroht hatte. Da war es wieder Humboldt, der aus seinem tiefen Verständnis der Schillerschen Individualität heraus diese Zweifel lösen half und dem Freunde den schweren Uebergang von der Metaphysik zur Poesie erleichterte. Mit philosophischen Gedichten, die geraden Wegs aus den Kantischen Studien Schillers hervorgingen und Ergebnisse seiner eigenen ästhetischen Forschung darstellten, in denen die sinnlich bildende Phantasie sich also unmittelbar an den Abstraktionen des theoretischen Denkens bethätigen mußte, kehrte der Dichter in sein altes Reich zurück, um es von nun an nie wieder zu verlassen, zugleich aber in der Folge stets bestrebt, die Beute, die er auf seinem Eroberungszug durch die philosophische Wissenschaft gesammelt hatte, zur Bereicherung der Poesie zu verwerten. Humboldt begleitete und unterstützte ihn auch auf diesem Wege.

Mit ihm besprach Schiller die Stoffe und den Entwicklungsgang jener philosophischen Gedichte, ihm legte er den Wortlaut der Ausführung vor und änderte nicht selten nach seinen Ausstellungen auch im Einzelnen Sprache, Vers und Reim der ursprünglichen Fassung. Einen Beurteiler, dessen Geist seinem eigenen so homogen war wie der Humboldts, hatte Schiller zuvor nie gefunden. Auf dieser Geistesverwandtschaft und auf der ihr entspringenden Begeisterung Humboldts für Schillers dichterischen Genius war ja hauptsächlich die Freundschaft der beiden Männer begründet; erst in zweiter Reihe kamen dabei die sittlichen Charaktereigenschaften in Betracht, die z. B. bei dem älteren Herzensbündnis zwischen Schiller und Körner vor allem andern maßgebend gewesen waren. Zu einem ganz unbefangenen, objektiven Urteil über Schillers Werke befähigte jene Aehnlichkeit der Geistesbildung freilich Humboldt nicht; die Grundideen in ihnen waren ebensosehr sein Eigentum als das des Dichters und bestachen daher von vorn herein seine Empfindung, so daß er sich dem Ganzen gegenüber nicht mehr kritisch, sondern nur enthusiastisch zustimmend zu verhalten vermochte. Desto feinsinniger und tiefer prüfte er aber das Einzelne, den Zusammenhang der Gedanken, die Bilder, die sprachlichen Ausdrücke und Wendungen, ja metrische Kleinigkeiten, Versfüße und Reimsilben. Ungemein vorsichtig und ungemein bescheiden, stets bedacht die Individualität des Freundes möglichst zu schonen, brachte er etwaige Bedenken vor, und selbst nach der umständlichsten und gründlichsten Motivierung wagte er kaum geradezu zu tadeln und kategorisch eine Aenderung zu verlangen; statt direkter Besserungsvorschläge bot er in der Regel nur zarte Andeutungen in problematischem Tone und praktisch meist auch nur von mittelbarem Nutzen. Aber Schiller horchte aufmerksam auf alle seine noch so unbestimmten Erwägungen und folgte oft seinen leisesten Winken; denn seine Urteile flossen aus demselben Geiste, aus dem heraus der Dichter geschaffen hatte. Darum erbat sich Schiller auch vor allem Humboldts ausführliche Gedanken, als er bald nach der Wiederaufnahme seiner poetischen Thätigkeit ins Schwanken geriet, ob er sich künftig nicht lieber der epischen als der dramatischen Dichtung zuwenden solle, und mit dem richtigsten Blick für die sittlich-künstlerische Natur des Zweifelnden wies ihm der Freund, seine Ansicht in geistvoller Darlegung glänzend motivierend, die Tragödie als sein eigentümliches Feld an: „Wenn Sie hier ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier keiner erreichen.“ Wie oft mag er auch sonst in ähnlichen ästhetischen Gewissensfragen Schiller durch seinen Rat bedeutsam gefördert haben!

Noch ungleich reicher aber war der Gewinn, der Humboldt selbst aus dem innigen Verkehr mit Schiller erwuchs. Eine erste, mehr äußerliche, aber trotzdem unschätzbare Folge davon war es, daß er Schillers Freunde Körner und Goethe, mit dem der jüngere Dichter gerade in jenem Sommer 1794 den Bund fürs Leben schloß, auch sich zu bleibenden Freunden gewann. Schiller selbst aber rief durch sein Wort und Vorbild in Humboldts innerem Wesen, in der Art seiner geistigen Thätigkeit eine entscheidende Wandlung hervor. Er trieb den Freund, der sich bis dahin in seinen ausgedehnten Studien fast ausnahmslos nur rezeptiv verhalten hatte und selbst seine früheren schriftstellerischen Versuche meistens ungedruckt im Pulte verschlossen aufbewahrte, zur Produktion. An den „Horen" nahm Humboldt nicht nur als Berater des Herausgebers, sondern auch als litterarischer Mitarbeiter, als Autor Anteil. Hier erschienen 1795 die beiden großen Aufsätze, deren Gedanken, so eigentümlich Humboldtisch auch die Grundidee war, durchweg auf jene Geisteswelt hindeuteten, in der Schiller damals heimisch war, die tiefsinnigen, in der Form aber der Bestimmtheit ermangelnden, zwischen abstrakt-philosophischer und sinnlich-poetischer Darstellung schwankenden Abhandlungen „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „Ueber die männliche und weibliche Form", beide für Schiller hinwiederum ein Anlaß, das nämliche Thema in Gedichten der nächsten Jahre gelegentlich zu berühren; 1797 folgte noch die Uebersetzung einer Pindarischen Ode aus Humboldts Feder in den „Horen". Auch zu verschiednen sonstigen schriftstellerischen Arbeiten, die aber sämtlich unfertig in den ersten Anfängen stecken blieben, ermunterte Schiller damals und später den Freund. Und wie viel von Schillers Geist und von unmittelbarer Anregung durch Schillers philosophische Schriften war in Humboldts Hauptwerk aus jener Periode seines Lebens zu spüren, mit dem er im Frühlinge 1798 den jenaischen Freund überraschte, dem ersten und einzigen Bande seiner „Aesthetischen Versuche", der auf eine Charakteristik und Zergliederung von Goethes „Hermann und Dorothea" ausging (Braunschweig 1799)! Schillers philosophische Dichtungen endlich waren das Vorbild, das Humboldt bewußt und unbewußt in jeder Weise, auch in der äußern sprachlich-metrischen Form, nachahmte, sobald er es versuchte, sein Empfinden poetisch auszusprechen. In geringerem Grade konnte er als Uebersetzer aus dem Griechischen — namentlich aus Pindar und Aeschylos — von der Kunst seines Freundes lernen; geradezu wie eine Kopie Schillerscher Gedankenlyrik nahmen sich

dagegen die wenigen umfangreichen Originaldichtungen aus, zu denen sich Humboldt 1800 und wieder einige Jahre darnach auf seinen Reisen in Spanien und Italien gedrängt fühlte.

Bis in den Sommer 1795 hinein dauerte der innige Verkehr von Haus zu Haus zwischen den beiden Freunden. Die Frauen nahmen an ihm den regsten Anteil. Nicht nur die geistigen Interessen, auch Familiensorgen und Familienfreuden empfand man als gemeinsame Angelegenheiten. Kaum ein Tag verging, an dem man sich nicht wenigstens einmal gründlich gegen einander aussprach; meistens sah man sich sogar zweimal des Tages. Aber dieses schöne Zusammenleben endigte zu Anfang des Juli 1795. Humboldt mußte zu seiner unheilbar kranken Mutter, deren baldige Auflösung unvermeidlich schien, nach Tegel reisen. Anfangs entschlossen, schon im Herbst nach Jena zurückzukehren, wurde er durch den unberechenbaren Zustand der Kranken bewogen, den Winter und noch den größeren Teil des folgenden Jahres bei ihr zu bleiben. Die traurige Einsamkeit in Tegel unterbrachen wiederholte Ausflüge nach dem nahen Berlin; für Geist und Gemüt boten aber auch sie dem an Schillers Umgang Gewöhnten nur wenig. Humboldt fühlte sich unsäglich verarmt und tief niedergedrückt; auch seine schriftstellerische Thätigkeit, die in Jena einen frischen Aufschwung genommen hatte, stockte unter solchen Umständen. Der Briefwechsel mit Schiller war jetzt seine höchste Erquickung. Ihn führte er mit nie erlahmendem Fleiß; in ihm konnte er, fast wie bisher im mündlichen Gespräch, alles, was den Freund und ihn selbst betraf, eingehend erörtern. Hier setzte er seine liebevoll-gewissenhafte Kritik der Schriften und Gedichte Schillers mit dem alten Eifer fort; hier suchte er von neuem das Wesen des Schillerschen Genius zu ergründen, die Einheit des Dichters und Philosophen in ihm zu erweisen, sein Verhältnis zu den Meistern des griechischen Altertums zu bestimmen. Hier teilte er rückhaltlos wie einst in Jena dem Freunde seine Ansichten über alles mit, was die neuere philosophische und poetische Litteratur an bedeutenderen Erzeugnissen brachte. Hier setzte er ihn vor allem umständlich von den Verhandlungen in Kenntnis, in die er sich für ihn mit dem Verleger und dem Drucker des „Musenalmanachs für 1796“ eingelassen hatte: auch die Korrektur dieses Musenalmanachs überwachte er. So vergingen sechzehn Monate der Trennung, von den beiden Freunden gleich schmerzlich empfunden. Endlich, da in dem zwar aussichtslosen Zustande seiner Mutter doch zunächst keine Aenderung zu erwarten schien, wagte Humboldt die Rückkehr nach Thüringen.

Am 1. November 1796 traf er wieder in Jena ein; seine Familie war ihm bereits vorausgegangen.

Fröhlich erneuerten die Freunde den ehemaligen, Geist und Herz belebenden täglichen Verkehr. Konnte Humboldt auch an Schillers wichtigster Beschäftigung in diesem Winter, an der Dichtung des „Wallenstein", keinen so unmittelbaren Anteil gewinnen wie einst an der letzten Ueberarbeitung der „Aesthetischen Briefe" oder an den philosophischen Gedichten des Jahres 1795, und lag die Thätigkeit, die Humboldt eben jetzt der Uebersetzung des Aeschyleischen „Agamemnon" widmete, dem Geschmack Schillers auch ziemlich fern, so forderten doch diese geplanten Werke selbst und gerade die Verschiedenheit der beiderseitigen Ansichten darüber zu gemeinsamer Erwägung und elektrisierender Geistesreibung, wie Schiller es später einmal nannte, nicht minder als die früheren Arbeiten heraus. Dazu gesellte sich das nunmehr viel fester begründete Verhältnis zu Goethe, der in diesem Winter wieder oft zu längerem Verweilen nach Jena herüberkam, der Verdeutschung des „Agamemnon" die wärmste Teilnahme entgegenbrachte, sich andrerseits aber auch zur prosodischen Durchfeilung der jüngst entstandenen Gesänge von „Hermann und Dorothea" der Hilfe Humboldts versicherte und so diesem unwillkürlich die erste Anregung und den Stoff zu seinem ästhetischen Hauptwerke lieferte.

Dieses Hauptwerk selbst aber, in dem Humboldt das Beste niederlegte, was die gleichzeitige Einwirkung der Ideenwelt Schillers und der dichterischen Gestalten Goethes in ihm gezeitigt hatte, entstand nicht mehr auf thüringischem Boden. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Jena, noch im November 1796, war seine Mutter ihrem Leiden erlegen. Damit fiel die Rücksicht weg, die ihn bisher nicht zur Ausführung seiner längst gehegten größeren Reisepläne hatte kommen lassen. Sogleich für das nächste Jahr faßte er jetzt eine Reise nach Italien ins Auge; ernstlich bereitete er sich schon in Jena nach allen Seiten hin darauf vor. Zu Ende Aprils 1797 verließ er den dortigen Freundeskreis, dessen Angedenken in ihm unvergänglich fortlebte; wehmütig blickte Schiller dem Scheidenden nach. „Ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder," schrieb er an Goethe, „und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältnis, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern."

Schillers Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Zwar die Herz-

lichkeit, mit der Humboldt dem Freunde zugethan war, ließ nicht nach: auch in der Fremde dachte er voll innigster Sehnsucht an den Zurückgebliebenen, dessen persönliches Walten und geistvolles Gespräch er am meisten vermißte. Aber die äußern Verhältnisse und die zum Teil dadurch bedingten Wege, die die geistige Entwicklung der beiden nunmehr einschlug, führten sie in der That weit auseinander: die alten Zeiten konnten nicht wiederkommen. Statt der von Schiller gerechneten zwei Jahre vergingen zunächst mehr als vier, bis er den Freund wiedersah. Humboldt hatte den Sommer 1797 in Berlin, Dresden und Wien zugebracht, sich dann aber durch die Kriegslage im südlichen Europa bestimmen lassen, vorerst nach Frankreich zu gehen. Von hier aus lockten ihn die stets wachsende Reiselust und die Neigung zu sprachlichen Studien, die ihn jetzt erfaßte, um ihn nicht wieder freizugeben, zweimal für längere Zeit nach Spanien. Erst im August 1801 war er wieder in Weimar; auf ein paar Tage traf er hier mit Schiller zusammen, dann ging er auf Umwegen nach Berlin und Tegel zurück. Nach Jahresfrist sah er Schiller noch einmal im September 1802, als er, zum preußischen Residenten in Rom ernannt, auf dem Wege nach Italien von den Freunden in Weimar Abschied nahm. Es war seine letzte persönliche Begegnung mit dem Dichter. Auch im Briefschreiben wurden beide von jetzt an lässiger. Aber, um sich ihrer geistigen Zusammengehörigkeit bewußt zu bleiben, brauchten sie das auch nicht mehr. Auch nach der längsten Pause konnten sie sicher und zutraulich, wie wenn sie an gemeinsame Erlebnisse von gestern oder heute anknüpften, den Gedankenaustausch stets wieder beginnen. So gegenwärtig erhielten sie sich einander ihr Bild, so treu lebte jeder in der Teilnahme an den Schicksalen und an dem Wirken des andern. Es war keine Uebertreibung, wenn Humboldt versicherte, das Kleinste in Schillers Beschäftigung habe mehr Wichtigkeit für ihn als alles, was er selbst unternehmen könnte — das Interesse, mit dem er die neuen Dichtungen des Freundes Schritt für Schritt verfolgte, bewies die Wahrheit seiner Worte. Und ebenso wahrhaft war das schöne Bekenntnis von der Unzerstörbarkeit ihrer Freundschaft, das Schiller in seinem letzten Brief an Humboldt ablegte: „Für unser Einverständnis sind keine Jahre und keine Räume."

So riß denn auch Schillers unerwarteter Tod, der den Freund in Rom mit der Gewalt des tiefsten Schmerzes traf, das geistige Band, das die beiden aneinander gefesselt hielt, nicht völlig entzwei. Im Sinne des Schillerschen Idealismus führte Humboldt sein ganzes Leben, waltete er seiner mannigfach wechselnden, ver-

antwortungsvollen Aemter, wirkte er unermüdlich im Dienste der Wissenschaft; der emsig gepflegte Verkehr mit Schillers Familie und Freunden, mit Goethe und Körner vor allem, erneuerte beständig die persönlichen Erinnerungen an den Geschiedenen. Reicher und kräftiger als je lebten sie wieder in ihm auf, als der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe erschien. Von Schillers Söhnen darum gebeten, schickte nun auch Humboldt sich an, seine Korrespondenz mit dem verewigten Freunde für den Druck zu bearbeiten. Schwer, halb widerstrebend ging er zuerst ans Werk; aber je weiter er darin fortschritt, desto inniger fesselte und rührte ihn das Lesen und Wiederlesen der alten, leider nur sehr mangelhaft erhaltenen Blätter, aus denen er für den Druck noch allerlei wegstrich, was nach seiner und der nächsten Freunde Meinung die Leser langweilen oder auch einzelne Ueberlebende aus Schillers Zeit verletzen könnte. Anfangs hatte er gezweifelt, ob er die Stimmung finden werde, ein Vorwort zu diesen Briefen zu machen; er hielt es auch kaum für nötig. Als aber der Briefwechsel 1830 im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung herauskam, enthielt er doch ein solches Vorwort, das Humboldt im einsamen, wehmütig-dankbaren Gedenken jener für sein ganzes Leben in mehr als einer Hinsicht entscheidenden Vergangenheit mit innerer Freude, aber nicht ohne Mühe verfaßt hatte, die herrliche „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung", das Geistvollste, was jemals über Schiller als ästhetischen Denker und philosophischen Dichter geschrieben worden ist, ausgezeichnet durch das Gepräge tiefer innerer Wahrheit und durch den Glanz warmer, hingebungsvoller Begeisterung, auch formal (nachdem besonders Humboldts Bruder verschiedne stilistische Verbesserungen veranlaßt hatte) neben einem fast gleichzeitigen Aufsatz über Goethe das Schönste, Klarste und der allgemeinsten Wirkung Fähige, was dem sonst oft dunkeln und schwerfälligen Schriftsteller in seinem ganzen Leben gelungen ist. Aus dieser Zeichnung von Schillers gesamtem intellektuellen Charakter, die den Menschen und den Denker und Dichter „in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe" zeigte, mußte in der That jedem, der zu lesen verstand, die Erkenntnis aufleuchten, die Humboldt vor allem zu entzünden strebte, „wie Schiller eine ganz einzige Erscheinung in seinem Jahrhundert war".

Was Humboldt bei der ersten Veröffentlichung des Briefwechsels unterdrückte, hauptsächlich weil es ihm „zu sehr in die Zufälligkeiten des gewöhnlichen Lebens einzugreifen" schien, wurde von Karl Goedeke in der Sammlung der „Geschäftsbriefe Schillers"

(Leipzig 1875) und im elften Bande seiner historisch-kritischen Ausgabe Schillers mitgeteilt und fand neben noch einigen schätzbaren Ergänzungen Aufnahme in die zweite, auf diese Weise reichlich vermehrte Ausgabe des Schiller-Humboldtischen Briefwechsels (Stuttgart 1876), die in möglichster Vollständigkeit alles enthielt, was von Briefen zwischen den beiden Freunden auf uns gekommen ist. Sie liegt daher auch dem folgenden Abdruck zu Grunde. Zur genaueren Erklärung der einzelnen im Briefwechsel berührten Punkte und Fragen kann sehr oft das vergleichende Studium der Korrespondenz Schillers mit Körner und mit Goethe dienen; treffliche Förderung ist auch aus den biographisch-litterargeschichtlichen Arbeiten über Wilhelm v. Humboldt zu gewinnen, namentlich aus Rudolf Hayms geistsprühendem Werke (Berlin 1856), dem die vorstehende Einleitung von dem, was sie etwa bieten mag, das Beste verdankt.

München, im September 1893.

Franz Muncker.

Vorerinnerung.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1793 bis 1797; vorher kannten wir uns wenig; nachher, wo ich mich meistenteils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener [1]. Gerade der erwähnte Zeitraum war ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie „durchbrach gleich einem angeschwollenen Strome" die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Notwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden. Er be-

[1] Die gegenwärtige Sammlung enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Teil der Schillerschen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dies schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.

durfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurteilend formenden Kräfte; so sicher er aber sein konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmütigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

Es war im Frühjahre 1794, als Schiller von einer in sein Vaterland gemachten Reise zurückkam, um sich wieder in Jena häuslich niederzulassen. Die große Krankheit, die seine ganze Gesundheit erschüttert hatte und von der er eigentlich nie wieder genas, hatte, verbunden mit der Reise, eine Unterbrechung in allen seinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Thätigkeit zurück, das eine solche Unterbrechung und eine neue Niederlassung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Goethe trug noch mehr dazu bei, seine geistige Lebendigkeit anzuregen. Es entstand also nun die Frage, was er unternehmen solle? was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne? Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, nicht vor sich. Im Dichten hatte er sich seit dem Jahre 1790 nicht versucht. Die Neigung zur Geschichte war erkaltet, dagegen fühlte er sich zu philosophischen Forschungen hingezogen. Indes standen im Hintergrunde immer die Malteser[1]) und Wallenstein, allein unter den damaligen Umständen, wie durch eine große Kluft selbst von dem Entschlusse, sich für einen beider Plane zu bestimmen, geschieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu sein, meinen Wohnsitz in Jena genommen und war wenige Wochen vor ihm dort angekommen. Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistenteils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und diese Unterredungen machten die Grundlage zu dem hier dem Publikum mitgeteilten Briefwechsel aus, der auch

---

[1]) Ein Schauspiel, zu welchem Schiller den Plan lange mit sich herumtrug, und von dem auch in dem nachfolgenden Briefwechsel die Rede sein wird.

größtenteils davon handelt und schrittweise den Weg sehen läßt, auf dem Schiller sich seiner großen letzten Produktionsepoche näherte. Aus diesem Grunde können, auch noch einzelne vortreffliche und genievolle Entwicklungen in den Schillerschen abgerechnet, die hier nachfolgenden Briefe sich vielleicht Hoffnung machen, Interesse bei denjenigen zu erwecken, welche dem Geiste eines großen Mannes gern über dasjenige hinausfolgen, was davon seinen Werken aufgeprägt ist.

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Teil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Litteraturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dies hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiedenen großen Naturkraft. Es verriet sich nach-

her durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigentümlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles, ergründend, spalten und alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigentümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigentümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigentümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urteile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigentümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge

und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegen-

stande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd ver-

schlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Teil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Uebersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Uebertragung in eine andre Sprache, sondern in eine andre Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indes nicht vorzugsweise diese Uebersetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farbe des Altertums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Altertums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen

ihren Teilen nur ihn atmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Altertum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Aeschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Altertums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der Homerischen Dichtung eben so rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größesten Schönheiten.

An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern,

den sanften Bogen der Notwendigkeit,

der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts

vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Columbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen aber schönen Ausdruck: „Als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein unteilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinausliegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntnis und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigentümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder über-

raschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung aufeinander gegründeten Schein aufzuheben und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit.

In Anmut und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt. Ich zweifle, daß diese, mit den gehaltreichsten Ideen und einer seltenen Schönheit des Vortrags ausgestatteten Aufsätze jetzt noch häufig gelesen werden, aber es ist in vieler Rücksicht zu bedauern. Zwar sind beide Werke, und namentlich die Briefe, nicht von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß Schiller, um seine Behauptungen fest zu begründen, einen zu strengen und abstrakten Weg gewählt und es sich zu sehr versagt hat, seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weise zu behandeln, ohne doch dadurch den Forderungen einer Deduktion bloß aus Begriffen wirklich zu genügen; aber über den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, also über die Grundlagen aller Kunst, sowie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein wird hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiete dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Prinzipien hinaufführen lassen. Dies liegt nicht bloß in der scharfen Absonderung und Begrenzung der Begriffe, sondern fließt bei weitem mehr aus dem viel selteneren Verdienst, alle in ihrem ganzen Umfange, ihrem vollen Gehalte, schon mit der Ahnung aller aus ihnen hervorgehenden Folgerungen hingestellt zu haben. Ueberhaupt werden die Ideen in diesen Aufsätzen nicht sowohl gespalten und zerlegt, als, wenn mir das Gleichnis erlaubt ist, gewissermaßen in Facetten geschnitten, von denen jede ein neues Licht empfängt und zurückwirft. Dies gilt vorzüglich von der letzten Hälfte von Anmut und Würde, wo die Unterschiede zwischen verschiedenen Arten der Gesinnung und des Betragens geschildert sind.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinausstrebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam bloß abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüts, nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern.“ Die Rezension der Bürgerschen Gedichte, aus welcher diese Stelle genommen ist, hat Schillern den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen diesen mit Recht geliebten Dichter zugezogen. Allerdings ist sie streng. Denn so lange der ungefähr gleiche Zustand der Sprache den Gedichten unserer Zeit in Deutschland allgemeinen Eingang verstattet (eine Bedingung, an welche das Wirken aller Dichtung geknüpft ist), wird Bürger gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen und jedes Gemüt mit einer ihm ganz eigenen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller gesteht in einem seiner späteren Briefe auch selbst, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen besonderen Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgestellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelassen haben, und diese verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und persönliche Ansicht Schillers herausgehoben zu werden. An niemand richtet er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was

auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug und im Dichten mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das andre enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dies hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. Die Strenge seines Urteils über seine frühesten Produktionen spricht eine Stelle in der Bürgerschen Rezension klar und mit Stärke aus, und noch deutlicher die zwei Jahre vor seinem Tode geschriebene Vorerinnerung zu der Sammlung seiner Gedichte. Allein, was darin seinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche seines Lebens nennen kann, im Don Carlos, so hell leuchtend hervortrat und seitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, ging nicht die Individualität, nicht die Persönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Produktionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus mißverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Notwendigkeit der Unterordnung der Teile unter die Einheit des Ganzen, dann im Einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geschmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei. Im Don Carlos befand sich Schiller wie in einer andern Sphäre. Hier stellte sich ihm der große Gegensatz weltbürgerlicher Ansicht und sich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar und zeigte ihm von aller Erfahrung absehende Ideen im Kampf mit einer Beschränktheit, die Er-

fahrung ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hing das Schicksal in ihren Volks- und Gewissensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dies große politische Interesse war eine in ihrem ersten Aufwallen reine und schwärmerische und schuldlos und zart erwiderte Liebe verwebt. So umgab diesen Stoff der Dichter wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entsprang die Wahl desselben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemütes. Diese zeigt sich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlassen der Prosa, zu der er zwar in den ersten Entwürfen zum Wallenstein zurückkehrte, bald aber wieder zum Verse hingerissen, seinen Irrtum, und nun für immer, erkannte. Die erste Scene zwischen Max und Thekla, früher ausgearbeitet als die ihr vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen.

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigentümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren

Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen und in allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigentümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Kultur durch

Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Zivilisation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen, als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Plans getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indischen Litteratur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die griechische Litteratur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter, als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.

Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieser Thätigkeit nirgends Grenzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreise als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen. Indes gehört die Sprache allerdings der Nation

und dem Geschlecht, nicht dem einzelnen an, und der Mensch kann sie, ehe er sie begreifen lernt, lange als ein totes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem sie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann sie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt aber dennoch eine, zwar nicht ursprünglich schaffende, allein doch still fortbildende Einwirkung des Menschen auf seine Sprache, und die Sprachen haben ihren höchsten poetischen und musikalischen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem besonderen Schwunge der Phantasie der Völker, die sie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von diesem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufsteigen dazu ist wenigstens uns selten sichtbar und bleibt eher problematisch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz kulturloser Nationen, sich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenstandes, mit offnem und unbefangenem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten ursprünglichen Zustandes des Menschengeschlechts übergeht: so sollte man, da die Sprache mit dem Menschen gegeben ist und vor ihr nichts Menschliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieser Zustand ein friedlicher, besonnener, sich keinem tieferen und zarteren Eindruck verschließender gewesen sei, und daß gesellschaftliche Verwilderung erst einer späteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereignisse mit wilder Leidenschaft die Stimme der eigenen Brust übertäubte. Wenigstens würde Schiller auf diesem Wege schwerlich die Schilderung eines Naturstandes, wie sie die ästhetischen Briefe enthalten, notwendig erachtet und überhaupt weniger scharf getrennt haben, was in der entschieden primitivsten Emanation der menschlichen Natur, in der Sprache, als fest vereinigt und innig verschmolzen erscheint.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Von Don Carlos habe ich in dieser Rücksicht schon gesprochen. Die zuerst in der Thalia abgedruckten

philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Produkt desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophierenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophierens begann für Schiller in Anmut und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie. Jene beiden Stücke könnte man nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen, sie gehören aber zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Die Briefe sind mit hinreißendem Feuer geschrieben und mit einem, noch vom Zwange keiner Schule, auch nur von fern, berührten Geiste. Die Resignation trägt Schillers eigentümlichstes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache an sich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüts ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu sein scheint.

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophierende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er notwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begrenzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint: Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die

auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes nach allen Richtungen hin ausspinnt und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Prinzip in seiner Intellektualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigentümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem spekulativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende spekulative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophieren lehrte, weniger Gefundenes mitteilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisiert die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophien, wieder in vollkommner Freiheit und auf selbst geschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistenteils gar nicht und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen, zu erklären, wie Goethe plötzlich dastand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? Und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.

Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, erteilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer sein zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmacht, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Anteil zu nehmen. Indem er, mehr als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolierte, hat wohl niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigentümlichen Reiz.

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut.

Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt und das Erhabene entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen teils verletzt, teils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Prinzip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in Anmut und Würde, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigentümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dies in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüts, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört wenigen an und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältnis nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergierende Bahnen in einem höherliegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von seiten der Intellektualität die klare Erkenntnis dieses Punkts, von seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun

stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmut und Würde und den ästhetischen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hilfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigentümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Stil. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen, Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Stil zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein notwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblick selbstthätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigene Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Stil sage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen, und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen

hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen. Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktisches Gedicht gebe. Aber einige der seinigen können, gerade in der von ihm aufgestellten Idee, dafür gelten. Unter diesen spricht vielleicht der Spaziergang, in dem sich Schiller zugleich in malerischen Naturschilderungen selbst übertroffen hat, am meisten die Phantasie und das allgemeine Gefühl an. Sonst möchte man in dieser Gattung einige frühere: die Götter Griechenlands, die Künstler, späteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philosophischem Wege nachfolgten. Denn in Schiller selbst entwickelten sich, wie es in einem Dichter nicht anders sein konnte, die philosophischen Ideen aus dem Medium der Phantasie und des Gefühls.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unleugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigentümlichkeit ebensowohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Nur um dies mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich diesen Punkt hier. Wer, wie Schiller, durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine Notwendigkeit atmende Form zu gießen, der mußte begierig sein, zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgend eine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtsforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschichtschreiber, wenn er alles Faktische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff

erst wieder aus sich heraus zur Geschichte konstruieren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Thatsache läßt sich ebensowenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildnis bloß abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusamenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Notwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnisvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hilfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser späteren Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir noch, als ich ihn das letztemal noch im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plane einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Altertum und der neueren Zeit ge-

rade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethes schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von außen hinein, in Rom glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns."

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellektualität auf den einen, ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellektuellen Charakterisierung notwendige Bestimmungen ab: das besondere Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellektuellen Standpunkts. In den Grenzen dieses Typus und dem Verhältnis der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellektualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer sein mag, vorzugsweise auf einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir notwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch so viel dies möglich ist, dem Begriff nach als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung und namentlich von seiner philosophischen zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisieren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt notwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller sich individuell verteilenden Intellektualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt geführt zu haben, Schillers Eigentümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht bloß als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsichres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit den poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Ver-

bindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein andrer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigentümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts als ruhend und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert aufeinander einwirkend denken. Was in ihm ist, i st nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Intellektualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der M a c h t d e s G e s a n g e s die Dichtung überhaupt charakterisiert: ein Regenstrom aus Felsenrissen u. s. w., steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit bloß, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenngleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und emportrug, so mußte ebendarum unleugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Los. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigner Natur, und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigentümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung

klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eigenen lichtvollen Einteilung, durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen anderer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in allem, wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr, als er, auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffes, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dies that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden, mächtigen inneren Drange. Was anderen sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dies waren, in ihren Werken weniger plastisch zu sein, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größten Dichtergenies teilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühl genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine

Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wiederzugeben scheinen, und in denen man Schillers intellektuelle Eigentümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt. Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies aber enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ich über Schillers rastlose Geistesthätigkeit und die enge Verbindung seines dichterischen Genies mit der mächtigen Kraft gesagt habe, die in ihm alles in das Gebiet ihres Denkens zog, so wird man jetzt besser die Epoche verstehen, in welche der nachfolgende Briefwechsel fällt und die ich im vorigen als die kritische in seiner poetischen Laufbahn ansah. Jede große poetische Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüts, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, seit Jahren vermißte. Zum Teil lag die Schuld wohl in dem Plane zum Wallenstein, den er lange bei sich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieser Stoff war in seinem Umfange zu gewaltig und, seiner Beschaffenheit nach, zu spröde, um nicht der größten Zurüstungen vor seiner Ausführung zu bedürfen. Wer dieses Gedicht richtig zu würdigen versteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetische Riesenarbeit ist; selbst Schillers formender Geist vermochte diesen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drei

zusammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an seine theatralischen Werke machte, hatten sich gesteigert; da das schöpferische Genie augenblicklich feierte, trat desto geschäftiger die richtende Kritik, und nicht ohne Besorgnisse, an ihre Stelle. In allem künstlerischen Schaffen verlangt die Zuversicht das Beispiel des schon wirklich Gelungenen. Dies fehlte Schillern hier, nicht nach dem Urteil seiner Nation, aber nach seinem eigenen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigungen des Talentes gelten, dessen Entwicklung ihm jetzt allein seiner und der Kunst würdig erschien. Don Carlos war durch äußere Umstände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Glut der ersten Auffassung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfang einer neuen Laufbahn zu stehen, und wirklich drückte er, da er sich einmal der Fesseln entledigt hatte, die seinen neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem sie niemals vorher die Bühne betreten hatte. Zugleich fiel dies in eine Zeit, wo Schillers inneres Bestreben vorzüglich ein philosophisches war. Denn es ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit, unmittelbar nach der Arbeit am Don Carlos, er bemüht war, die in ihm rege gewordenen philosophischen Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des Don Carlos zum Gegenstand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn sieht, nicht frei vom Anteil dieses innern, auf Ideen gerichteten Triebes, und dies in seiner Art einzige, im einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerschen Genies ausgestattete, wenngleich in der Form und Zusammenfügung des Ganzen nicht, gleich den spätern, gelungene Stück verrät die Spuren dieses Ursprungs. Ein innerer, auf Ideen gerichteter Trieb war es in der That; da er aber in dem Erscheinen der Kantischen Philosophie Nahrung fand, und nachdem er sich einmal in Anmut und Würde in bestimmter Klarheit auszusprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in diesem Aufsatze angedeuteten und teilweise ausgeführten Systems als eine innere Aufgabe in Schiller, die seiner Individualität nach, gelöst sein mußte, ehe er in ein anderes Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen, so lange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur

Klarheit und Gewißheit zu bringen; die Ideen, welche die Grundsäulen seines ganzen intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen er sein poetisches Schaffen, das Element seines Lebens, unauflöslich verschwistert sah, sobald es ihm Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteristischer Zug bei jeder Arbeit in Schiller, und so ruhte er nicht eher, bis die ihm von seiner innersten Natur gestellte Aufgabe in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gelöst war. Bis dahin aber konnte er auch nichts anderes ergreifen. Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz.

Es ist sehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede ist, die beständig in Schiller fortlebende Sehnsucht nach dramatischer Dichtung, langsam, aber immer allmählich sich Luft machend, die Oberhand über das philosophische Streben gewann. Im ersten Jahre seiner Rückkehr nach Jena beschäftigten ihn noch ausschließlich die ästhetischen Briefe und gelegentliche historische Arbeiten. Dann blühte die Poesie, zuerst nur in kleineren lyrischen und erzählenden Gedichten, ihm auf, und die Philosophie näherte sich in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun schon herrschend werdenden Arbeit der Phantasie. Endlich begann der Wallenstein. So trat Schiller wie in ein leichteres, ihm eigentümlicheres Element, in die glänzende dichterische Periode seiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch schmerzlich bewegt, großer und schöner Tod führte ihn mitten in einer schon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter strebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schillers zur dramatischen Dichtung fällt auch der Anfang seines vertrauteren Umgangs mit Goethe, und gewiß als die am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursache. Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad hinüber, oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des

eignen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu sagen, würde teils überflüssig sein, teils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältnis ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann.

In dem Briefwechsel mit mir gibt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mißtrauen scheint, und Aehnliches findet sich in Körners Lebensbeschreibung angeführt. Ich erwähnte auch dessen schon im Anfang dieser Vorerinnerung. Solche augenblickliche Aufwallungen, sowie der sonderbare Mißgriff, sich mehr für epische als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden niemanden irre machen, der mit dem menschlichen Kopfe und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er durch seine Natur wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt, als Schiller; nie war einem mehr, als ihm, unsicheres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung war aber offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die alles auf einen Punkt hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effekt hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich nach Goethes treffender Bemerkung daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt. Denn auch sie sammelt ihre ganze Wirkung auf einen Endpunkt, verfolgt mehr eine Linie, als sie sich auf eine Fläche verbreitet, und steht, wie auch der Gedanke, in engerem Bunde mit der Zeit, als mit dem mehr der Anschauung zusagenden Raume. Wenn Schiller dies und selbst den dichterischen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen schien, so war es in den besten Momenten dieses

Mißtrauens die Höhe des Ideals, die den Blick schwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünschten Zieles zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnsucht.

Des Einflusses, den äußere Umstände auf den Wechsel in Schillers Beschäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Absicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die prosaischen Aufsätze großenteils durch die Thalia und die Horen, die Gedichte durch die Musenalmanache hervorgerufen. Der erste von 1796 veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines stammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieser wechselnde Uebergang von poetischen zu philosophischen, prosaischen zu rhythmischen Arbeiten hauptsächlich und im ganzen allein in der oben geschilderten Geistesstimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in sehnender Erwartung in sich trug, noch nicht seine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüts noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüstung zu künstlerischem Schaffen und Dichten ist, ließ er sich zu Unternehmungen dieser Art gehen, die ihm hernach allerdings bisweilen störend erschienen, allein mehr schienen, als es in der That waren. Bewundernswürdig blieb dabei, wie diese äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden, und wie die Nötigung (denn so mußte man es oft bei Arbeiten, zu bestimmten Zeiten zugesagt, nennen), sobald sich die glücklich empfangene Idee dem Geiste darstellte, in schöne Freiwilligkeit überging, die jede Spur des äußern Ursprungs in dem Werke selbst austilgte. Denn niemand wird selbst den weniger bedeutenden unter den Almanachs- und Horengedichten den Stempel echter Genialität abzusprechen vermögen.

Was seine spätern dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltumgebung treten und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinne Natur. In

mehreren Stellen seiner Briefe gibt Schiller die größere Rücksicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen, von ihm gemachten Fortschritt an und tadelt das Hängen am Einzelnen und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Teile. Viel früher aber spricht er dies höchste Erfordernis eines Kunstwerks wundervoll klar und schön in den Künstlern aus. Was er unter einer solchen Behandlung eines dramatischen Stoffes verstand, zeigte er gleich an dem schwierigsten in dieser Hinsicht, am Wallenstein. Alles Einzelne in der großen, so unendlich vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen und durch dichterische Notwendigkeit verbunden erscheinen; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Krieges, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heeres, sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gemacht, wenn man Shakespeare ausnimmt, nicht leichter ein zweiter eine solche Welt von Gegenständen, Bewegung und Gefühlen in einer Tragödie umfaßt.

Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der That bestand sein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt sagt, soviel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst. Tiefer in sie einzugehen ist meine Absicht nicht. Die in dieser Vorerinnerung niedergelegten Betrachtungen haben nur den Endzweck, den hier nachfolgenden Briefwechsel in den ganzen Entwicklungsgang Schillers einzupassen. Sie finden daher ihren natürlichen Endpunkt in dem entschiedenen Beginn der Periode seiner letzten Trauerspiele. Diese haben längst das Urteil der Mitwelt erfahren; sie können mit Ruhe das der nachfolgenden Geschlechter erwarten. Lange noch werden sie die Bühne beschäftigen, dann ihren Platz in der Ge-

schichte deutscher Dichtung einnehmen. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, sammelt nicht Thatsachen. Er wirkt in der Art, wie er schafft; der Phantasie aller Zeiten führt er Gestalten vor, die erheben und bilden, er leistet dies in der Form, in die er seine Gegenstände kleidet, in den Charakteren, mit welchen er die Menschheit idealisch bereichert, in seinem eignen, aus allen seinen Werken wiederstrahlenden Bilde. So begeisternd, und bildend durch Erhebung und Rührung, wird auch Schiller lange und mächtig auf seine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja, wie er es in einem der hier folgenden Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unabläßig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, „daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war;“ er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Tegel im Mai 1830.

W. v. Humboldt.

1. W. v. Humboldt an Schiller.

Erfurt, den 3. Mai 1792.

Wenn Sie diesen Brief aufbrechen, teuerster Freund, erwarten Sie wahrscheinlich die Nachricht von der Niederkunft meiner Frau. Wie sehr werden Sie sich aber wundern, wenn Sie statt dessen eine ganz andere Geburt erblicken. Allein es muß mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein; denn so lange wir drei hier zusammen sind, vergeht kaum ein Tag, an dem nicht etwas, sei's nun ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes zur Welt kommt. Nur das eine, was wir allein eigentlich alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus.

Sie erhalten also hier ein poetisches Machwerk von mir, lieber Freund, und Sie verzeihen, daß ich mich damit gerade an Sie wende. Aber wenn ich überhaupt niemandes Urteil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen so oft bei so vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urteile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urteil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Teile, mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demütigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung. Aber auch diese Gründe würden mich nicht bewogen haben, Ihnen mit meinen Versuchen beschwerlich zu werden, wenn ich mich nicht gerade jetzt in einer Stimmung befände, in welcher mir Ihr Urteil noch

mehr als wichtig, in der That notwendig ist. Darum nun erlauben Sie mir, Ihre Freundschaft, von der Sie mir schon so manchen gütigen Beweis gaben, um eine Gefälligkeit anzusprechen.

Ich beschäftigte mich in diesen Tagen mit dem Pindar. Seine wunderbar einfache Größe, die Kühnheit seiner Bilder, die Stärke des Ausdrucks, mit einem Worte das ganze echte Gepräge des wahrhaft großen und tiefen Geistes ergriff mich stark. Ich übersetzte die ersten anderthalb Strophen der zweiten Ode, und ohne an eine Uebersetzung auch nur dieser ganzen Ode zu denken, schrieb ich sie hin. Ich zeigte sie Karolinen und meiner Frau, sie gefielen ihnen, sie munterten mich auf, fortzufahren, und so entstand nach und nach, was Sie hier sehen. Von diesem Fortgange — da mir doch eine Uebersetzung, einerlei welche, geglückt ist — und von dem Beifall der beiden Frauen — den ich aber vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke — aufgemuntert, habe ich jetzt, ich kann es nicht leugnen, eine sehr große Lust, mehrere Versuche zu wagen. Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so notwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen, so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht, Verse zu machen, ohne von Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz versplittert. Darum vorzüglich wage ich es, Sie, teurer Freund, um Ihr völlig offenes, wahres Urteil zu bitten. Sie sehen hier eine Probe, und eine wenigstens insofern entscheidende Probe, als die erste Lust sie begünstigte, und als ich ihr allen Fleiß gewidmet habe, dessen ich wenigstens jetzt fähig war.

Finden Sie in mir, nach ihr, keinen Beruf zu Arbeiten dieser Art, so sollen Sie mich gewiß folgsam sehen, und so erwerben Sie sich ein wichtiges Verdienst um meine Zeit. Meinen Sie, ich könnte bei länger sich übendem Fleiß etwas leisten, so können Sie mir vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das von mir gewählte Silbenmaß habe ich hinten ein paar Worte ge-

sagt. Bei der Uebersetzung habe ich übrigens die genaueste Treue zu erreichen gesucht und nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche gemieden. In der 4. Antistrophe werden Sie eine Variante finden. Das Nebengeschriebene gefiel uns mehr, aber es schien mir nicht deutlich genug.

Karoline meint, Sie würden der Ode einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen. Wie schmeichelhaft mir dies sein würde, kann ich Ihnen nicht sagen. Indes bitte ich Sie recht herzlich, es nicht anders zu thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren erscheinen kann. Ich kann darüber nicht Richter sein. Es hat Momente gegeben, wo ich sie sehr schön hielt; und jetzt versichere ich Sie, scheint sie mir wieder kaum mittelmäßig.

Doch endlich genug von der Ode. Ich wollte Ihnen noch mancherlei sagen. Aber der Pindar hat mir das ganze Blatt gefüllt. Ich eile also zum Schluß.

Karoline und meine Frau umarmen Sie und Lottchen herzlich. Karoline hätte selbst geschrieben, aber sie ist nicht ganz wohl. Mit nächstem Posttag wird sie selbst schreiben. Der Koadjutor erinnert sich Ihrer unendlich oft und freuet sich sehr, Sie vielleicht bald einmal hier zu sehen. Dies Vergnügen, sei es nun hier, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, ist auch uns eine überaus frohe Aussicht. Versichern Sie Ihrer lieben Frau meine innigste Freundschaft, und leben Sie recht wohl. Ewig der Ihrige H.

---

2. W. v. Humboldt an Schiller.

Auleben, den 12. Septbr. 1792.

Sie verzeihen es mir wohl, teuerster Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Auftrag beschwerlich zu fallen wage, der mir aber jetzt gerade sehr wichtig ist, und wegen dessen ich mich an sonst niemand zu wenden weiß.

Ich wollte meine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats, die Sie im Manuskript bei sich haben, in Berlin drucken lassen und würde auch ohne Anstand einen Verleger gefunden haben. Allein manche Schwierigkeit erregte mir die Zensur. Der eine Zensor verweigerte sein imprimatur ganz, der andere hat es zwar erteilt, allein nicht ohne Besorgnis, daß er deshalb noch

künftig in Anspruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläuftigkeiten dieser Art in den Tod hasse, so bin ich entschlossen, die Schrift außerhalb drucken zu lassen. Da nun aber kenne ich niemanden, an den ich mich etwa wenden könnte, als Göschen. Da die Abhandlung politischen Inhalts ist, woran das Publikum jetzt vorzüglich Interesse zu finden scheint, und die Bogenzahl so gering ist, daß die Auslagen dabei nur unbeträchtlich sein können, so zweifle ich nicht, daß Göschen den Verlag übernehme. Ich würde ihm nun geradezu selbst geschrieben haben, allein ich fürchte, daß, im Fall er mir eine abschlägige Antwort geben möchte, dies ihn geradezu gegen mich genierte, und vielleicht um so mehr, als er meine Frau persönlich kennt.

Meine ganze Bitte an Sie, teuerster Freund, bestände also allein darin, daß Sie bloß Göschen die Sache schrieben (doch so, daß der Zensuranstand in Berlin nicht weiter bekannt würde), ihm, wenn Sie es für nötig hielten, das Manuskript mitschickten und ihn ersuchten, sich bestimmt zu erklären, ob er den Verlag zur Ostermesse 1793 übernehmen wolle?

Da Sie gewiß Ihrer eigenen Angelegenheit wegen oft an Göschen schreiben, so denke ich, macht Ihnen die Besorgung dieses kleinen Auftrags keine Mühe, und mir erweisen Sie in der That eine überaus große Gefälligkeit dadurch. Nur muß ich Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, bald an Göschen zu schreiben und mich auch seine Antwort, sobald Sie können, wissen zu lassen. Denn ich kann mich nicht eher bestimmt in Berlin erklären, welches doch notwendig ist.

Die Korrektur könnte ich, wenn Göschen in Leipzig oder Erfurt drucken ließe, durch Bekannte, und an letzterem Ort auch zum Teil selbst besorgen.

Karoline schreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung Sie nicht ohne Interesse gelassen haben, und daß Sie selbst sich jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftigen. Sie selbst versprachen mir schon einmal halb und halb die Mitteilung einiger Ihrer Ideen. Welch ein angenehmes Geschenk würden Sie mir damit machen! Wie wäre es aber, wenn Sie sie in Gestalt einer Vorrede oder eines Anhangs, oder wie Sie sonst wollten, mit oder ohne Ihren Namen meiner Abhandlung beifügten. Es versteht sich, daß dies nur ein hingeworfener Einfall ist. Aber es

scheint mir zu interessant, wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspunkten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben.

Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben.

Wir umarmen Sie und Lottchen aufs herzlichste. Leben Sie recht wohl und sagen Sie mir bald ein Wort. Ewig Ihr H.

---

3. W. v. Humboldt an Schiller.

Auleben, den 9. Nov. 1792.

Soeben, teuerster Freund, erhalte ich Antwort von Vieweg. Er hat meine Abhandlung zum Verlag nicht angenommen, weil er, wie er mir sagt, schon viel zur Ostermesse zu thun hat. Ich überlasse sie also jetzt recht gern Göschen, wenn Sie die Güte haben wollen, sie ihm anzutragen, und er die mir neulich von Ihnen geschriebenen Bedingungen eingehen will, nämlich 1 Karolin für den Bogen der Schrift, und 1 Ld'or für den Bogen des, was Sie in der Thalia abdrucken lassen. Nur versteht sich denn doch wohl, daß er alsdann auch die Kosten der Korrektur trägt, und könnte ich außerdem noch 15 bis 20 Freiexemplare erhalten, so wäre es mir auch lieb, da ich mit mehreren Menschen, die mir ihre Bücher schenken, so stehe, daß ich nicht umhin kann, gleiches mit gleichem zu erwidern.

Format, Papier und Druck überlasse ich Herrn Göschen, weil es seine Sache ist, das Buch so erscheinen zu lassen, daß auch das Aeußere reizt. Indes hat mir der Bogen in der Thalia sehr gefallen, und wenn es von mir abhinge, und Sie das Format nicht zu klein halten, so wäre mir gerade derselbe Druck der liebste.

Einen genauen Korrektor wollten Sie die Güte haben mir nachzuweisen. Ich will ihm sodann außer dem Original, was Sie haben, noch eine Abschrift von einer deutlichen

Hand, die schon fertig ist, schicken. Aus beiden wird er sich am besten helfen können. Ginge es aber an, so hätte ich gern selbst die letzte Korrektur. In dem mir neulich überschickten Bogen der Thalia waren einige sehr arge Druckfehler.

Wollen Sie nun die Güte haben, teuerster Freund, Göschen zu schreiben und mir seinen Entschluß zu sagen, so ist alles in Richtigkeit. Ich lasse mir indes die Abschrift, die noch in Berlin ist, kommen und bessere, soviel ich vermag. Vielleicht sagen Sie mir selbst auch noch eins und das andre über einige Stellen. Auch erfahre ich wohl durch Sie, wann der Druck anfangen muß?

Biester hat den Abschnitt über den Krieg mit meinem Namen und einer förmlichen Ankündigung in einer Note im Oktober seiner Monatsschrift drucken lassen, beides zwar nach meinem Auftrage, aber zu einer Zeit, als ich noch glaubte, das Buch würde in Berlin gedruckt werden, wo ich es nützlich hielt, mich zu nennen. Jetzt wünschte ich weit mehr, anonym bleiben zu können. Sollte in der Monatsschrift, zufolge meines letzten Briefs an Biester, nichts mehr erscheinen, so wäre ich gesonnen, den Titel des Buchs zu ändern und das Stück des Krieges, das so mehr Episode ist, herauszulassen. Auf jeden Fall brauche ich mich ja darüber nicht zu entscheiden.

Ich habe heute noch mehr zu schreiben, teurer Schiller, und breche also hier ab. Verzeihen Sie meine Bitten und behalten Sie mich in liebevollem Andenken. Meine Frau schreibt selbst an Lottchen, der ich mich herzlich empfehle.

Mit der innigsten Achtung und Liebe ewig Ihr

Humboldt.

---

4. W. v. Humboldt an Schiller.

Auleben, den 7. Dezember 1792.

Endlich, teurer Freund, habe ich Antwort von Biester und die Abschrift meines Manuskripts zurückerhalten. Er sagt mir, daß er, außer dem 5ten Abschnitt über den Krieg, noch den 8ten über Sittenverbesserung und den 6ten über öffentliche Erziehung abdrucken lassen. Es thut mir leid, daß es so viel geworden ist, allein ich erfuhr zu spät, daß Sie mir einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen wollten,

und er versichert, er habe es nicht mehr abändern können. Da ich nun das Manuskript wieder zurück habe, so bin ich bereit, die neue Durchsicht und die Aenderungen, die mir noch notwendig scheinen, nun anzufangen, ob ich gleich noch selbst nicht bestimmen kann, ob ich viel abändern werde. Indes mache ich mich doch an die Arbeit, sobald ich nur von Ihnen, liebster Freund, Antwort erhalten habe. Um diese ersuche ich Sie aber jetzt recht herzlich, und sollten Sie selbst nicht Zeit haben, so bitten Sie ja wohl Lottchen, mir sie mit einigen Zeilen zu schreiben. Verzeihen Sie meine zudringliche Bitte. Aber Sie haben sich einmal so gütig für die Abhandlung interessiert.

Was sagen Sie zu den Vorfällen am Rhein? Der Koadjutor berührt sie in seinem letzten Brief an mich nur kurz. „Sie haben mich gerührt," schreibt er mir, „aber nicht erschüttert."

Mein eigenes Interesse, d. h. das ich als Zuschauer an dem Ausgange nehme, weiß kaum recht, wohin es sich schlagen soll. Mehrere Gründe, worunter jedoch der Anteil an dem Koadjutor und die Betrachtung, daß die Mainzer mir gar nicht auch nur eines Anteils an einer freien Konstitution fähig scheinen, lassen mich die Wiedergewinnung des Landes wünschen. Auf der andern Seite sähe ich indes auch sehr ungern die Franzosen geschlagen. Ein edler Enthusiasmus hat sich doch jetzt offenbar der ganzen Nation bemächtigt, es sind doch endlich einmal andre Dinge, als die Neigungen und eingeschränkten Gesichtspunkte einiger einzelnen, welche eine ganze Nation beschäftigen, und die Energie muß dadurch unendlich gewinnen. Und doch gerade ist es der Mangel dieser Energie, der, dünkt mich, in den letztverflossenen Jahrhunderten am meisten sichtbar war. An sich scheinen mir freie Konstitutionen und ihre Vorteile ganz und gar nicht so wichtig und wohlthätig. Eine gemäßigte Monarchie legt vielmehr der Ausbildung des einzelnen meist weniger einengende Fesseln an. Aber sie spannen die Kräfte zu einem so hohen Grade und erheben den ganzen Menschen und wirken doch so im eigentlichen Verstande das einzige wahre Gute. — Ungeachtet dieser meiner Anhänglichkeit an die französische Revolution kann ich es doch Forster nicht verzeihen, daß er in dem jetzigen Zeitpunkt auf einmal ganz öffentlich zur französischen Partei übergegangen ist und Dienste genommen hat. Ich sage nicht, daß es un-

politisch ist, denn Forsters zerrüttete Finanzumstände mochten vielleicht einen verzweifelten Schritt notwendig machen, aber unmoralisch und unedel scheint es mir doch im hohen Grade, dem Kurfürsten, dem er nämlich nichts als Wohlthaten zu danken hat, in einer Periode untreu zu werden, wo er offenbar der schwächere Teil ist. Ich kann nicht begreifen, wie seine Freunde ihn nicht zurückgehalten haben, vorzüglich Huber, dem es doch überdies jetzt selbst schädlich sein kann, viel im Hause zu sein.

Karoline schreibt uns, daß Sie Lust zu einer Reise nach Paris haben. Wenn es Friede ist und Sie uns mitnehmen wollen, so sind wir augenblicklich von der Partie. Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen, um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.

Ich habe vor einigen Tagen Ihren Kalender dieses Jahres erhalten und zum Teil gelesen. Die Schilderung der Schlacht bei Lützen hat mich hingerissen. Sie ist unnachahmlich dargestellt.

Lina umarmt Sie und Lottchen herzlich. Unsere Kleine ist wohl und verspricht, sich auf der Pariser Reise recht artig und still aufzuführen.

Leben Sie recht wohl, teurer Freund, und vergessen Sie nicht Ihren H.

---

5. W. v. Humboldt an Schiller.

Auleben, den 14. Januar 1793.

Verzeihen Sie, mein teuerster Freund, daß ich Ihnen auf Ihr letztes Briefchen noch nicht antwortete. Aber Wolf aus Halle, der mich auf einige Tage besuchte, verhinderte mich daran.

Es thut mir leid, daß Göschen meine Abhandlung nicht in Verlag nehmen kann. Ich hätte sie vorzüglich, damit sie unter Ihren Augen gedruckt werden könnte, bei weitem lieber ihm als einem anderen gegeben; und außerdem ist es mir unangenehm, daß Sie, lieber Freund, jetzt noch mehr Schreiberei darum haben. Indes ist mir ein anderer Weg eingefallen, über den ich mir Ihre Meinung erbitte.

Wenn, wie ich glaube, Göschen die wahre Ursache angegeben hat, so nähme er vielleicht das Werkchen in ein oder zwei Jahren, und mir wäre es lieb, wenn man so lange damit wartete. Ich habe schlechterdings keine Eile damit und gewänne vielmehr dadurch Zeit zu einer Umarbeitung einzelner Abschnitte, die ich zum Teil für notwendig halte, an die ich aber jetzt, da ich mir einmal für die nächsten Monate ganz andere Beschäftigungen gewählt habe, nicht kommen würde. Der Gegenstand selbst ist von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei, und so, dächte ich, gewännen sowohl die Leser als die Ideen selbst, für die Sie sich zu interessieren scheinen.

Für den Abdruck in der Thalia und das übersandte Exemplar sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Karoline forderte in Ihrem Namen noch anderes Manuskript von mir. Aber es muß wohl ein Mißverständnis sein. Sie haben ja das Ganze. Aus dem jetzt Abgedruckten kann ich nicht recht sehen, teurer Freund, wie weit Sie noch drucken wollen. Lassen Sie es mich doch wissen, und haben Sie die Güte, bei Ihrer Bestimmung auch darauf Rücksicht zu nehmen, ob nicht, wenn noch viel mehr abgedruckt würde, dies dem künftigen Verkauf des Ganzen nachteilig sein könnte?

Wenn Sie meinem Plan, den Druck aufzuschieben, Beifall geben und das in der Thalia Angefangene vollendet haben, schicken Sie mir wohl mein Manuskript zurück.

Einige Aenderungen habe ich in der Thalia mit innigem Vergnügen bemerkt und werde gewiß diesen Winken künftig folgen.

Sollte es Ihnen an Zeit mangeln, mir selbst hierauf zu antworten, so haben Sie wohl die Freundschaft, Karolinen darum zu bitten.

Karoline und ich umarmen Sie Drei herzlich. Ewig Ihr H.

---

6. W. v. Humboldt an Schiller.

Auleben, den 18. Januar 1793.

Ganz unerwartet, teuerster Freund, schreibt mir Karoline, daß Sie einen Verleger für meine Schrift haben und ein deutlicher geschriebenes Manuskript wünschen, um es ihm zu schicken.

Sie werden aus meinem letzten Briefe ersehen haben, daß ich jetzt vielmehr einen Aufschub des Drucks wünschte, und als ich neulich die Abhandlung noch einmal durchging, fand ich in der That nicht nur viele Stellen, die einer Aenderung, sondern auch einige, die einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Sie selbst, lieber Freund, waren zuerst dieser Meinung und werden darum um so mehr mit mir darüber übereinstimmen. Je mehr mich auch die vorgetragenen Ideen interessieren, und je günstiger ich sogar von meiner Arbeit urteile, um so weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht diese letzte Sorgfalt gewidmet zu haben. Für jetzt aber und die nächsten Monate habe ich nicht allein ganz heterogene Beschäftigungen, sondern es fehlt mir auch teils an Stimmung, teils sogar an einigen Büchern, um an diese Revision zu gehen. Ueber einiges möchte ich sogar durch Gespräch meine Ideen erst klarer machen können. Alles dies hat mich nun zu dem festen Entschluß gebracht, die Herausgabe, wenn es noch möglich ist, aufzuschieben, und zwar auf unbestimmte Zeit, da, wie lang oder kurz eine bestimmte sein möchte, alles Gebundensein in dergleichen Dingen so unangenehm ist.

Ich kann aus der guten Karoline Brief nicht sehen, inwieferne Sie, mein Teurer, schon sichere Abrede getroffen haben. Haben Sie aber mit dem Buchhändler noch nicht abgeschlossen, und können Sie noch zurückgehen, so bitte ich Sie, ihm zu schreiben, daß der Entschluß über die Zeit der Herausgabe der Schrift geändert sei, daß also jetzt keine weitere sichere Abrede genommen werden könne, daß ich aber, wenn ich mit den noch vorzunehmenden Aenderungen fertig wäre, mich an ihn abermals wenden und bei ihm anfragen würde. Wahrscheinlich würde er doch bei einer zweiten Anfrage gleich geneigt sein, und wäre er es nicht, so ist vielleicht dann Göschen frei, oder ich finde einen andern.

Haben Sie aber schon mit ihm abgeschlossen, und wäre es nicht zu ändern, welches mir freilich sehr unlieb wäre, so müßte ich Sie doch bitten, mit ihm die Abrede zu treffen, daß das Buch erst Ostern 1794 oder frühestens Michaelis d. J. erschiene. Dies wäre mein kürzester Termin, und er gewänne ja auch durch die auf seinen Verlagsartikel gewandte Zeit. Indes wäre mir das erste bei weitem immer das liebste.

Das deutlicher geschriebene Manuskript, Lieber, habe ich

gerade verliehen. Indes ist es ja auch nun nach meinem jetzigen Entschluß nicht nötig. Denn zum Druck wäre es ja auch viel zu früh; und sollte er es nur sehen, um sich erst fest zu entschließen, so können Sie ja noch zurückgehen und thun es nun ja auf alle Fälle. Auch kann es sein, daß nach der Umarbeitung nicht einmal die Bogenzahl gleich bleibt.

Werden Sie mir nicht böse, teurer Freund, über die vielen Bemühungen, die meine Angelegenheit Ihnen verursacht. Schon oft hat es mir leid gethan, Sie überhaupt damit beschwert zu haben, und gewiß hätte ich es nicht gethan, wenn ich geglaubt hätte, es koste Ihnen mehr, als eine flüchtige Erwähnung in einem Briefe an Göschen.

Leben Sie innigst wohl, mein teurer unvergeßlicher Freund! Wie unendlich oft sehnen wir uns zu Ihnen hin! Ewig Ihr H.

Sie haben wohl die Güte, lieber Freund, mir, sobald Sie können, nur mit drei Worten den endlichen Ausgang der Sache zu melden und mir dann das Manuskript zurückzuschicken.

---

7. W. v. Humboldt an Schiller.

Jena, den 22. September 1794.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß Sie erst heute einen Brief von mir erhalten. Für den Inhalt werden Sie indes dabei gewinnen. Wenigstens habe ich gestern allerlei Neuigkeiten eingesammelt. Die schlimmste von allen ist nun zwar die, daß unser kleiner Junge nun wohl gewiß die Blattern nicht bekommt. Stark und Hufeland, die ihn beide gestern gesehen, kamen darin überein, daß so gut als gar keine Hoffnung vorhanden sei, obgleich die absolute Unmöglichkeit erst mit Mittwoch etwa eintritt. Auf alle Fälle aber glaube ich, könnte die arme Lolo sicher mit Ende dieser oder dem Anfang künftiger Woche wieder herkommen; denn jene Möglichkeit ist, wie gesagt, äußerst klein. Dennoch sollen Sie bis Donnerstag mündliche oder schriftliche Nachricht durch mich erhalten. — Freitag, als den Tag meiner Ankunft von W., habe ich mich ganz ruhig zu Hause verhalten. Sonntag früh besuchte ich Woltmann und Fichte. Bei dem ersteren fand ich eine reiche Ernte, von der ich nur wenig Aehren lesen will. Zuerst versicherte er, mich und Sie oft fruchtlos

besucht zu haben, und thut wenigstens, als wüßte er nichts von Ihrem Musenalmanach. Dagegen hat er mir gesagt, daß nicht Reinhard, sondern Gotter mit Dietrich wegen Fortsetzung des Bürgerschen kontrahiert habe, und finde darin den Grund von seinem Stillschweigen auf den Antrag der Horen. Die Staufen erhalten Sie nicht. Althof in Göttingen hat für gut befunden, sie mit mehreren anderen Sachen zum Besten des hinterlassenen Bürgerschen Sohnes drucken zu lassen. W. sagt freilich, daß das Geschenk ein wenig groß sei, indes hätte er nichts mehr machen können. Dafür arbeitet er jetzt die Geschichte der Gracchen aus und denkt, sie im Laufe des Oktobers gewiß zu vollenden. Sie werden etwa vier Bogen betragen. Wenn er diesen Gegenstand mit viel Politik umgibt, kann er interessant werden, indes ist dies bei dem Grundgesetz der Horen nur mit Feinheit und Behutsamkeit thunlich. Gelegentlich hörte ich auch, daß Bürger noch Gedichte von ihm gehabt hat. Diese läßt er sich jetzt aber zurückschicken, und ich zweifle nicht, daß er Sie gerne damit bereichern wird. Mit Fichte habe ich interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten, sagte er, jetzt Ihr spekulatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das einzige, was noch mangle, sei Einheit. Diese Einheit sei zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin, und dies hinge allein von Ihnen ab, so wäre von keinem anderen Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Auch Goethe wünschte er für die Spekulation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn zu richtig. „Neulich," fuhr er fort, „hat er mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ich's selbst nicht klarer hätte darstellen können." Sie kennen diese Manier. Ihre Matthissonsche Rezension hat er gelesen, aber in den Ferien wird er sie studieren (dieser Strich bedeutet den Ton, mit dem er es sagte). Der D. Weißhuhn aus Neurode, stellen Sie sich vor, ist schon seit vier Wochen hier, und wir wissen es nicht. Er soll, wie mir Fichte sagte, erst etwas schreiben, das Ihnen vorgelegt werden und ihn zu einem Mitarbeiter an den Horen legitimieren soll. Mir hat er einen Band Sinngedichte von ihm mitgegeben, denen ich den Geschmack nicht abgewinnen kann, d. h. den besten, denn die ganz scheußlichen erwähne ich nicht. H.

8. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 17. Julius 1795.

Ihr Brief ist, und zwar bis Berlin (denn von dort habe ich ihn unmittelbar erhalten) unbegreiflich lange unterwegs gewesen. Ich bekam ihn erst den 15ten, also 9 Tage, nachdem Sie ihn abgeschickt hatten. Je größer indes meine Sehnsucht war, wieder etwas von Ihnen zu hören, desto innigere Freude hat er mir auch gemacht. Meine beiden haben Sie nun wohl schon erhalten.

Nach Lottchens Brief an meine Frau, die Sie beide herzlich grüßt, aber schwerlich selbst wird schreiben können, da sie ein Gerstenkorn am Auge hat, müßte ich beinahe fürchten, Sie litten wieder an Ihrem gewöhnlichen Uebel, liebster Freund, und wenn das Wetter bei Ihnen, wie hier ist, sollte es mich wenig wundern. Möge doch der Himmel Ihnen bald wieder recht heitere Stunden und völlig freie Stimmung geben.

Für die ausführliche Nachricht von Goethes Faust meinen herzlichsten Dank. Der Plan ist ungeheuer; schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus haben Sie gewiß eine gute Acquisition gemacht, und es ist recht gut, daß es nicht der ganze ist. Denn dieser Hymnus besteht offenbar, obgleich Goethe es nicht finden will, aus zwei ganz verschiedenen Stücken, einem an den Delischen und einem an den Pythischen Apoll. Wahrscheinlich hat doch Goethe das ganze erste Stück übersetzt, und nur dies ist sehr schön, das andere ist wirklich mittelmäßig.

Woltmann ist doch immer noch brauchbar, wie ich sehe. Bei Gelegenheit seines Romans fällt mir ein, daß er den der Mereau neuerlich rezensiert hat, und daß Sie die Rezension lesen müssen. Sie steht im 180sten Stück der A. L. Z. Sie werden einige Ideen aus der Matthissonschen Rezension und ein Stück aus einer Theorie der Idylle, das mich sehr erbaut hat, darin finden. Aus dem Buche selbst ist eine philosophische Stelle angeführt, die in der That sublim ist und in der das Ich göttlich prangt.

Wegen Gros habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen. Da mich Gros immer mit Hardenberg quält und gegen andre von

einer Anstellung in Göttingen spricht, so vermute ich fast, er will den Ruf nach Erlangen als ein Mittel, etwas in Göttingen zu erhalten, benutzen.

Ich war indes einen Tag in Berlin und melde Ihnen doch einige possierliche Dinge.

Zuerst über die Horen. Nichts, als was wir längst hörten. Die Unterhaltungen mißfallen durchaus und total, auch der Prokurator. Man klagt im ganzen über Mangel an Leichtigkeit. Selbst die Epistel ist nicht verstanden worden (!!). Der Dante gefällt nur mittelmäßig, Herder gar nicht. Entschiedenes und allgemeines Glück hat bloß Ihre Belagerung gemacht. Doch scheint auch Körner und überhaupt das 5te Stück gefallen zu haben. Der Nationalcharakter soll recht hübsch sein, einige treffliche Ideen haben, und nur hier und da ungleich geschrieben sein. Ueber die Verfasser ist man in der größten Verwirrung gewesen. Die Unterhaltungen hat man Goethe, den Fichtischen und Woltmannschen Aufsatz mir, meinen zweiten einem Unbekannten, der einige Ideen aus meinem ersten weiter ausgesponnen habe, die Belagerung Woltmann (!) zugeschrieben. Eine Dame hat Ihre Belagerung zu taktisch gefunden.

Hennigs hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Rezension der Schützischen Rezension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honett, aber mit dem Rezensenten desto ärger umgehen soll.

Goeckingk empfiehlt sich Ihnen und findet sich durch Ihre Bitte um Beiträge zum Almanach sehr geehrt. Reinhard ist aber eben auf einer eigentlichen Reise um Beiträge in Berlin gewesen und hat ihn ganz erschöpft. Ramler und Meyer fand ich noch nicht, allein wahrscheinlich gehören sie auch zu den Ausgesogenen.

Klopstock hat, ich denke auch im Archiv der Zeit, wieder ein grammatisches Gespräch erscheinen lassen, in welchem er die Kantische Terminologie durchzieht. Teleologische Urteilskraft sei nach dem Objekt gemacht. Man wird bald sagen: das Baumische Auge. H.

9. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 28. Juli 1795.

Schon nach Ihrer lieben Frau letztem Briefe an die meinige fürchtete ich, Ihre Krämpfe möchten sich bei dem üblen Wetter und Ihren Arbeiten häufiger einstellen, und leider sehe ich meine Besorgnis nur zu gegründet. Schonen Sie sich ja, teurer Freund, es ist ja für die Horen völlig und für den Almanach auch fast ganz gesorgt, und die Arbeit ist nun für den Augenblick minder dringend. Doppelt schmerzt es mich jetzt, nicht in Jena zu sein, es wäre Ihnen gewiß noch willkommener, ein paar Stunden täglich zu verplaudern, und wenn Goethe nicht da ist, so haben Sie schlechterdings niemand.

Jacobis Aufsatz amüsiert mich doppelt, da er meine Kunst, zu raten, so anhaltend beschäftigt. Ihre Frau hat vergessen, mir auch nur den Titel zu schreiben, und außerdem, daß ich aus dem Briefe sehe, daß ein Brief an Ernestinen über die Kantische Moral eine Fortsetzung davon sein soll, weiß ich nun schlechterdings nichts. Indes werde ich ihm doch noch heute antworten, weil ich ihn gern bei recht gutem Mut erhalten möchte.

Mein Leben ist seit meinem letzten Briefe so in seiner Einförmigkeit fortgegangen. Ich bin ein paarmal in Berlin gewesen, aber ohne eben etwas Interessantes zu erfahren. Zum Arbeiten bin ich wenig gekommen, obgleich meine Gesundheit um sehr vieles besser ist als anfangs und als in Jena. Aber es sind der Zerstreuungen so viele, und alle darf ich nicht einmal wegen der fortdauernden Kränklichkeit meiner Mutter entfernen. Indes denke ich noch ernstlich an die Luise und habe wieder allerlei Ideen dazu gesammelt.

Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer ist, wie ich von sicherer Hand weiß, schon von Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber zu einem Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena sehr kalt aufgenommen, und wenn Sie Beiträge wünschten, hätte er erwartet, daß Sie sich unmittelbar an ihn wenden würden.“ Bei so bewandten Umständen habe ich es für besser gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht besucht. Mit so vornehmen Herren ist

es schlimm umzugehen. Eben dieser Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geisterseher gegeben. Daraus ist denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrscheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortsetzung liefern können. Er ist eigentlich der Herausgeber des Archives der Zeit und zugleich Verfasser der meisten Aufsätze darin. In den letzten Stücken ist unter dem Titel „Flüchtiger Anblick der deutschen Litteratur" etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut schien. Es ist von ihm selbst.

Gentz, der sich Ihnen vielmals empfiehlt und auch noch immer etwas zu liefern verspricht, hat mir das Posseltsche politische Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu für das beste jetzt. Ich habe ihn gebeten, es womöglich in der A. L. Z. zu rezensieren, und er hat es mir versprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vorteilhaft sein.

Ueber die Elegien habe ich noch gar nichts Rechtes gehört, das einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch schon vermuteten, niemand Anstoß daran nimmt. Von Ihren Briefen ist altum silentium.

Leben Sie wohl, liebster Schiller, und werden Sie wieder recht gesund und heiter. Danken Sie der lieben Lolo für ihren gütigen Brief recht herzlich, und bitten Sie sie, mir, im Fall Sie verhindert wären, fernere Nachricht zu geben. Meine Frau grüßt Sie beide. Tausend Küsse an Karl! die kleine Li spricht oft von ihm. H.

---

10. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 4. August 1795.

Sie haben mir eine innige Freude gemacht, lieber teurer Freund, durch Ihren ausführlichen liebevollen Brief. Abgerechnet, daß ich gesunder bin, als Sie leider zu sein scheinen, geht es mir in noch viel höherem Grade ebenso, wie Ihnen. Ich habe im genauesten Verstande gar keine gesellschaftliche Existenz, auch sehe ich außer den Leuten, die gewöhnlich ins Haus kommen, niemand und bin seit

beinahe 14 Tagen nicht in der Stadt gewesen. Ich vermisse es unglaublich, nicht noch bei Ihnen zu sein, und habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrat bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen, und ich bringe den besten Teil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu. In den ersten Wochen meines Hierseins war ich in der That besorgt, wir möchten länger, als ich dachte, getrennt bleiben müssen. Meine Mutter war so krank, daß ich nicht glaubte, sie im Herbst verlassen zu können. Jetzt aber geht es besser, und die ganze Aenderung, die ich in meinem Plan gemacht, besteht einzig darin, daß ich den September nicht bei meinem Schwiegervater, sondern hier zubringen und alsdann unmittelbar von hier nach Jena zurückkehren werde.

Ich freue mich sehr auf Ihren Beitrag zum Musenalmanach, und meine Ungeduld wird noch durch eine Nebenursache vermehrt. Ich bin begierig zu sehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigentümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen und gibt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publikum aufgetreten sind, so ist es natürlich, daß man oft darüber urteilen hört, welche Ihnen eigentümlicher sein möchte? und so wenig Wert auch meistenteils diese Urteile haben, so zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denselben, daß in der Sache selbst nichts liegt, das ein wahres Moment zur Entscheidung an die Hand gibt. Und so ist es auch, wie es mir scheint. Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte besonders die einseitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür

man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Notwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht. Wenigstens ist es gewiß nichts anderes, was den Urteilern darüber zum Grunde liegt, die sich in beides weniger finden können. Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich voneinander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Notwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee und von der Armut der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt sich auch diese rastlose geistige Thätigkeit in Ihnen, die jedem, der sie zuerst näher sieht, am meisten auffällt. Daher genießen Sie den doppelten Vorteil, zugleich das Notwendige rein und abgesondert, aber doch auch nicht bloß so, sondern in das Individuelle verwandelt zu sehen oder, eigentlicher zu reden, unaufhörlich in sich darzustellen. Denn je eminenter die Geisteskraft ist, desto mehr muß sie auf das Notwendige gerichtet sein, und wenn das, was ich im vorigen sagte, wahr sein soll, so muß die Ihrige eine so große Selbständigkeit besitzen, daß sie durch die äußere Beobachtung nur im allgemeinen auf die Wirklichkeit gestimmt wird, nicht aber eigentlich aus ihr annimmt, sondern in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirkt. Denn notwendig muß diese ganze Geisteseigentümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der erstern mehr produzierend als reproduzierend wird, beruhen. Darum glaube ich auch so fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche, es müßten denn zufällige Nebenumstände im Wege sein, da freilich die Ausübung des dichterischen Talents schon andere körperliche Dispositionen voraussetzt, als die Ausübung des philosophischen. — Aber verzeihen Sie, daß ich in eine ordentliche psychologische Auseinandersetzung geraten bin, ich rechne auf Ihre liebevolle Nachsicht, und besonders wünsche ich, daß auch für diesen Brief Ihr prächtiger Ausspruch gelten möge, daß wir uns verstehen, wo uns sonst niemand versteht.

Körners Urteil über die Elegien begreife ich nicht genug, weil ich ihn doch nicht genau genug kenne und er sich übermäßig lakonisch ausdrückt. Indes ist es ihm sehr eigentümlich, lange und vielleicht immer zu zweifeln. Es ist dies um so interessanter, als er gar nicht, weder an gewissen Sätzen, noch an gewissen Methoden hängt, da er dem Gefühle, dem bloßen Takt viel Raum verstattet, meistenteils in einem Gebiete lebt, in welchem derselbe vorzüglich herrscht, und auch in einem andern das eigentliche Abstrakte, selbst den strengen metaphysischen Beweis zu fliehen scheint. Ich freue mich, ihn auf einem so guten Wege zum Arbeiten für die Horen zu sehen. Ich lege Ihnen einen Brief von ihm bei, bei dem es aber meine Absicht nicht ist, Sie in Ansehung Wolfs zu bekehren.

Das Gedicht hat mir Freude gemacht. Es ist ordentlich schade, daß es an Sie ist, es wäre ein hübscher Beitrag zum Almanach.

Von Michaelis höre ich keine Silbe. Auf meinen Mahnbrief antwortete mir sein Buchhalter, er sei nach Hannover verreist und komme über Berlin zurück. Habe aber schon vorher 700 Thaler nach Jena gesandt. Ich habe diesen Brief neulich an Niethammer eingelegt. Im Falle das Geld noch nicht angekommen ist, bitten Sie nur Niethammer, es mir zu schreiben. Ich werde dann dringend werden. Sie für dies Jahr loszubringen, möchte doch schwer sein. Ich sehe nur zwei Wege: 1) man sucht Händel, oder 2) man macht ihm Angst. Zum ersteren könnte die Bezahlung Ihres Vaters dienen, im Fall diese noch nicht geleistet wäre. Um indes auch einen Beitrag zu liefern, habe ich Unger schriftlich gefragt, welche Verabredungen über den Druck des Almanachs getroffen worden, und zu meinem Erstaunen gesehen, daß es noch gar keine, wenigstens keine festen, sind. Dies zu dokumentieren, lege ich Ungers Billet bei. In dieser Sache kann ich nun nicht gut eher handeln, als bis Sie anfangen. Angst machen will ich ihm, wenn ich ihn spreche. Doch muß es auch auf die rechte Art geschehen, sonst würde er nur knauserig dadurch — vermöge seiner Nationalnatur. Ich dächte, Sie schrieben ihm gleich, äußerten Ihren Unwillen, daß noch nicht die mindeste Anstalt getroffen, und bedängen sich aus, alles allein mit Unger abzumachen. Antwortete er darauf nicht gleich bejahend, so setzten Sie ihm kurz den Stuhl vor die Thür und sagten

für künftiges Jahr auf. Dann würde er Sie zu schrecken denken, wenn er schon jetzt brechen wollte, und Sie hätten, was Sie wünschten.

Mit meinen Arbeiten steht es schlecht. Ich habe keine Zeile geschrieben. Sie wissen, wie schwer es mit mir hält. Indes liegt es nicht am Willen, und ich danke vorläufig immer für den schönen offenen Platz im 9ten Stück. Nur versprechen kann ich nichts. Was ich hier noch gethan habe, ist die Uebersetzung von einigen hundert Versen aus einem Stück des Aristophanes. Die Stelle zog mich an, weil sie viel echten Witz hat und die Gattung mir ganz neu war. Ueberhaupt sitze ich jetzt tief im Aristophanes. Sie fanden auch einmal viel Geschmack an ihm.

Ramlern habe ich, da ich ihn abermals nicht gefunden, geschrieben und erwarte seine Antwort.

Alexander ist auf dem Wege nach Venedig. Er geht von da über Mailand nach der Schweiz. Ich habe ihn ermuntert, die Reise für die Horen zu benutzen.

Wir sind alle recht wohl und genießen sehr viel die Luft. Möchten Sie doch auch heiterer sein und Ihre gute Stimmung bald wieder gewinnen.

Leben Sie herzlich wohl, tausend Grüße an Lolo.

H.

---

11. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 9. August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht[1]). Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich

---

[1]) Das Reich der Schatten.

selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta absenden muß, ehe ich noch Ihre Kritik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyers Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum 9ten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuskript schicken muß.

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachsarbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fest entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.

Meine zwei letzten Briefe haben Sie hoffentlich erhalten, und nochmals bitte ich Sie, mit Michaelis Ihre Maßregeln so frei zu nehmen, als wenn es Ihre und nicht meine Sache wäre. Er war vor kurzer Zeit noch in Braunschweig, wo er Schlegeln sagte, daß es noch Zeit wäre, wenn er Beiträge zum Almanach schicken wollte. Indessen sehe ich noch keine Möglichkeit, wie dieser zur Messe noch fertig werden soll.

Goethe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Karlsbad auf den 4ten festsetzte, der längst verstrichen ist.

Von Körnern habe ich seit drei Wochen keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

Beiliegende Schlegelsche Gedichte rücken Sie unmittelbar hintereinander in die neulich überschickte Sammlung und haben die Güte, solche zu paginieren. In acht Tagen folgt eine neue Lieferung. Tausend herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau von uns beiden. Goethe grüßt Sie auch.

Mit herzlicher Liebe der Ihrige.

Schiller.

12. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 15. August 1795.

Ich mußte den vorigen Posttag überschlagen, liebster Freund, weil ich auf dem anderen Gute meiner Mutter war und dort einige dringende Geschäfte hatte. Seitdem habe ich nun auch das 7te Horenstück und Ihren Brief erhalten, für den ich Ihnen herzlich danke.

Von Las Casas sagte mir gestern einer, es sei eine verunglückte Nachahmung von Engels Traum des Galilei, und war äußerst verwundert zu hören, daß Engel sich selbst nachgeahmt habe. Andere aber, um ihren Apostel nicht fallen zu lassen, sagen, man sehe, wie das Beispiel wirke. Selbst Engel habe sich hinreißen lassen, Sie nachzuahmen und blumenreich zu schreiben!!

Von den Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung sprechen.

Ueber Ihre Briefe ist tiefes Stillschweigen, wie natürlich. Jemand sagte mir, nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verstehe sie nicht, und es sei eine schlimmere Undeutlichkeit, als z. B. in Kant. In diesem läse man mit großer Schwierigkeit und bleibe bei jedem Satze zweifelhaft stehen. Aber wenn man sich durchschlüge, nun so wisse man deutlich, was man gelesen habe. Bei Ihnen empfinge man sehr leicht jeden einzelnen Satz und glaube alles gleich zu fassen; aber fragte man sich hernach, was man gelesen habe, so wisse man es nicht auszudrücken. Im Grunde halte ich dieses Urteil für sehr wahr, nur daß es mehr ein Urteil über den Leser, als über Sie ist. Der Kantische Vortrag läßt sich, wie natürlich jeder rein dogmatische, nachplappern, der Ihrige läßt sich nur nachdenken. Unter allen, die ich sprach, ist Gentz der einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt haben, sowie er, überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist. Die letzte Lieferung fand er stellenweis zu gedehnt. Die Rezension des Posseltschen Journals ist ihm jetzt aufgetragen.

Ungern habe ich auch gesprochen. Er ist ein vernünftiger solider Mann. Zwar spricht er auch wohl vom Handel mit Geistesprodukten, als einer abscheulichen Sache, indes betrachtet er diese Empfindung doch selbst als eine

Jugendsünde. Ueber die Horen hat er ein strenges Urteil gefällt. „Sie müßten mit diesem Jahre aufhören, weil, die Schuld liege, an wem sie wolle, alle Welt damit unzufrieden sei.“ Absit omen!

Ihr Verfahren mit Michaelis hat meinen vollen Beifall, und ich wüßte nichts, was zu seinem Vorteil darin zu ändern wäre. Eher hätte ich eine Aenderung zu seinem Nachteil vorgenommen. Ich geriet neulich in die Versuchung, das Anerbieten des Verschiebens des Almanachs auf das nächste Jahr in Ihrem Briefe wegzulöschen, und hätte es bei Ihrer mir gegebenen Vollmacht gewiß gethan, wenn ich nicht gesehen, daß Sie sich auf diesen Fall Rücksprache mit den Mitarbeitern vorbehalten haben, und Ihnen also immer noch eine Hinterthür offen steht. In der That, glaube ich, dürfen Sie sich darauf nicht einlassen. Mit Michaelis muß gebrochen werden, davon gehe ich aus, und man muß ihn daher aufs äußerste treiben. Das ist bei seiner Nachlässigkeit nicht ungerecht, und das sind Sie sich selbst schuldig. Das Mskrpt. erhält er sicherlich nicht eher von mir, als bis er mir 55 bare Frd'or und 12 Ex. des Buchs Ihres Vaters eingehändigt, und außerdem habe ich ihm einen Brief geschrieben, der auch hoffentlich nicht ohne Wirkung bleibt. Ich habe ihm sehr ernst alle seine Vergehen noch einmal vorgehalten, ihm gesagt, daß ich den Inhalt Ihres Briefes wisse und gänzlich billige, und am Ende in einem gelinden Ton meinen wohlmeinenden Rat hinzugefügt. Ich habe ihm nämlich vorgestellt, daß Sie, wie er aus Ihrem Briefe sehen werde, schon jetzt unzufrieden wären; daß, wenn der Almanach durch seine Schuld leide, Sie ihm gewiß den Handel auf das folgende Jahr aufsagen würden, und er alsdann bloß Schaden an der Entreprise haben werde, und daß er daher wohl überlegen möge, ob er sie nicht lieber jetzt fahren lassen wolle! Auf diesen Fall habe ich ihm versprochen, die Sache bei Ihnen so einzuleiten, daß der Vorfall weder bekannt, noch seiner Handlung sonst nachteilig sein werde. Dies, glaube ich, konnte ich thun, ohne zu viel zu versprechen. Vorzüglich habe ich ihm vorgerückt, was Sie noch nicht einmal wüßten, ich Ihnen aber nun geschrieben, daß er mit Unger noch nicht einmal den Druck fest verabredet habe. Im Fall Michaelis abginge, so wäre es die Frage, ob Sie nicht den Almanach dennoch gleich auf Cottas Rechnung bei Unger

drucken ließen. Daß er dies Jahr erscheint, halte ich für wichtig, und Sie könnten Cotta für das, was er durch diese Art der schnellen Besorgung verlöre, für dies Jahr an den Bedingungen, die Sie sich machten[1], nachlassen. Wenigstens werde ich Ihnen, sobald ich das mindeste von Michaelis erfahre, sogleich Nachricht geben, wenn es auf einen Tag träfe, an dem ich Ihnen sonst nicht geschrieben haben würde. Auch ist mir noch eins eingefallen, das Sie jetzt, da Sie wissen, daß Michaelis auch in Absicht des Druckes saumselig gewesen ist, thun könnten. Sie könnten ihm schreiben: Sie sähen ab, daß er für eine solche Entreprise nicht tauge, wenigstens daß Sie nicht auf eine Weise, die Ihnen selbst Freude mache, sie in seinen Händen sehen könnten, Sie wollten also lieber jetzt als später brechen. Um aber auf jede Weise den Kontrakt zu halten und billig zu sein, wollten Sie ihm den Almanach pro 1796 und 1797 lassen und nur erst pro 1798 aufkündigen. Dagegen kann er nichts haben und kann dies doch auch nicht eingehen, weil er offenbaren Schaden davon hätte. Ich sehe daher nicht, wie er es anstellen wollte, als selbst abzubrechen. Daß Sie auch Ihre ferneren Unterhandlungen mit ihm durch mich gehen lassen, bin ich herzlich gern zufrieden. Es thut mir so leid genug, die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm gewesen zu sein, Sie werden sich nach dem, was ich Ihnen neulich über Meyer schrieb, gewundert haben, Gedichte zum Almanach von ihm zu bekommen. Allein ich sah ihn zufällig in Gesellschaft und fand ihn so, daß ich glaubte, ich könnte Ihren Auftrag besorgen. Seine Miene und sein augenblickliches Stillschweigen sagte mir zwar hinlänglich, daß das, was ich Ihnen neulich schrieb, gegründet genug war. Indes äußerte er nichts, sondern versprach, etwas zu schicken, was er, wie er mir gestern sagte, auch gethan hat. Ich muß Sie sehr bitten, seine Beiträge, wie sie auch sein möchten, mir zu Gefallen aufzunehmen. Ich habe ihn seitdem öfter gesehen und viel Spaß mit ihm gehabt. Er ist in der That sehr amüsant in größerer Gesellschaft, da er fast immer bei Laune ist, ziemlich viel und sehr prompten Witz besitzt und damit — eine unglaubliche Schamlosigkeit verbindet. Es ist wirklich unbegreiflich, wie er lügt, Sachen geradezu erfindet oder solche, die gar nicht lächerlich sind, so verdreht, daß sie es werden müssen. Findet man es der Mühe wert, seine Erdichtungen zu berichtigen, so macht ihn

das gar nicht irre, sondern er läßt ohne weiteres seine vorige Aeußerung fallen. So sprach er mit mir davon, daß die Goethische Gespenstergeschichte von der Sängerin in Neapel schon französisch gedruckt sei, und setzte hinzu: als ich in Neapel war, sprach man auf allen Gassen davon. Nun aber erinnern Sie sich doch gewiß, daß Goethe diese Posse ganz willkürlich nach Neapel verlegt hat. Den Emigrierten ist indes seine Belesenheit gefährlich. Auch dem Prokurator ist er recht gut auf die Sprünge gekommen. Der Diebstahl, sagt er, sei ihm zu kleinbürgerlich. Mit Goethes Sachen geht er übrigens sehr glimpflich um, selbst mit den Unterhaltungen und der 2. Epistel. Die erste und die Elegien lobt er ungeheuer, ob ihm gleich der wahre Sinn für die letzten gewiß fehlt. Sonst hat er sich auf die Horen nicht viel eingelassen. Er ist ganz durch moderne Litteratur gebildet, meist durch französische und englische, hat gewiß Talent und Witz, aber ebenso gewiß kein Genie, noch auch, wie sehr er es auch durch Phantasie manchmal mag nachgespielt haben, Gefühl. Er ist eigentlich von Hause aus kalt und nicht einmal sinnlich. Selbst die, ich möchte sagen, kalte Heftigkeit der Phantasie, die er gewiß einmal gehabt hat, scheint er nicht mehr zu besitzen. Sie können also ungefähr denken, wie er urteilt. Indes ist er in Berlin doch noch immer meinem Urteil nach in Sachen des Geschmacks der kompetenteste Richter und wagt es wenigstens nicht, gewissen Dingen zu widersprechen, wenn er sie auch nicht mit empfinden mag. Den Sansculottismus hielt er für sehr schlecht, und auch erbärmlich geschrieben. Als ich ihn das erste Mal sah, versicherte er, er sei von Archenholz, und ich ließ ihn natürlich dabei. Er setzte hinzu: Archenholz habe geglaubt, die Schilderung von Ihnen in dem Aufsatz von Jenisch gehe auf ihn, und habe seinen Freunden im vollen Aerger gesagt: „Was hilft's mir, daß er mich einen Thucydides nennt? wenn er das übrige von mir sagt. Aber ich will gegen den Kerl schreiben, und zwar in den Horen." Neulich erzählte er mir als eine Neuigkeit, daß der Sansculottismus von Goethe sei, und wandte sich wie eine Schlange, um sein Urteil dennoch durchzubringen; denn zurücknehmen mochte er's doch nicht. Jetzt hat mir Meyer auch gesagt, welche Schriftsteller in dem Aufsatz von Jenisch gemeint sind. Der wohl erfinden, aber nicht darstellen kann, ist Goethe, der einem in Brei plumpt, ist Zimmermann, der

monotone Garve, der langweilige Eberhard, der ganz klassische Engel, der uninteressante Gegenstände wählt, Mendelssohn u. s. w. Die Namen haben alle dabei gestanden, aber Meyer hat sie gestrichen.

Man macht hier viel Lärm von Klingers Raphael, Faust und Giaffar. Haben Sie sie gelesen? Woltmanns Herodot, fürchte ich, möchte kein günstiges Urteil von Ihnen empfangen. Es ist sicherlich eine Vorlesung. Er hat in seinem Kollegium: Quellen der Geschichte, über die Alten mit vieler moderner Selbstgefälligkeit gesprochen.

Auf Ihre Gedichte bin ich unendlich begierig, und ich möchte Ihnen böse werden, daß Sie sich nicht der Erfindung überlassen haben. Daß Sie das beste Gedicht den Horen bestimmen, halte ich für gut. Es ist doch die sicherste Entreprise, und der Almanach geht auch mit den übrigen und den Epigrammen. Schicken Sie mir nur ja bald, was Sie haben. Ueber das Horenstück nächstens.

Wie sehne ich mich, Sie wieder zu sehen, lieber, teurer Freund. Es hat mich innig gerührt, daß auch Sie mich so vermissen. Wohl will auch ich mich entschädigen. Ich habe in dieser Woche sehr viel über unseren Umgang nachgedacht, über Ihre Fähigkeit zum Umgange überhaupt und unser Verhältnis zu einander. Ich könnte allerlei darüber sagen, wenn es nicht fatal wäre, so etwas zu schreiben und zu lesen.

Ich bin ziemlich wohl. Möchte ich bald dasselbe von Ihnen hören. H.

---

13. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 18. August 1795.

Die Macht des Gesanges und der Tanz sind Ihnen meisterhaft gelungen, lieber Freund, und vorzüglich hat die erstere einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Idee, wie die Ausführung, ist die Frucht einer wahrhaft lyrischen Stimmung, und die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben, ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die

edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: „So strömen“ u. s. w., so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündnis, und sie teilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillet im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständnis mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben, und steht zwischen Ernst und Spiel in der Mitte. Die beiden letzten Verse: „Und wiegt es“ u. s. w., sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was Sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. Kaum erinnere ich mich je etwas gelesen zu haben, das so das Gepräge schmuckloser Einfachheit und erhabener Wahrheit in sich trägt, als die dritte Strophe. Jedes Wort ist gediegen und voll Kraft. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichters ist nicht wild und eigensinnig, sie ist eine wilde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menschlichkeit wieder zu geben. Der Versbau dieses Gedichts paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen sind sehr wohlklingend. Was auch Goethe vom Reim sagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. Wie Sie ihn behandeln, schneidet er die einzelnen Teile der prosodischen Periode so bestimmt ab, trennt die kleineren von den größeren

so gut und stellt die sich gleichen so passend gegeneinander, daß es nicht bloß dem Ohr sehr wohlthut, sondern auch mit dem eigentlichen Vortrag, so wie er z. B. in den Göttern Griechenlands, der Resignation und hier ist, vollkommen übereinstimmt. Ich erinnere mich keiner Stelle Ihrer Gedichte, wo der Reim dem Gedanken geschadet, aber auch keiner, wo er ihm (wie so häufig im Wieland) sichtbar geholfen hätte, er erscheint für den Inhalt als gänzlich null, denn er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unserer Sprache nichts weniger als überflüssig ist. Ihre Dichtungsart scheint mir eine ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben, die ich wohl fühle, aber jetzt nicht deutlich machen kann. Das einzige Wort, das ich aus diesem wundervoll schönen Stück wegwünschte, sind die Mören, und beinahe fürchte ich, mein leidiger Hermann hat Sie an sie erinnert. Teils klingt mir das Wort fatal, teils wird es den meisten unverständlich sein, da die römische Mythologie es nicht kennt. Vorzüglich thäten Sie meiner Frau auch einen Gefallen, wenn Sie es ändern wollten.

Wenn ich mich aber so sehr für den Reim erkläre, so müssen Sie nicht denken, daß mir darum die reimfreien Gedichte Ihrer Sammlung weniger willkommen wären. Der Tanz ist vortrefflich, und es kann leicht an bloß subjektiven Gründen liegen, wenn ich ihm die Macht des Gesanges vorziehe. Er hat einen so großen philosophischen Gehalt, und das Bild der Tanzenden ist göttlich schön gemalt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der ersten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Versen (z. B. „Säuselndes Saitengetön“ u. s. f., und „Stürzt der zierliche Bau“ u. s. w.) unübertrefflich ausgedrückt ist, stellt sich die Festigkeit und der Ernst der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geistes, der immer in dem Verwirrten das Gesetz aufsucht und das Gesetz wieder in scheinbare Verwirrung zu verbergen sucht, sehr treffend aus, und selbst die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigsten sind. Es hat meiner Phantasie, seit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteste Bild von Ihnen gegeben und ist mir darum doppelt wert. Im Silbenmaß sind mir ein paar Kleinigkeiten aufgestoßen, deren ich doch erwähnen will, wenn sie

auch vielleicht ungegründet, wenigstens unbedeutend sind. Im 11ten Vers „Jetzt, jetzt verliert es den“ u. s. f., fällt das zweite jetzt kurz gebraucht ein wenig hart auf, wie es mir vorkommt. Zwar läßt sich seine Kürze dem Accent nach verteidigen, da der Gedanke forttreibt, aber die Quantität ist so sehr dawider, daß ich glaube, es findet hier eine Ausnahme statt. V. 17:

Sprich was | macht's daß in | rastlosem | Wechsel die | Bildungen | schwanken

glaube ich, würde wohlklingender sein, wenn er andere Einschnitte hätte. Endlich haben Sie im 4ten und 5ten V.

Wie sich der leichte Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen,

ein Bild im Pentameter angefangen und im Hexameter vollendet. Dies halte ich gegen die Natur des Silbenmaßes. Der Pentameter gehört so genau zum Hexameter, daß in ihm nichts Neues anfangen darf, es müßte denn auch wieder in ihm schließen. Das Beispiel der Alten werde ich hierin für mich haben, und auch ohne Rücksicht auf irgend eine Regel, deren ich mich hier nicht so bestimmt erinnere, eilt meine Zunge im Lesen unwillkürlich vom Schluß des 3ten V. zum 4ten über, da sie doch nun, dem Sinne nach, inne halten muß.

Der Pegasus hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt sehr leicht und unterhaltend fort, die Schilderungen sind überaus lebendig und charakteristisch, und das Ende von den Worten an: „Kaum fühlt das Tier“ u. s. f., ist majestätisch und verrät unverkennbar Ihre Hand. Die Antike ist ein prächtiges Stück. Ihr ernster scheltender Ton macht eine große Wirkung, und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwart und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in einer Art der Wehmut auflösen. An dem Weltverbesserer hat Freund F. etwas zum Vorgeschmack, bis die Romanze fertig wird. Er ist voll kernichter Weisheit, vorzüglich der Vers: „Wie du im Busen sie trägst“ u. s. f., der auch so schön und rund gesagt ist. Der Spruch des Confucius hat mir viel Freude gemacht. Ich liebe diese Sprache in kurzen Sprüchen gar sehr, und

Sie haben sie sehr gut getroffen. Unter den kleinen sind mir für den Inhalt die zwei Tugendwege, der Säemann und das Höchste, für die Diktion die Würde am liebsten. In dem letzteren überrascht der schöne epigrammatische Sinn. Unter den ersteren scheint mir der Ausdruck am meisten im Säemann vollendet. Der Hexameter und Pentameter macht sich zu solchen kurzen Sentenzen sehr gut, sogar in dem kleinen Dinge: Zeus und Herkules.

Was nun auch ohne Namen von Ihnen sein mag? In der That ist dies so leicht nicht zu raten, da die namenlosen Stücke, die Ihnen allenfalls zugeschrieben werden könnten, fast durchaus bloß epigrammatisch oder sententiös sind, und in diesen Gattungen das Charakteristische sich leicht versteckt. Indes sei immerhin geraten! Also das Unwandelbare schreibe ich Ihnen zu. Es ist in der That ein schöner und sehr glücklich gesagter Gedanke, und da auch die Freiheit mit O. bezeichnet ist, so wird auch die noch freilich Ihnen zufallen.

Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E. zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia nicht bloß Ihrer wert, sondern auch in Ihrem Charakter. Aber wenn ich die übrigen vergleiche, so gehören wohl alle Herdern zu. Einige scheinen mir schlechterdings ganz Herderisch, so der Schmetterling und die Rose, Venus, Psyche, andere kommen mir ein wenig matt vor, z. B. Apollo.

Endlich kommt der Hymnus an Pallas hinzu, der mir gewiß von Herder scheint. Alle diese Stücke sind in ihrer Gattung vorzüglich, und einen besonders tiefen Gehalt haben die beiden ersteren. Auch empfehlen sie sich mir schon durch ihre Aehnlichkeit mit den kleinen Gedichten der griechischen Anthologie. Der Schmetterling ist sehr zart, und ebenso Venus, auch gewinnen sie noch dadurch, daß die meisten Gegenstände aus dem griechischen Altertume herrühren. Den Hymnus kannte ich noch nicht. Er scheint mir zu der späteren Gattung zu gehören, wo eine gewisse Metaphysik in die Poesie gemischt ist und die gewiß nicht zu den besten Stücken griechischer Dichtkunst gezählt werden darf, für mich aber doch viel Anziehendes hat. Die Uebersetzung, so gut sie mir in den meisten Stellen scheint, wünschte ich hier und da heller, fließender und wohlklingender. Einige Verse, z. B.:

Denn ich weiß, wie so viel, aus einer der Thaten die andre
Mich unheilig bestürmt und mir den besseren Sinn raubt.

haben mich ein paar Augenblicke um ihren Sinn und ihre Konstruktion gebracht.

Außer dem E. wäre ich versucht, Herdern noch in dem D. zu vermuten. Diese Vermutung gründet sich eigentlich auf zwei Stücke: die Gegenwart aus dem Persischen, und die Entfernte aus dem Spanischen, und darauf, daß Herder solche Volkslieder liebt. Das erste habe ich mehr als einmal gelesen, es ist ein schönes lyrisches Stück und hat außerdem noch etwas Anziehendes durch das fremde Gepräge, das es an sich trägt. Das letztere ist überaus lieblich, und der Inhalt wird durch das schöne Silbenmaß, das in den mit Anapästen und Daktylen vermischten Jamben so tanzend und doch so sanft einhergeht, sehr gehoben. Die drei anderen mit D. bezeichneten sind freilich hier und da sehr matt, indes könnten sie darum immer von Herder sein. Am wenigsten will mir das lange Madera behagen.

Wer aber, lieber Freund, ist der F. unter der uneigennützigen Freundschaft, und der Bsch. unter dem an eine junge Freundin? Beide besitzen eine Gefälligkeit und Leichtigkeit, die in deutschen Gedichten selten genug ist, und vorzüglich hat das erste mehr als irgend etwas anderes, das ich lange gelesen habe, eine bezaubernde Zartheit. Ich habe hin und her geraten. Ihre Gattung ist es gar nicht, sonst scheinen sie mir doch durchaus eine vortreffliche Hand zu verraten.

Wer ist auch der S. B. M. nach Sarbievius? Ich dächte, ich hätte ihn schon in Gentz' Monatsschrift gesehen. Es ist ein sehr artiges kleines Gedicht.

Endlich der Th. in dem Fragespiel? Mir ist es zwar, als hätten Sie uns das einmal mit den Goetheschen Sachen vorgelesen, ob es gleich nicht ebenso vorzüglich ist, daß es nicht besser einem anderen gehörte.

Ueber die Goetheschen Beiträge sprachen wir schon miteinander. Der Besuch und die Meeresstille sind doch wohl die vorzüglichsten. Das Spinnerlied, sehe ich, ist weggeblieben.

Ueber Woltmann kann ich doch, so ungern ich Ihnen auch widerspreche, nicht viel anders urteilen, als Herder. Keines seiner Stücke leistet, was seine früheren zu ver-

sprechen schienen. Den Rudolf wünschte auch ich heraus, wenn es Ihnen nicht an Balladen fehlte und er doch einige gute Stellen hätte. Sonst kann ich weder die Erfindung, noch den Anteil, den die Hunde an dem Ganzen nehmen, noch die Darstellung loben. Besser gefällt mir die Rache der Elfen. In der Verheißung kann ich nicht so viel als Herder finden. Ganz leicht und hübsch ist das Sylphenlied. Gegen die Kunst möchte ich nur, wie gegen das meiste der neuern jungen Dichter sagen, ob es Ihnen nicht selbst Langeweile machen muß, so gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

An Haugs Minnelied finde ich auch keinen Geschmack. Aber die Laura hat mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Sie ist in der That sehr hübsch versifiziert und verrät kein gemeines Talent. Den Parnaß hätte er füglich ungedichtet lassen können.

Die beiden Stücke der Mereau machen sich recht gut, vorzüglich die Vergangenheit.

Bei Conz' Abendphantasie ist mir aufgefallen, daß er sich erlaubt hat, so oft den Abschnitt im alkäischen Silbenmaß nicht zu beachten, wodurch der Vers alle Kraft verliert. Freilich aber hat Herder in der Terpsichore das Beispiel gegeben. Ueberhaupt müssen diese Silbenmaße sehr gut und mit Klopstockscher Sorgfalt gemacht sein, wenn sie recht erträglich sein sollen.

Neuffer, den ich noch gar nicht kannte, hat mir recht sehr gut gefallen. Aber Matthissons Namen hätte ich dennoch nicht, wie Herder, unter dem Mondscheingemälde vermutet, ob ich mich gleich nicht verwundert haben würde, wenn ich ihn gefunden hätte.

Pfeffels Fabel will aber nicht viel sagen.

H.

---

14. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 21. August 1795.

Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht, ich habe es

mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verrät sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studiert, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präzision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeitlang Gedanken und Ausdruck durch Raisonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müßte emporgestiegen sein. Es ist schlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetischen Arbeiten zu vergleichen. Die Künstler, so vortrefflich sie in sich sind, stehen ihm weit nach, und wenn auch in den Göttern Griechenlands, schon durch die Natur des Gegenstandes, eine blühendere und reichere Phantasie herrscht, so stehe ich nicht an, insofern sich beide Stücke als poetische Produktionen überhaupt miteinander vergleichen lassen, auch hier diesem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmut und vor allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer fremden überirdischen Natur in eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indes habe ich mich nicht durch seine hohe, überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründete der seinen

tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders, als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergessen gesucht, daß es ein Gedicht ist, ich habe den philosophischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum anderen wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wie viel meine eigentliche Begeisterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen gestoßen, von denen ich mir nicht sogleich deutliche Rechenschaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Lesen und Nachdenken sind mir alle Zweifel verschwunden; ich glaube jetzt alles zu verstehen, und nur ob eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt sein sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem offenen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen, besonders mit Ihren Briefen brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht und ruht in jedem Verstande auf sich selbst.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, ist die Exposition in den ersten vier Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist. Von dieser hängt doch alsdann alles übrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt ist, und für diese haben Sie auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, so muß es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrtum darüber stattfinden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich scheinen

sie mir in der 8ten bis 10ten und dann in der 13ten bis 14ten Strophe vorzukommen. In der ersten Stelle, bin ich überzeugt, dürfte kein Wort anders stehen, es ist eigentlich da gar keine Dunkelheit. Schwierigkeit kann wohl in einem und dem anderen gefunden werden, aber dies konnte und durfte nicht vermieden werden. Nicht ebenso gewiß aber möchte ich behaupten, daß dies auch mit der letztern der Fall wäre. Mein ganzer Zweifel beruht nämlich darauf, ob in der 13ten Strophe das Gebiet der Schönheit, das ästhetische Reich bestimmt genug angedeutet ist? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken“ nicht ein wenig zu allgemein sei? Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer als folgender sein: der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert teils der Geist des ganzen Gedichts, teils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w.“ den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständnis zu verfallen; aber, und dies sollte doch sein, er wird nicht genötiget, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen“ nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Strophe 10, 12, 16), die Schönheit entweder selbst genannt, oder doch ganz bestimmt bezeichnet. Wie viel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen hierüber und über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorlesen hören könnte. Auf wie viel Stellen würden wir dann noch stoßen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben, und wo man es nicht satt wird zu bewundern, wie unendlich eins der Ausdruck mit dem Gedanken ist. Gleich die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe: „Zwischen Sinnenglück u. s. w.,“ die herrliche Anwendung der Fabel von der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt,

die ganzen beiden Strophen „Wenn das tote u. s. w." und vor allem die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nicht der Masse u. s. w.," die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit auf u. s. w.," und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wiedergibt. Bewundernswürdig ist es auch, wie Sie ungeachtet des einfachen trochäischen Silbenmaßes (was aber zu dieser Gattung überaus passend ist) doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Silbenfalle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dies in dem Vers: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt" und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt zu herrschen u. s. w." Auch auf kleinere Flecken habe ich acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden, deren ich indes doch erwähnen will, weil Sie es zu wünschen scheinen. Strophe 2 Strahlen*scheibe* ist wohl nicht eigentlich gebraucht. So viel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlen*scheibe*, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mond*körpers* dunkel bleibt. Strophe 4 *eignet* absolut und ohne Akkusativ des Objekts ist zwar schwerlich dem Sprachgebrauch gemäß, scheint mir aber eine sehr zweckmäßige Spracherweiterung. Die Angst des Irdischen ist ein prächtig gewählter Ausdruck, kein anderes Wort könnte alles, was Sie hier sagen wollen, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Strophe 6 Sklave, schlafe. Strophe 7 styg'schen. Strophe 8, 16 duft'gem. Strophe 11 Nerve unterwerfe. Strophe 13 traur'ger. Strophe 17 umarmt die Acheront'schen. Daß Sie dies Gedicht den Horen geben, ist sehr gerecht. Es schickte sich nicht einmal für einen Almanach. Freilich aber ist die Armseligkeit so groß, daß, wenn man nicht auf Nachbeterei, auf den Eindruck, den der Gebrauch einiger mythologischer Figuren macht, und auf die Wirkung des so wohlklingenden Rhythmus rechnen will, man sich keine außerordentliche Aufnahme eines solchen Gedichts versprechen darf. Aber auch nur auf die äußern Umstände Rücksicht zu nehmen, zeigen Sie wenigstens, daß Sie für die Horen thun, was nur irgend ein Schriftsteller leisten kann. In drei verschiedenen Gestalten treten Sie nun schon im ersten Jahre auf, und mit welchen Produkten! Bleiben Sie aber ja bei dem Entschluß, in den nächsten Monaten

bloß zu dichten. Es gibt doch nichts so Bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genies. Nur sie scheinen eigentliche Produktionen, nur sie Werke, die, für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophierende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entstanden denken zu können, es gleicht mehr einer bloßen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfes, es ist mit einem Wort nicht so in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum, wie ein Kunstwerk.

Ich schäme mich doppelt, Ihnen nichts für das 9te Stück schicken zu können, da ich sehe, daß es Ihnen mangelt. Aber es tröstet mich, daß ich denke, Sie werden wohl etwas bekommen haben. Körner, Archenholz, Jacobi, Herder haben ja versprochen, und dann verlieren Sie wenigstens für die Horen nicht viel. Man wird meinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen als große wissenschaftliche Erweiterungen sind. Indes denke ich doch sehr ernsthaft an die Luise. Nur bin ich in einer sehr gestörten Lage gewesen. Ich wünschte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen. Da sich meine Gesundheit hier sehr gebessert hat, hoffe ich dann viel zu thun, und habe allerlei Plane.

Ist Schlegel in Braunschweig? Ihr Brief scheint es zu sagen.

Leben Sie wohl, lieber teurer Freund. Meine Frau grüßt Sie und Lolo herzlich. Sie wird das Reich der Schatten bald auswendig wissen. Sie glauben nicht, welchen Genuß Sie uns geschenkt haben. H.

Es ist ein ordentlicher Kurierwechsel von Gedichten zwischen uns. Soeben erhalte ich Ihren letzten Brief, den ich mit nächster Post beantworte.

Sagen Sie mir doch, wie Körner über die Klarheit Ihres Gedichts urteilt? Es wäre mir sehr erklärlich, wenn er in Gedichten weniger bedenklich wäre, so wie ich in philosophischen Arbeiten.

---

15. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 21. August 1795.

Hier, liebster Freund, wieder einige neue Stücke zum Almanach, welche den übrigen in der hier bemerkten Ordnung anzuschließen bitte. Der nächste Posttag, hoffe ich, soll Ihnen die Epigramme, die eben kopiert werden, nebst den noch restierenden Gedichten bringen.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte sind. Zu diesen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig ist und die letzte Lieferung beschließen wird. Natur und Schule lassen Sie aber noch aus der Reihe so lange weg, bis ich Ihnen noch einmal geschrieben. Vielleicht daß ich dieses Stück in die Horen setze.

Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich noch so viel für den Almanach thue und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht willens bin, den Almanach dem Juden zu lassen, so halte ich diese Entreprise doch für solid genug, um einen Versuch zu machen, sie in Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft ist, ob uns das Publikum treu bleiben wird, sondern weil die Armut am Guten, die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Lust mit jedem Tage raubt. Ich werde zwar nicht vorsätzlich zum Untergang des Journals beitragen, aber auch nicht sehr emsig es in seinem Falle zu halten bemüht sein. Der Almanach ist eine so wenig beschwerliche und sichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtsinnig fallen lassen wollte. Die Epigramme, meine eigenen und Herders Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber, daß selbst Michaelis' Armseligkeit ihn nicht ganz soll zu Grunde richten können. Sie sind so gütig, wenn wir Michaelis loswerden sollten, ihn sogleich auf meine oder Cottas Rechnung bei Ungern drucken zu lassen, zu 2000 Auflage, worunter 500 auf Schweizer- und die übrigen auf gutem Schreibpapier. Die übrige Einrichtung bleibt Ihnen und Ungern überlassen. Cotta hat auf meine Anfrage mir schon geschrieben, daß er den Almanach

auch noch auf dieses Jahr nehmen würde. (Auch könnte, selbst wenn wir mit Michaelis nicht brechen, gleich nach Empfang dieses Briefes an dem Druck [wenigstens an dem Satz der ersten Bogen] angefangen werden, weil der Almanach doch in jedem Fall gedruckt werden soll.) Auch will ich den Epigrammen eine eigene pagina mit römischen Zahlen geben lassen, daß sie zugleich neben den übrigen Gedichten einen Setzer und eine Presse beschäftigen können. Auf diese Art gewinnen wir Zeit.

Ich ersuche Sie also, Lieber, gleich nach Empfang meines Briefes den Satz der ersten Bogen des Almanachs anfangen zu lassen, auch Ungern zu bitten, daß er Schweizer- und Schreibpapier bereithalten mag. Unterdessen kommen wir mit Michaelis zu irgend einer Entscheidung, so daß entweder er (Michaelis) oder wir über den Abdruck genauer verfügen können. Es liegt mir so viel nicht daran, 15 oder 20 Ld'ors bei diesem Arrangement zu verlieren, sobald nur der Zweck erreicht und der Almanach für die Messe fertig wird.

Was die Verlegung des Almanachs auf das nächste Jahr betrifft, so dürfen Sie nur an Michaelis schreiben, daß, nach einer Abrede mit den Autoren, dieses nicht mehr thunlich sei. Sie dürfen ihm auch bestimmt sagen, daß er den Almanach auf jeden Fall nur dieses einzige Jahr verlegen würde. Mein Kontrakt mit ihm verpflichtet mich bloß zu einer halbjährigen Aufkündigung, und hier ist eine zwölfmonatliche. Auch kann er dabei keinen Schaden haben, denn das Debüt des diesjährigen Almanachs ist von diesem Arrangement völlig unabhängig, und behält der Almanach auch nach der Hand noch einen Wert, so ist er es doch immer, der den ersten Jahrgang verkauft.

Ihnen überlasse ich es, ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen; doch bin ich nicht so sehr darauf bestellt, und es kommt ganz darauf an, wie Sie seine Schriftproben finden. Es versteht sich, daß alle Hexameter und Pentameter ohne Unterschied gebrochen werden. Die Namen der Autoren kursiv im Lateinischen und Schwabacher im Deutschen. Das Format natürlicherweise Duodez. Sie können aber Ungern vorschlagen, ob er nicht sehr großes Papier dazu nehmen und in Sedez brechen will, weil dieses den Vorteil verschafft,

daß man nur sechs Bogen abzudrucken hat. Göpfert findet diese Einrichtung vorzuziehen. Auch wird dabei Zeit und Geld gewonnen.

Sollte Michaelis sich geben und die Sache ihren alten Gang gehen, so bitte ich Sie, die hier bemerkten Sachen Ungern dennoch zu empfehlen; auch bitten Sie ihn, daß er alsdann auf meine Kosten ein Dutzend Exemplare auf Schweizerpapier über die Zahl abziehen lassen möge, da ich ja nicht sicher bin, ob ich ein einzig Exemplar von Michaelis erhalte.

Die 55 Louisd'or behalten Sie, wenn Sie bezahlt werden, und bringen mir solche im Oktober mit. Meinen Vater habe ich schon bezahlt. Die 12 Exemplarien sind Sie so gütig, nur an mich zu schicken.

Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indes nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urteile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignorieren könnten.

Meyers Reise nach Italien ist nun bestimmt und wird in wenigen Wochen vor sich gehen. Ich erwarte ihn jeden Tag mit Goethe, weil er Abschied nehmen will.

Goethe gibt für die Horen dieses Jahr noch, erstens einige Blätter zu der letzten Geschichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in späteren Jahren erscheint; zweitens Apollos Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Märchen; fünftens den Eingang zum Cellini und sechstens (wie er schreibt, sehr bedingungsweise) etwas aus dem Faust. Herders Homeridischen Aufsatz habe ich noch immer nicht und weiß in diesem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stücke hernehmen werde, von dem ich schon die zwei ersten zum Druck abgeschickt habe. So arm sieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieser Tage etliche Aufsätze von fremden Autoren erhalten, aber die ich schlechterdings nicht brauchen kann. Im äußersten Falle kann ich freilich von mir einen Aufsatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diversion machen würde, da ich im besten poetischen Feuer bin.

Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Anteil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entraten kann. Der Wunsch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei diesen poetischen Arbeiten belebt und gestärkt und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke sowohl, als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letzteren werden mir wohl das Dramatische verbieten, aber auf das Epische werde ich dafür ernstlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, versteht sich.

Doch darüber und über dies ganze Kapitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abwesenheit vorbei ist. Unterdessen werde ich der poetischen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundschaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe versichert mir, daß die Beschwerden, die ich ihm über das sechste Buch des Meisters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seien. Ich hatte ihn merken lassen, was ich gewünscht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenstande läge, als er angedeutet hätte. Bei dieser Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich freue mich auf Ihre Briefe, die jetzt fast mein einziger Berührungspunkt mit der Außenwelt sind.

Herzliche Grüße an Sie beide von uns allen. Ihr

Sch.

N. S.

Eben erhalte ich Nachricht von Goethe, daß ich morgen Herders Aufsatz erhalte, und daß er vortrefflich geraten sei. Goethe schickt mir eben auch den Schluß der Erzählung und Unterhaltung, die aber nur einen halben Bogen gedruckt ausmacht.

Das Märchen ist schon darin angekündigt.

Natur und Schule lassen Sie noch aus der Sammlung heraus. Aber den spielenden Knaben und die Ilias mögen Sie irgendwo unterstecken, wo noch Platz ist,

oder wo Sie etwas herauswünschen und eine Lücke auszufüllen ist.

Ich hatte anfangs im Sinne, unter mehreren Namen im Almanach mich zu verkappen und dadurch einen größern Schein von Mannigfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohnedas Mannigfaltigkeit genug und durch Herdern der Anonymität schon zu viel ist, so fällt jene Ursache weg, und es ist der wenigen Kleinigkeiten (wegen) nicht der Mühe wert, zu lügen. Sein Sie daher so gut und setzen unter die drei Kleinigkeiten, die mit O und Bsch bezeichnet sind, meinen Namen. Ich halte es für gut, daß ich sehr oft darinnen vorkomme, und werde darauf bedacht sein, wenigstens 25mal darin genannt zu sein. Auch da, wo Th. steht, setzen Sie Goethes Namen. Schiller.

16. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 25. August 1795.

Meine Mutter ist wieder kränker, und ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen werde viel schreiben können. Ich eile daher zuerst, einiges über den Musenalmanach abzumachen. Michaelis hat sich gemeldet, und hier ist sein Brief, ganz in seinem Genre. Eine Estafette, wo eine Post das nämliche that, viel Geschwätz und wahrscheinlich wenig dahinter. Denn wenn auch jemand, dem er Auftrag gab, nicht zahlte, warum erkundigt er sich nicht? warum beantwortet er meinen ersten Brief nicht? warum säumte er so mit dem Almanach? Ich habe ihm, weil ich seinen Versprechungen von baldigem Kommen nicht recht traue, heute ziemlich kühl geantwortet: daß eine Estafette ganz vergeblich gewesen, daß ich seine Rechtfertigung abwarten wolle, daß ich sein Zögern mit dem Almanach nicht begreife und das Geld und die Exemplarien zur Ablieferung des Manuskripts erwarte. Dabei lasse ich's auch (er möge sich nun rechtfertigen, wie er wolle) bewenden. Man muß mit diesem Menschen Ernst gebrauchen, und ich bitte Sie, wenn Sie, wie ich nicht glaube, nicht ganz andrer Meinung sind, meinen Ernst zu unterstützen.

Die empfangenen Gedichte habe ich dem Almanach beigefügt. Ich war anfangs zweifelhaft, ob ich die Schlegel-

schen, die von Schlegels eigner Hand sind und worüber Sie mir nichts weiter schreiben, nicht in Absicht des Zeilenarrangements anders, als sie geschrieben sind, ordnen müßte, und hatte es schon nach der Analogie von ein paar andern Gedichten gethan. Ich sehe aber jetzt, daß sie auch, wie sie da sind, bleiben können, und lasse sie daher so. Durchgesehen habe ich alles und die noch zurückgebliebenen Kleinigkeiten verbessert. Ich habe jetzt, wenn ich mich nicht verzählt habe, 121 Seiten, also nicht volle 8 Bogen. Das Zeilenarrangement halte ich zwar, wie Sie es gemacht haben, für recht gut, aber auf einige Ungleichheit müssen Sie sich schon gefaßt machen. Wie ich im Blättern bemerke, wird manche Seite doch viel voller aussehen, z. B. Parthenope. Daß die Hexameter und Pentameter da, wo Sie es regelmäßig und ausdrücklich gethan haben, ebenso regelmäßig abgebrochen werden, dafür werde ich Sorge tragen. Aber einige kleinere Gedichte werden Schwierigkeiten machen. Denn in diesen sehe ich, daß Sie teils einen einzelnen Vers so eng geschrieben haben, daß der Setzer nicht wird folgen und ebenso zusammendrängen können, teils aber auch einzelne Verse nach Bedürfnis und nicht alle abgebrochen haben. Indes werde ich Ungern empfehlen, auch hierin alle Unschicklichkeit möglichst zu vermeiden.

Was das Innre betrifft, so hat auch die jetzige Lieferung gar sehr meinen Beifall. Schlegels beide Gedichte haben zwar hier und da einiges Dunkle und das letzte am Schluß auch einige Härte. Es ist eine gewisse Heftigkeit der Empfindung darin, der es wenigstens an sichtbarer Natur und Wahrheit fehlt, und die eben darum, weil sie so aufgejagt ist, wenigstens in mir weder Achtung noch Sympathie erregt. Es ist in derselben Gattung wie einige frühere Sachen von Meyer und einige spätere von Bürger. Ich vermute, daß beide Stücke an die Madame Böhmer gerichtet sind, die mit Forsters verwickelt war. Wenigstens weiß ich, daß er mit dieser immerfort eine, wenn man die Entfernung und das (soviel ich weiß) auch sehr ungleiche Alter beider bedenkt, wirklich phantastische Liebe unterhält. Sie ist ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf und hat auf Schlegels Bildung einen entschiedenen Einfluß geübt. Auffallend aber ist es mir immer, wie alles, was Schlegel macht, sich vor den Werken derer auszeichnet, die man jüngere Dichter nennen kann. Wenn es auch manchmal

weder an Gedanken noch Gefühl reich ist, so fällt es nie nur auch im mindesten ins Gemeine und Gewöhnliche, sondern trägt gleichsam immer das Gepräge einer bessern Schule an sich. Es ist wunderbar, wie er unter Bürger und noch dazu in Bürgers schlechtester Periode sich gerade so ausbilden konnte. In diesen beiden Gedichten sind mir einige vorzüglich glückliche Stellen aufgefallen, und auch das Ganze macht, selbst durch die Verschiedenheit des Tons in beiden Stücken, einen sehr guten Eindruck.

Herders Parthenope ist ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber, wie es mir wenigstens scheint, auch seiner Unarten. Das Stück hat im ganzen einen schönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch soviel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann. Einiges ist mir in der That unverständlich, so folgende Stelle, die ich Sie doch noch einmal anzusehen bitte:

Der Baum,
Der rein geläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften.

Heißt das: die Sonne beschiene die Spitzen der Blätter, so ist es doch beinahe schwülstig ausgedrückt. Die beiden kleineren Stücke mit D. unterzeichnet, sind doch wohl auch von ihm; sie sind sehr schön; sehr zart und griechisch ist sein kleines mit E. unterzeichnetes Epigramm. Die beiden Aenderungen in der Entfernten und Madera habe ich gemacht. In dem letzteren aber heißt der Vers

Ihr Gebet und einen Tempel

wofür ich nun

Ein Gebet u. s. f.

wie Sie schrieben, gesetzt habe.

Meyer hat Ihnen gewiß noch immer sein Bestes geschickt, ob ich gleich die Biondina nicht recht verstehe. Die Boten sind recht artig. Wie kommt Ihnen sein Brief vor?

Haben Sie noch mehr, als dies eine recht hübsche Ding von Kosegarten?

Wer ist der Y. mit dem närrischen Herzenswechsel? In dem Gedicht der Mereau, glaube ich, werden Sie eine kleine Aenderung machen müssen. Es heißt:

Es rauschen die Wellchen -- — — —
Und reißen manch Blümchen vom Ufer in Quell.

Der Artikel kann hier nicht fehlen. Sein Sie so gütig, mir hierauf zu antworten, ich will lieber das Gedicht solange zurückbehalten. Ueberhaupt wünschte ich, daß Sie mir mit nächster Post nun schreiben könnten, was Ihnen noch etwa über den Druck des Almanachs einfällt. Denn ich denke, er soll mit künftiger Woche angehen.

Goethes Reise und wahrscheinlicher längerer Aufenthalt thut mir für Sie, der Sie einen so sicheren Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797 zu gehen denke und mit großem Verlangen steuere, fände. Von seinem Werke, wenn es auch freilich bei einem solchen Umfange in einigen Stücken wird mangelhaft sein müssen, verspreche ich mir sehr viel.

Daß mein Bruder den Weg in die Schweiz über Venedig und Mailand genommen, schrieb ich Ihnen wohl schon. Sein letzter Brief ist aus Venedig, wo ihn die Schönheit und Neuheit der Gegenstände bezaubert.

Woltmanns Rezension der Musenalmanache will ich zwar nicht naiv und höflich nennen; aber ganz so arg, als sie Ihnen Schreyvogel geschildert hat, ist sie doch auch nicht. Ich habe sie vor Ihrem Briefe gelesen, und da Woltmann wenig bisher rezensiert hat, so ist er mir gar nicht eingefallen. Sie zeichnet sich doch immer vor den übrigen belletristischen Rezensionen der A. L. Z. aus, wie außer mir auch mehrere urteilen. Daß das Tadelnswerte getadelt worden sei, ist mir darin nicht aufgefallen, wohl aber war das Mittelmäßige zu sehr gelobt. Unverzeihliche Fehler dieser Rezension waren, daß sie äußerst wortreich (z. B. über den Nutzen der Almanache) und ziemlich gedankenleer war, daß sie schlecht und affektiert geschrieben war (Blumen und Blüten kam auf zwanzigmal vor), und daß der Rezensent auf eine unausstehliche prätensionsvolle Weise einem Herrn T. einen Kranz erteilte, von dem dieser nun wieder einzelne Blumen an, ich weiß nicht wen, abgeben sollte.

Ich sehne mich unglaublich wieder zu Ihnen, liebster Freund, es fehlt mir nicht, wie Ihnen, an Zerstreuung, aber die brauche ich wenig, ganz aber an einem solchen Ideenwechsel und einem solchen freundschaftlichen Genuß. Ueberhaupt sagt mir doch unsere Trennung aufs neue, daß Sie nicht in Jena leben sollten. Wenn ich bedenke, daß

meine Abwesenheit Sie, Goethen, der doch bei weitem nicht immer da ist, abgerechnet, in eine wahre Einsamkeit versetzt, so könnte mir bange werden. Ich würde nirgends, wo ich auch lebte, für Ihren Umgang einen Ersatz finden, das fühle ich sehr lebhaft. Aber Ihnen würde eine große, lebendigere Stadt doch mehr Stoff von außen zuführen, dessen Sie zwar nicht zum besseren Gelingen Ihrer Arbeiten (denn es ist wunderbar, wie selbständig und selbstgenügsam Sie von dieser Seite sind), aber doch zur minderen Anspannung in einem arbeitsvollen Leben und zu einer froheren mannigfaltigeren Existenz bedürfen. Auch wünschte ich Sie noch unabhängiger, selbst die Horen ärgern mich manchmal. Sie beschränken doch wohl hier und da Ihre Freiheit und Ihre Wahl in der Arbeit. — Herzlich freue ich mich, in fünf Wochen wieder bei Ihnen zu sein und mich für die lange saure Entbehrung zu entschädigen.

Leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Lolo von mir und von meiner Frau an Sie beide. Adieu.

Ihr H.

---

17. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 29. August 1795.

Ich hatte zu der Zeit, da ich Ihnen gewöhnlich schreibe, Besuch, liebster Freund, und wollte den heutigen Posttag überschlagen. Indes bekam ich Ihren letzten Brief und eile, diesen wenigstens, so gut es die Zeit erlauben will, zu beantworten.

Ich danke Ihnen herzlich für das gute Vertrauen, das Sie in Absicht des Almanachs auf mich setzen, und gewiß soll es an meinem Fleiße nicht fehlen. Nur bitte ich Sie, recht sehr zu bedenken, daß ich mit dem Aeußeren der Schriftstellerei noch weniger als mit dem Inneren bekannt bin, und ersuche Sie also um Nachsicht gegen alle Gaucherien, die ich etwa begehen könnte. Indes spreche ich alles mit Unger genau ab und befolge Ihre Aufträge buchstäblich.

Ich bin gleich nach Empfang Ihres Briefes hierher geritten, um selbst mit Unger zu sprechen. Leider steht es mit dem Fertigwerden des Almanachs schlecht. Unger erklärte mir gestern Abend geradezu, daß er erst in 14 Tagen bis

3 Wochen anfangen könne. Da nämlich Michaelis gar nichts weiter von sich hören lassen, so hat er andre Arbeit (einen Roman von Huber) übernommen und ist entsetzlich besetzt. Auf meine dringende Bitte hat er sich endlich dazu verstanden, mit Montag über 8 Tage (7. 7br.) gewiß anzufangen. Indes kann er nur 2 Bogen drucken in jeder Woche, und der Almanach wird daher auch so gut als gewiß nicht fertig. In Sedez zu drucken, wäre allerdings eine Zeitersparung, allein Unger hat kein hinlänglich großes Papier; das Format würde zu klein. Indes will ich dies doch noch einmal mit ihm vor Abgang dieses Briefes überlegen, da die Möglichkeit des Fertigwerdens jetzt darauf zu beruhen scheint.

(ist, wie mir Unger nun gesagt, bloß Ersparung einer Woche, da der Satz derselbe bleibt)

Schriftproben werde ich in einer halben Stunde ansehen und Ihnen das Resultat schreiben. Schreibpapier ist da. In Ansehung des übrigen Papiers hat Michaelis ihm auch die Sache verdorben. Unger hat ihm nämlich schon um Ostern Proben gezeigt und ihm gesagt, eine davon zu wählen, damit er diese Sorte verschreiben könne. Er hat nicht gewählt, und man muß jetzt nehmen, was da ist. Indes, meint Unger, würde er schon gutes ausfinden. Ueberhaupt bitte ich Sie, trotz aller dieser Hindernisse außer Sorge zu sein.

(Das Papier wird so sein wie die Probe Nr. 1, nur etwas besser.)

Ich wende allen möglichen Fleiß und Mühe an. Unger ist sehr gutwillig, wenn man seine schwache Seite gewinnt, und versteht es; wo etwas es fehlt, ersetzt die innere Vortrefflichkeit des Werks.

Wie steht es denn mit den von Michaelis bestellten Kupfern? Gewartet wird darauf doch nicht.

Einen Kalender muß ich doch auch dazu besorgen.

Die schwierigste Frage, die mir jetzt für mich aufgestoßen ist, ist die: wenn doch einmal der Almanach zur Messe nicht fertig werden kann, soll ich dennoch den Druck so beschleunigen? Ich denke aber so: findet sich bei dem Druck ein Hindernis, wodurch der Almanach dem Verleger teurer oder dem Publikum minder gefällig wird, so eile ich nicht; im entgegengesetzten wahrscheinlicheren Fall aber beschleunige ich soviel ich kann.

Soeben war Unger bei mir. Er hat mir Proben gebracht, die ich Ihnen schicke und Ihre Antwort erwarte. Dieser Brief nämlich kommt Mittwoch (2. 7br.) bei Ihnen an. Sie können Freitag (4ten 7br.) antworten, dann ist der Brief Montag (7ten 7br.) hier. Schreiben Sie nur darauf: wird empfohlen, so empfange ich den Brief noch Montag durch einen Boten. Auch reite ich, wenn ich kann, Montag gleich her und erwarte den Brief. Unter den Proben, glaube ich zwar, ist kaum eine Wahl. Die lateinische Nr. 1 ist meines Erachtens recht gut und muß genommen werden. Die altdeutsche Nr. 2 ist total häßlich. Die Ungerische — nun Nr. 3, nicht anzuraten. Auf der lateinischen ist in einer Note noch ein kleinerer Druck, der auch für die wenigen Noten des Almanachs gebraucht werden könnte. Für den Text wäre er wohl zu klein. Eine noch größere lateinische Schrift wird mir Unger noch schicken, die ich auch beilegen werde. Das Format, denke ich, bleibt wie in der lateinischen Probe Nr. 1, oder soll es kleiner sein? Statt des Strichs in Nr. 1 setze ich bloß die paginam. Das in den Gedichten Unterstrichne lasse ich kursiv drucken. Was Ihnen nicht sehr gefällt oder noch mißfällt, schreiben Sie mir ja.

Ueber das Fertigwerden haben wir folgendes abgemacht. Es sind bis zur letzten Meßwoche noch 6 Wochen. In der ersten druckt er 1 Bogen, in den nächsten 3: 6, in den letzten 2 wegen der Epigramme, und weil er dann freier ist: 6 (zusammen) 13 Bogen.

So sehen Sie, wird der Almanach, wenn er 13 Bogen hat, doch nicht fertig, da noch eine Woche zur Versendung übrigbleiben muß. Ich rechne indes darauf, daß er mir nicht 13 Bogen stark zu werden scheint, und daß mir Unger nicht, wie wohl sonst andre, mehr, sondern weniger zu versprechen scheint. Unger meint nun, es wäre dem Almanach vorteilhaft, nach der Messe zu kommen, sobald es nur bald wäre und er auch noch einmal angekündigt ist. Er machte einzeln mehr Aufsehen. Vieweg hingegen äußerte neulich gelegentlich, daß man, wenn Almanache nicht zur Messe kämen, [man] nur die Hälfte des Absatzes hätte. Letztes halte ich übertrieben, aber Ungers Meinung scheint mir auch nicht wahr. Ungebunden sollte er doch so verkauft werden?

Da nun noch eine Woche Zeit ist, bis Unger drucken

kann, und Sie die Schrift wählen, so habe ich auch Michaelis geschrieben:

1) Er müsse bis 5. 7br. selbst hier sein oder bestimmte Erklärung über alle Umstände des Drucks an mich oder Unger senden. Im entgegengesetzten Fall ließe ich den Druck angehen und zwar so, wie Sie auf den Fall disponiert haben, daß er sich vom Almanach lossagt.

2) Zugleich müsse er 65 Ld'or und 12 Ex. des Buchs senden, sonst ließe ich den Druck in Ihrem Namen anfangen.

3) Kündigten Sie ihm auf und böten noch einmal an, sich loszusagen.

Die Aufkündigung sowie alle Ihre Schritte mit Michaelis billige ich völlig, und Sie müssen schlechterdings ihm den Almanach nicht lassen.

Eben schickt Unger noch Proben, die mir besser gefallen.

Nr. 4 ganz kursiv, mehr curiositatis gratia, obgleich es mir eigentlich am besten gefällt.

Nr. 5, insofern es nicht kursiv ist und ich es angestrichen. Ist gewiß hübscher als Nr. 1, ich dächte auch nicht eben zu groß, doch könnte dies leicht sein. Ich bitte Sie nun sehr, ja zu wählen und mich Montag nicht ohne Brief zu lassen. Denn bei diesen 3 lat. Proben wird mir die Wahl schwer, und ich warte auf jeden Fall. Michaelis habe ich die Proben gleichfalls geschickt, um recht honett zu verfahren. Indes versteht sich's, daß, wenn ich Ihre Meinung weiß, ich sie auch gegen ihn durchsetze.

Es fällt mir jetzt nichts mehr ein, und ich muß schließen. Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebter Freund. Möchte ich erst bei Ihnen sein! Es geht hier sehr übel. Meine Mutter ist kränker als je, und ich selbst ziemlich mißmutig. Ich sehne mich sehr, bei Ihnen auszuruhen. Adieu. Tausend Grüße an Lolo. Adieu.

Humboldt.

Kann ich, im Fall Michaelis sich lossagt, ihm 35 Ld'or (60 weniger 25) auszahlen?

---

18. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 31. August 1795.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren letzten interessanten Brief. Unser jetzt so lebhafter Briefwechsel macht mir eine unendliche Freude und knüpft mich fast allein noch an eine intellektuelle Thätigkeit an.

Es hat uns sehr geschmerzt, zu sehen, daß es mit Ihrer Gesundheit noch so gar nicht besser geht. Ich bewundere, daß es Ihnen möglich ist, dabei eine so schöne und fruchtbare Geistesstimmung zu bewahren, als Ihre Arbeiten durchaus verraten. Auch die letzteren haben mich sehr angenehm beschäftigt, und wenn, wie Sie einmal äußern, die Freundschaft sich in mein Urteil einmischt, so geschieht es, ohne daß ich es selbst weiß. Ich weiß zu gut, daß ich mich überall in der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse, als daß ich mich nicht jedesmal mit Fleiß zu einer größeren Strenge stimmen sollte.

Die Ideale tragen das Gepräge der Stimmung an sich, in der sie, wie Sie mir schreiben, entstanden. Eine Wehmut, die sich in Ruhe aufgelöst hat, ist über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Gestalten, welche die erste Hälfte aufstellt, thun eine sehr gute Wirkung. Auch sind einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hat dies Gedicht, ich weiß noch selbst nicht recht warum, nicht ganz den Effekt auf mich gemacht als Ihre übrigen Stücke, und meine Frau hat mir dasselbe von sich gesagt. Ich bin es einzeln und sehr genau durchgegangen und wüßte nichts, was ich, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, tadeln könnte. Auch die strengste Kritik muß gewiß gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht ist, und eben dies auch sagt mir mein Gefühl. Nur vermisse ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, mit einem Wort den eigentümlichen Charakter, an dem ich, auch unter lauter Musterwerken, doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich rührt dies wohl von dem Gegenstande selbst her, und insofern dies ganz der Fall ist, entspringt der Eindruck, den es auf uns machte (wie auch sehr wohl möglich ist), aus einer einseitigen Beurteilung. Nur ob jene Vorzüge nicht auch mit diesem Stoff zu vereinen waren, darüber bin ich zweifelhaft, und nur auf diese Möglichkeit

gründet sich meine Kritik. Wie es da ist, scheint mir die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung notwendig mit sich führt. Es hat unleugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes, ich zweifle nur, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff, und weniger aus der Form entspringt. Es hat einen so nahen Bezug auf Sie, die Empfindung ist so schön und natürlich, der Ausdruck so wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich so wert ist. Auch unterscheidet es sich dadurch gar sehr von Ihren übrigen. Ueberall ist das Gefühl soviel sichtbarer, als die Phantasie. Nur ob dieser Eindruck ganz rein ist, ob das Gefühl, so wie es der Kunst eigen ist, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht wird? das ist die Frage; und wenn meine Kritik irgend gegründet ist, so glaube ich, muß es hierin liegen. Ueber keines Ihrer Gedichte ist mir das Urteil so schwer geworden, und doch, wie ich selbst fühle, so mißraten. Ich stehe in einem Streit mit mir selbst, aber ich wollte Ihnen den Eindruck auf mich doch wenigstens historisch erzählen, wenn ich auch nicht davon Rechenschaft zu geben wußte. Was Sie von Ihrem Aufenthalt in Stuttgart sagen, bestätigt meine eigene Erfahrung an Ihnen vollkommen und hat mich darum doppelt gefreut. Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt. Ich weiß niemand, auf dessen Unveränderlichkeit ich so fest bauen möchte, als auf die Ihrige, aber es ist noch mehr, als das. Bei jedem bringen Zeit und Umstände etwas Aehnliches hervor; bei Ihnen hat sich zu beiden der Wille gesellt, und darum ist diese Erscheinung in Ihnen so ganz aus Ihrem Charakter entstanden und so ganz auf ihn zurückwirkend. Auch glaubte ich immer seit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine gewisse Aenderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beste von sonst fand ich wieder und erhöht, aber außerdem eine so gleichmäßige, aus Ihrem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde, daß beide, abgerechnet, daß sie Ihre innere Zufriedenheit notwendig erhöhen, einen unbeschreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. Denn gerade das schätze ich so sehr, daß durch Ihre ernste Wahrheitsliebe weder die Milde, noch durch diese jene verliert.

Die beiden letzten Strophen, und vorzüglich die letzte, schildern auf eine überaus eigentümliche Art Ihr Leben und Ihre Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, nie ermüdet, wie langsam auch der Fortschritt sei, und endlich immer zum Ziele gelangt. Zu den schönsten und in der That ganz gelungenen Stellen Ihres Gedichtes möchte ich die beiden Strophen von: „Wie einst mit flehendem Verlangen" u. s. w. an, und besonders die letzte Hälfte der hernach folgenden rechnen. Sehr dichterisch und malerisch ist auch die: „Wie leicht ward er dahin getragen" u. s. w. Ein wenig hart ist mir der Vers: „Ein reißend bergab rollend Rad" vorgekommen; statt Minne hätte ich Liebe gewählt, das erstere scheint mir mehr spielend als ernst und dem Geiste dieses Stücks weniger angemessen; für Beschäftigung hätte ich ein anderes Wort gewünscht. Ist es nicht zu prosaisch, und schon Thätigkeit lebendiger und mehr poetisch? Freilich drückt das erstere Ihren Gedanken passender aus.

Natur und Schule liebe ich sehr. Da die so natürliche Frage schon an sich so oft aufgeworfen wird, und die Lage der Zeit selbst die Beantwortung noch notwendiger macht, so kann es ihr auch an allgemeinem Interesse nicht fehlen, und die Antwort ist zu einfach, um nicht ohne Mühe verstanden zu werden. Es lag wahrscheinlich nicht in Ihrem Plan, sonst hätte ich gewünscht, Sie hätten die Idee weiter verfolgt und wären auf die Frage gekommen, ob die Dauer einer solchen natürlichen, zweifellosen Unschuld wahrscheinlich oder nur möglich ist? was sie verbürgt? wozu eigentlich der Mensch als Mensch bestimmt ist? Die Behandlung wäre in einem Gedicht nicht leicht gewesen, hätte aber doch zu sehr poetischen und schön gegeneinander kontrastierenden Gemälden Anlaß gegeben. Die Idee zu meinem kleinen Aufsatz über die Luise hat mich dieser Materie näher geführt. Die Trockenheit, die allerdings, wie Sie sagen, dem Stoff Ihres Gedichtes eigen sein mag, haben Sie ihm durch die Behandlung gänzlich genommen. Die Schilderung der Natur ist sehr schön und anziehend, und auch die finstere Schule malt Ihre Hand der Phantasie in großen und prächtigen Bildern. Das Ganze paßt aber allerdings mehr für die Horen, als für den Almanach.

Der spielende Knabe ist überaus schön, so lieblich und zart und so charakteristisch. In der Ilias ist ein

großer und sogar so historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt, und ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinn ist das Wiegenkind. Bei diesen Ihren Kleinigkeiten ist mir die Vergleichung mit den ähnlichen Herderschen auffallend. So trefflich die letzteren auch größtenteils sind, so vermisse ich doch etwas, was die Ihrigen auszeichnet. Fast nirgends ist der Gehalt so gediegen, die Diktion so rund und kurz, das Ganze so stark und vollendet.

Heliopolis hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich begreife nicht, wie Herder den Sinn so mißverstehen konnte. Für mich liegt eine große und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung paßt sehr gut dazu, und die Erzählung ist sehr poetisch. Hätten Sie ihr, ohne zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, noch den Reiz des Reims geben können, so hätte ich es freilich noch vorgezogen. Indes dient selbst dies zur Mannigfaltigkeit, die jetzt dem Gehalt und der Form nach unter Ihren Beiträgen sehr groß ist.

Was Sie über das elegische Silbenmaß sagen, finde ich vollkommen wahr, auch bin ich sehr zufrieden, daß es Sie so anzieht, da diese Liebe solche Früchte trägt. Der Reim wird darum sein Recht an Ihnen nicht verlieren. Auch bei Ihnen liebe ich ihn doch nur vorzüglich in der lyrischen Gattung, und zu dieser ist die Stimmung, die ihn dann auch gewiß herbeiführt, doch seltener. Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen.

Um aber auf das elegische Silbenmaß zurückzukommen, so müssen Sie mir schon erlauben, mein Herz von einer pedantischen Sorge zu befreien und Sie auf einige Kleinigkeiten aufmerksam zu machen. Mich dünkt, Sie sind in Ihren letzten Stücken, doch hier und da auch in den früheren, teils in Rücksicht auf die Geltung der einzelnen Silben, teils im Bau des Hexameters, teils in der Vermeidung des Hiatus nicht streng genug gewesen. Mein Ohr ist bei weitem nicht geübt genug, als daß mir so kleine Flecken sonderlich anstößig sein sollten, aber es gibt jetzt, vorzüglich seit der Vossischen Schule, eine Menge Menschen, die, wenn sie auch vielleicht nicht einmal Ohr haben, doch dies affektieren und wenigstens nur das haben. Diese lamentieren nun grausam, daß bloß Voß Hexameter machen könne, und ich

weiß, was ich über die Elegien habe hören müssen. An sich wird sich nun freilich niemand an solche engbrüstige Menschen kehren, aber wenn sie in den Sachen recht und nur darin unrecht haben, daß sie Kleinigkeiten zur Hauptsache machen, glaube ich, darf man sie doch nicht ganz verachten, wenigstens werden Sie es mir verzeihen, wenn ich Sie gern auch gegen den winzigsten Vorwurf gerechtfertigt wünschte. Um Ihnen an Beispielen zu zeigen, was ich meine, ja aber nicht in der Absicht, Sie zu einer so kleinlichen Korrektur einzelner Verse zu bewegen, will ich einige Verse aus Ihren letzten Beiträgen kurz hersetzen:

Natur und Schule.

V. 2. nachspricht der Ist doch, dünkt mich, hart, wenn gleich, ein Mehreres im folgenden, nach der bloßen Regel des Tons erlaubt.

5. mis | trauen, der Das Relativum soll doch wohl lang sein, obgleich Voß es sehr oft kurz hat. Ebenso haben Sie es noch ein paarmal in demselben Gedicht.

14. wandeln | will ich ihn doch || ist dieses | einzige | not.

27. Gleich ver | ständlich für | alle | Welt war die u. s. f. Der Trochäus ohne Abschnitt an dieser Stelle macht, dünkt mich, den Vers sehr schleppend. Ich habe es ein paarmal in Ihren Beiträgen gefunden.

29. Aber ach | jene | Zeit ist nicht | Wenn ich recht skandiert habe. Denn, was eben auch nicht gut ist, man kann über die Skansion zweifelhaft sein.

31. Quelle tief.

33. Das Orakel | Denn das hat doch hier keine emphasis.

pen. Aber | blind ge | winnst du den | Kranz den wir | sehend ver | fehlen Wir sollte hier wohl Nachdruck haben.

Der spielende Knabe.

V. 3. Liebend halten der Mutter Arme dich | über dem | Abgrund Hat gar keinen der gewöhnlichen Abschnitte.

Ilias.

V. 3. Hat es doch | nur eine | einzige | Mutter und | trägt ihre Züge Diesen Vers möchte ich geändert. Das Stück ist so klein und so schön.

Würden.

V. 3. Welle entführt. Dieser Hiatus hat mich ge-

wundert; aber da das Stück von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist, habe ich nicht gewagt: Well' entführt zu setzen. Halten Sie jenes für flüssiger und darum dem Sinn für angemessener?

An einen Weltverbesserer.

V. 5. Von der | Mēnschhĕit gănz | recht von | dēr dĕnke | grōß dĕnke | würdig scheint mir doch ein wenig zu hart.

Aber verzeihen Sie meine Kritteleien. Meine Absicht war bloß, Sie aufmerksam zu machen, da Sie diese Dinge so leicht über die höheren und so schön befriedigten Forderungen übersehen konnten.

Die *Herderschen* letzten Beiträge sind wieder recht sehr gut. Am besten gefällt mir *die Harmonie der Welt*, und *Nacht und Tag*.

Kosegartens *Schön Sidselil* hat mich wegen der beiden ersten Verse laut auflachen gemacht. Das Ganze ist eine furchtbare Komposition. Aber in der Voraussetzung, daß in diesen Dingen, als in fremden Volksliedern, etwas historisch Wahres liegt, lesen sie sich doch mit Interesse und dienen dem Almanach zur Mannigfaltigkeit.

Die *Farbengebung* von Herder ist sehr zart und schön.

Meyer hat ja ordentlich viel geschickt.

Die Aenderungen habe ich gehörigen Orts vorgenommen; es hat mich sehr gefreut, daß Sie bei den drei Stellen im *Tanz* meine Meinung gegründet gefunden haben. Alle Verbesserungen sind sehr gut, vorzüglich stehen die beiden neu hinzugekommenen Verse so an ihrer Stelle, daß ihnen gewiß niemand ihre spätere Geburt ansieht. Für die Ausmerzung der Mören dankt Ihnen die Li besonders. Die Aenderung ist freilich noch nicht ganz glücklich. Nicht bloß, daß *Herschwimmen* nicht angenehm ist, so habe ich gegen *Entrinnen* noch mehr einzuwenden. *Wehen* steht hier mehr am Orte. Vorher war in den zwei Versen *ein* Gegensatz: die Macht und der Zauber des Dichters, jetzt außerdem der neue des Entrinnens oder Widerstehens, und beide sind nun, dünkt mich, zu eng zusammengeschoben. Ich werde mit der Einrückung dieses Stücks noch warten. Indes kann ich mich noch nicht entschließen, es von der Spitze wegzunehmen und gegen die mystische Parthenope (die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist) auszutauschen; und Sie müssen mir diesmal meinen Ungehorsam schon nachsehen. Es ist wirklich weder Grille, noch bloße Vorliebe für dies Stück.

Schon sein Gegenstand führt es natürlich an die Spitze, und da jeder doch, ehe er blättert, das erste Stück liest, so ist es gar nicht gleichgültig. Ich werde daher, wenn es möglich ist (sonst folge ich Ihrem Auftrag), mit dem Bogen B anfangen lassen. Da alles arrangiert ist und sein muß, so wird das wohl füglich angehen. Indes ersuche ich Sie doch um baldige Nachricht, ob es so bleiben soll, oder wie ich ändern soll?

Aber dies Arrangement, lieber Freund, macht mir seit der Absendung der Schriftproben an Sie großen Kummer.

Nachdem ich nun einen anschaulichen Begriff des Formats habe und damit Ihre Einrichtung vergleiche, so glaube ich zu finden, daß Sie an mehreren Stellen zuviel auf eine Seite gebracht haben. Die Parthenope führte ich schon neulich an. So sind auch die 3 letzten Strophen des Erlachs (24 Z. und 2 Intervalle) auf eine Seite, vom Tanz 12 V. (24 Z.) und so 24 Zeilen öfter, dies wird schwerlich angehen. Was mich nun eigentlich in Verlegenheit setzt, ist, daß ich auf der einen Seite, da Sie dies Arrangement mit Mühe gemacht und mir darauf zu wachen aufgetragen haben, Ihren Auftrag nicht überschreiten, auf der andern Seite aber doch auch nicht den Almanach durch eine alberne Pünktlichkeit (die mir bloß die Sache bequem macht) entstellen wollte. Da doch das letztere Ihnen auch gewiß der wichtigere Gesichtspunkt ist, so werde ich, um nicht während des Drucks aufgehalten zu werden, in diesen Tagen mit dem Manuskript nach Berlin gehen und eine Beratschlagung mit Unger, der so etwas gewiß versteht, veranstalten, und da, denke ich, soll es doch noch ganz möglich sein, Ihre Ordnung, wenn auch nicht (wie ich in der That nicht glaube) Ihre Seitenzahl beizubehalten. Denn 1) werden manche Gedichte, wenn ich sie weiter auseinander drucken lasse, doch gerade mit einer Seite schließen. So geht Parthenope, wenn ich 2 Strophen drucken lasse, gerade auf 7 Seiten auf, da es bei Ihnen 5 einnimmt; 2) kann ich mir durch die mir unterzustecken aufgetragenen und herauszulassen erlaubten Stücke noch helfen. Sagen Sie mir doch aber, lieber Freund, mit nächstem Posttag über diesen ganzen Punkt noch einmal Ihre bestimmteste Meinung. Es ist sonst eine peinliche Sache und ich doch nur allein Ihren Willen zu erfüllen wünschte.

Natur und Schule lege ich bis auf weitere Nachricht zurück. Das Kind in der Wiege habe ich, da es doppelt eingerückt war, einmal ausstreichen müssen. Den spielenden Knaben und die Ilias unterzubringen, warte ich noch die drei andern Kleinigkeiten, von denen Ihr letzter Brief spricht, die Sie aber wohl beizulegen vergessen haben, und meine Beratschlagung mit Unger ab.

Noch bitte ich Sie, mir zu sagen, ob ich die mir angezeigten Stücke auf jeden Fall, oder nur insofern auslassen soll, als sie durch die eingeschobenen verdrängt oder für eine etwaige notwendige Aenderung des Arrangements lästig werden. Weißhuhns Epigramme mißfallen mir sämtlich. Sollten Sie doch eins erhalten wollen, so zeigen Sie mir es ja an. Sonst benutze ich Ihre Erlaubnis und tilge seines Dichternamens Gedächtnis, er müßte denn für den Platz brauchbar sein.

Mehr wüßte ich für heute nicht über den Almanach. Michaelis — altum silentium!

Ich billige es gar sehr, daß Sie auf den Almanach bedacht sind und Ihrer poetischen Stimmung folgen. Aber werden Sie doch ja für die Horen nicht mutlos. Vermeiden Sie Aufsätze im Schlage der meinigen und des Fichtischen, sorgen Sie, soviel es geht, für leichte (wäre es auch manchmal lose) Ware, und die Horen gehen gewiß recht gut. Trotz aller widersprechenden Urteile, höre ich doch allgemein, daß die letzteren Stücke mit größerem Vergnügen gelesen worden sind, und was wird mehr erfordert? Goethes noch in diesem Jahre zu erwartende Beiträge sind, den Titeln nach zu urteilen, auch wenn der Faust nicht kömmt, doch immer sehr brauchbar. Der Herdersche jetzige wird auch interessieren, und ganz müßig für die Horen sind Sie ja gewiß ebensowenig im Rest des Jahres, als jetzt, wo Sie das treffliche Reich der Schatten und Natur und Schule geliefert haben. Ist Ihnen schon die Rezension der vier ersten Horenstücke im neuesten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu Gesicht gekommen? Ich dächte doch, sonst lieferte ich Ihnen Auszüge. Aber man muß es ganz lesen. Von wem auch dies saubere Produkt herrühren mag, so ist es immer ein elendes Machwerk ohne Philosophie und mit einem kleinen einseitigen Geschmack, nüchtern wie die ganze Bibliothek und, wie Jacobi sagen würde, recht philistermäßig. Ich bin indes sehr gut davongekommen. Denn

außerdem, daß ich durch eine ordentliche Assignation an alle Duretakten angewiesen werde, die Ihnen gesagt sind, so ist doch eben keine eigene Zugabe für mich dabei. Von manchem begreift man gar nicht, ob es Ironie oder was sonst ist.

Den Meister (das Ende des 5ten Buchs und das 6te bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgeteilt, aber leider nur auf so kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Drucke, daß ich es bloß einmal und flüchtig habe lesen können. Das 5te Buch ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indes ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr bloß zerhauen, als es, dünkt mich, sogar fürs erste noch erlaubt war. Meisters Einschlafen ist nicht natürlich. Das 6te Buch hat mich sehr interessiert. Der Gang der religiösen Meinungen in dieser Person ist mit großer Treue und Natur geschildert, und Goethe hat eine große Bekanntschaft auch mit dieser Seite der menschlichen Seele darin bewiesen. Vorzüglich ist die Wahrheit, daß die Empfindungsweise überhaupt die Religiosität und ihre Modifikationen, und nicht diese jene bestimmt, auf eine im ganzen Gange der Geschichte doch sehr einleuchtende und auf eine so individuelle Art gezeigt, daß sie dadurch gewissermaßen neu erscheint. Einige Stellen scheinen mir tiefe psychologische Blicke zu verraten, und ich hätte sie gern genauer untersucht, so z. B. den Uebergang zu einer größeren religiösen Aengstlichkeit, durch den ernsten Umgang mit Philo, gleichsam die Offenbarung dessen, was Glaube sei, beim Knieen am Kruzifix u. s. w.

Ueber die Korrektur des Almanachs wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich schon mit Unger verabredet habe, ja recht dafür zu sorgen. Für die Buchstabengenauigkeit will Unger selbst stehen. Für das etwa vorfallende Schwierigere hat er einen gewissen Müchler (selbst ein Dichter) vorgeschlagen. Ich kann nicht füglich eine Korrektur übernehmen, teils weil ich nicht einmal Uebung darin besitze, teils weil die Entfernung doch den Druck aufhalten würde. Indes will ich doch jeden Bogen nach dem Druck durchsehen und mit Unger, womöglich, abmachen, daß er, wenn sich ein sinnentstellender Druckfehler einschleichen sollte, an dem das Manuskript nicht schuld ist, den Bogen unentgeltlich umdrucken, oder doch ein Karton hineinlegen muß. Das Manuskript habe ich noch einmal genau durchgesehen und auch, soviel ich

bemerkt, für die Uebereinstimmung der Orthographie gesorgt. Hierbei habe ich mir auch in Ihrer eigenen Handschrift zu ändern erlaubt, wo Ihnen Ungleichheiten entschlüpft waren, da ich hierin Ihrer Einwilligung versichert war.

(Humboldt.)

---

19. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 7. September 1795.

Zuerst von unseren Geschäften, teurer Freund, weil ich nicht weiß, wieviel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe, mein letzter Brief ist zu rechter Zeit und frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernsthafte Anstalt haben machen lassen.

Er bleibt also liegen, und sollte Michaelis sich in dieser Zeit der Sache noch nicht angenommen haben, so sind Sie so gütig, mir das ganze Manuskript mit umlaufender Post zurückzusenden. Ich kann, da mir Michaelis auf mein höchst dringendes Schreiben noch nicht geantwortet hat, und die Debutzeit eines Almanachs verstrichen ist, mein Verhältnis mit ihm für aufgelöst erklären und erwarte bloß Ihre Antwort auf den heutigen Brief, um hier an Göpfert und Niethammer 35 Ld'ors zu bezahlen.

Von meinen Gedichten habe ich schon, außer dem verschleierten Bild und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit, das Höchste für das 9. Stück der Horen an Cotta abgesendet. Sollte wider alles Vermuten der Almanach noch zu stande gekommen sein, so kann ich diese kleine Lücke bald wieder füllen. Das 9te Stück der Horen hat jetzt 16 Artikel und wird dadurch viel Aufsehen erregen.

Käme der Almanach zu stande, so hätten Sie sich an meine Einteilung nicht so strenge zu binden, und es wäre ja doch endlich barer Gewinn, wenn die 12 Bogen mit weniger Manuskript schon voll würden. Hierin hätten Sie also von meiner Seite alle Freiheit, und da mich in der Mischung der Stücke bloß Rücksicht auf die Varietät leitete, nach welcher auch Sie verfahren würden, so sind Sie auch in diesem Stück nicht eingeschränkt, Aenderungen vorzunehmen, die das übrige Arrangement allenfalls nötig machen

könnte. Die ausgemerzten Stücke müssen auf jeden Fall wegbleiben und also Weißhuhn noch einmal sterben.

Die zum Komplettieren bestimmten Stücke behalte ich bei der ganz dubiösen Lage noch hier, bloß das einzige Goethische Stück, welches gerade abgeschrieben ist, und den Beschluß der Epigramme sende ich mit. In dem 28. Epigramme setzen Sie statt unverständig unbeständig.

Meine Absicht ist, wenn ich den Almanach zurückerhalte und Herder und Goethe nichts dagegen haben, unsrer drei sämtliche Beiträge in den drei letzten Horenstücken zu verteilen, welche immer noch prosaische Aufsätze genug erhalten werden, weil alle unserer drei Gedichte zusammen doch nicht über acht Bogen in den Horen einnehmen können. Pegasus werde ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verse der ersten Strophe, die teils ungeschickt, teils für die Exposition des Ganzen zu leer sind.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, solange ich es noch besser machen kann. Unglücklicherweise habe ich Natur und Schule schon den vorigen Posttag abgeschickt, habe aber doch das Nötige geändert und sende es heute an Cotta nach, wenn es etwa noch Zeit wäre. An den andern Stücken versteht sich, daß ich das Fehlerhafte noch verbessere. Die erste Härte in Natur und Schule hatte ich schon in dem ersten Manuskript an Cotta verbessert, sowie ich überhaupt am Ende noch einige nötige Disticha eingeschoben.

An Körner sende ich heute das Reich der Schatten mit den noch übrigen Gedichten. Was er zu der ersten Lieferung meint, ersehen Sie hier aus seinem Briefe. Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen, und auch am wichtigsten. Ihnen sind die vier ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die besten, Körnern stören sie den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum

Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körnern mißfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders sein durfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urteilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, teilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht, nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Mehr wunderte mich, daß es auf Ihre Frau seine Wirkung verfehlte, weil es doch zur Empfindung spricht.

Auch von Körnern begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darin, was es dichterischer macht als alle übrigen. Vielleicht und vermutlich aus demselben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist und man die Auflösung weniger, als die anspannende Thätigkeit dabei missen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich, daß ein jedes andere Denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichts würde verändert haben.

Ich fürchte, wir werden uns in der Materie, die wir beide jetzt behandeln, einander ins Gehege kommen; was Sie bei Gelegenheit jener Anmerkung über Natur und Schule von Ihrem Aufsatze schreiben, erinnert mich daran. Ich bin gerade jetzt bei meinem Aufsatz übers Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Kultur viel zu reden habe. Dieser Aufsatz interessiert mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine ästhetischen Briefe, so nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst würde der strengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werde ich manches bemerken. An die spezielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erst in dem zweiten Teil des Aufsatzes. Der erste handelt nur von dem Interesse an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, habe ich Ihnen neulich schon schreiben wollen, aber die Almanachssachen machten mir eine Diversion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei anderen Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

> Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
> Reißt euch los vom Augenblicke ꝛc.

Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir deucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aesthetische, als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff rein

und jenes durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und sie steigt von ihrem Weltenthron,
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Strahlenscheibe, statt Strahlenkugel, ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als eine vorgestellt werden: die Phasen des Mondes und dann seine notwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist.

Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht sein? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist.

Eignet, auf diese Art gebraucht, hat Lessings Autorität für sich. Im Nathan sagt er: Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein. Einen wirklich unechten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt; dieser ist aber auch herausgeworfen. Umarmt den Leuen ist absichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen.

Die Elisionen des i in willige, Acherontischen ꝛc. sind freilich fatal, aber da sich alle Reimer von Anbeginn derselben bedienen, so erlaubte ich mir es auch.

Jetzt wüßte ich nichts mehr, Sachen und Geschäfte betreffend. Höchst ungeduldig bin ich, zu erfahren, wie es mit dem Almanach endlich entschieden ist.

Goethe ist noch in Ilmenau, wird aber jeden Tag in Weimar erwartet.

Ich habe wieder einen neuen höchst erbärmlichen Aufsatz von einem Professor Goeß aus Ansbach erhalten. Es scheint, daß unsere Horen als der Abführungskanal aller litterarischen Kruditäten betrachtet werden. Dieser Aufsatz enthält eine Uebersicht dessen, was die Deutschen seit einigen Dezennien in der Gelehrsamkeit gethan. Man findet darin eine prächtige Zusammenstellung von Leuten, z. B. die ehrwürdigen Namen eines Campe, Trapp, Greiling und Heusinger in der Pädagogik; in der lyrischen Gattung bin ich mit Kosegarten, in der Aesthetik zwischen Blankenburg und Eschenburg; im Drama Klinger, Goethe, Schiller, Kotzebue, Großmann und dergleichen. In der Politik sind Sie auch genannt.

Aber was halte ich Sie mit solcher Sache auf. Leben Sie wohl, mit der guten L., bleiben Sie gesund und heiter und sorgen Sie ja, daß Sie auf den bestimmten Termin wieder abreisen können. Sch.

---

20. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 8. Sept. 1792.

Es ist mir mit meinen Schreiben an den letzten Posttagen sehr unglücklich ergangen, lieber Freund. Gestern wollte ich Ihnen recht ausführlich von allem, was hier vorgegangen, Nachricht geben, und zum Unglück ließ sich der Kronprinz mit seiner Frau und allen seinen Geschwistern bei meiner Mutter in Tegel zum Mittag melden, so daß ich den ganzen Tag verloren. Heute bin ich in Ihren Angelegenheiten hier und habe nur so viel Zeit, Ihnen drei Worte über den Almanach zu sagen.

Michaelis ist hier, und alles hat sich nun aufgeklärt. Er ist in der That, wie ich genau auch durch andere weiß, ganz unschuldig und nur selbst betrogen. Er mußte nämlich auf einige Monate verreisen. Indes übertrug er seine Geschäfte einem Menschen in Strelitz, der Anteil an seiner Handlung haben sollte, den ich selbst recht gut kenne und dem ich in Geld- und andern Geschäften vollkommen getraut haben würde. Den Abend vor seiner Abreise gab er 1000 Thaler unter der Adresse des David Friedländers (meines genauen Bekannten) hieher auf die Post und reiste am folgenden Tage ab. Diese 1000 Thaler sollte

Friedländer weiter und unter anderm auch nach Jena verteilen. Als er aber fort und die Post noch nicht abgegangen ist, nimmt dieser Mensch gegen den Postschein, der in seiner Hand war, die 1000 Thaler zurück und verschwendet sie. Allein dies ist nicht genug. Alle Briefe, die an Michaelis einlaufen, hält er zurück und schreibt Michaelis immer, daß nichts angekommen sei. Michaelis hat mir selbst Briefe an Niethammer und Göpfert von ...... gezeigt, die noch unerbrochen sind. Ebenso behielt er auch alle Briefe zurück, die Michaelis ihm zur weiteren Besorgung übermacht. So hat Michaelis namentlich indes an Sie und Unger geschrieben. So lange nun Michaelis abwesend war, wußte er von diesem allem kein Wort, glaubte, daß das Geld abgegangen sei, daß Sie alle seine Briefe hätten und daß Sie ihm Antwort schuldig wären. Dies letztere will er auch gegen Schlegel in Braunschweig geäußert haben. Wie er zurückkommt, sieht und erfährt er nun alles und ist jetzt in der größten Verlegenheit, ob er gleich seinen Geldschaden ziemlich gedeckt hat. Daß alles sich buchstäblich so verhält, weiß ich auf eine Art, die in mir den kleinsten Zweifel entfernt. Ihnen die Gründe meines Glaubens anzugeben, würde mich zu weit führen. Er selbst wird Ihnen heute schreiben.

Dieser Umstände ungeachtet, habe ich dennoch Ihre Aufträge pünktlich erfüllt. Er will den Almanach auch für dies Jahr behalten und hat mit Unger seinen Kontrakt geschlossen. Mir hat er eine Anweisung von 55 Frd'or an Friedländer gegeben, die dieser acceptieren wird, wie er mir selbst gesagt hat, und die ich eben zur Acceptation an ihn schicke. Die Exemplarien hat er mir nicht unmittelbar einhändigen können. Er hat nämlich zwölf Exemplare auf holländischem Papier eingepackt und eben jenem Betrüger zu besorgen aufgegeben. Das ist nun nicht geschehen, und er hat das Paket noch nicht auffinden können, wird aber, wie er verspricht, auch dies binnen 8 Tagen besorgen. Da der Mensch so in der That zu beklagen ist, so mochte ich deshalb nicht Weitläuftigkeiten machen und habe ihm nun den Almanach eingehändigt.

Was nun diesen betrifft, so hätte Unger so am nächsten Sonnabend (13.) nicht anfangen können, wie sich jetzt ausweist, und da nun auch noch nicht Ihr Brief und Ihre Entscheidung über die Schriftproben eingekommen ist, so warte ich noch bis Montag (15.) mit dem Druck. Käme

auch nächsten Freitag kein Brief von Ihnen, so werde ich den Druck mit der lateinischen Schrift anfangen lassen, von der ich Ihnen ein ganzes Blatt geschickt, die auch darum um so besser ist, als Unger ganz neue Lettern derselben hat. Da ich mich neulich für diese erklärt habe, so sehe ich dann Ihr Stillschweigen für Beifall an.

Sehr gut, wenn am Freitag der Rest des Almanachs käme. Wenn man seine ganze Stärke wüßte, könnte man danach beurteilen, ob man etwas weniger Raum, Intervalle und dgl. lassen dürfte oder nicht. Jetzt habe ich 77 Fol. d. i. 154 Seiten. Rechne ich, daß der Druck mehr Seiten einnimmt, so können es wohl 8 Bogen sein. Der Kalender nimmt 1½ ein, und mit diesem hätte Michaelis ihn gern zu 13—14 Bogen.

Musikalien hat Reichardt geschickt.

Die Würde der Frauen (die ein göttliches Stück ist, für die wir innigst danken) werde ich weiter vorsetzen, die Kleinigkeiten, wie Sie es nennen, von Ihnen unterstecken. Aber Sie haben drei neue Stücke fremder Verfasser mitgeschickt: Mathilde, die Treue und noch eins. Unter diesen stehen keine Namen, und ich muß mir diese ausbitten oder Nachricht, ob ich sie mit Buchstaben bezeichnen soll. Eins, schreiben Sie, ist von Woltmann, ich vermute die Treue. Gleichfalls erbitte ich mir ja bald Nachricht über die flüchtige Freude nach Sarbievius; das Lieblingsörtchen der Mereau, die ich, sowie Ihr Heliopolis, zurückgelegt habe.

Michaelis wird Sie bitten, ihm den Almanach noch zu lassen. Er hat auch mich gebeten, ein Wort für ihn einzulegen. Ich habe ihm aber bloß versprochen, Ihnen meine Ueberzeugung seiner Unschuld zu melden. Ich rate: Sie lassen ihn ihm nicht und sagen, was auch wahr ist, daß Sie schon andere Verbindungen eingegangen sind. Es ist einmal, ob er gleich hier unschuldig ist, kein angenehmer Mensch, und Sie werden ihn so gut los, da Sie so der Zufall scheidet. Auch habe ich dies vorbereitet.

Von Niethammer bekomme ich eben einen fulminanten Brief gegen ihn. Haben Sie die Güte, ihn von diesen Umständen zu unterrichten und ihn zu bitten, daß er keinen Schritt eher thue, bis er weitere Nachricht von Michaelis oder mir bekommen. Ich bin überzeugt, Michaelis bezahlt jetzt.

Ich muß eben ausgehen, teurer Freund. Tausendmal Adieu. Mit nächster Post ausführlich. Ihr

In großer Eile.

Humboldt.

---

21. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 11. September 1795.

Ihre beiden letzten Briefe, teurer Freund, so liebevoll sie auch für mich waren, schienen mir in einer mißmutigen Stimmung geschrieben, und es hat mir innig weh gethan, daß Sie in Ihrem innern, ruhigen und frohen Dasein doch so manchmal gestört werden müssen. Daß zu den Ursachen, die dies letztere bewirken, der Almanach mitgehört, fühle ich freilich nur zu lebhaft, da ich weiß, wie viel Sorge er mir schon von Posttag zu Posttag bereitet. Indes bitte ich Sie doch recht herzlich und recht ernstlich, weder für ihn, noch die Horen besorgt zu sein. Beide Entreprisen gehen gewiß, sobald nur ausharrende Geduld daran gesetzt wird. Dem Almanach kann es auf keine Weise fehlen. Würde er jetzt auch noch schlechter vom Verleger behandelt, so kann ihm das nicht viel schaden. Das Innere ist trefflich, an dem Aeußern soll, vorzüglich wenn Sie mir erlauben, Ungern etwas freie Hand zu lassen, auch nichts fehlen. Woher sollte nun ein Vorurteil gegen ihn entstehen? Alles, was zu fürchten ist, ist, dünkt mich, ein mindrer Absatz in diesem Jahr (dies fällt auf Michaelis) und daß, als Folge hiervon, ein weniger allgemeines Gerede *sogleich* von ihm entsteht. Denn nach einigen Monaten richtet sich das Gerede doch immer weniger nach der Menge der Käufer, als nach dem Eindruck, den das Produkt macht, wie die Horen deutlich beweisen. Die Horen selbst halte gerne auch ich für mißlicher. Aber ich sagte Ihnen schon neulich, daß die letzteren Stücke wenigstens hier herum begieriger gelesen worden sind. Das achte hat wieder sehr gefallen, wie mir unter anderen auch Meyer (dessen Leidenschaft es nicht ist, jemandem etwas Angenehmes zu sagen) geäußert. Auf das neunte rechne ich außerordentlich. Rissen aber auch alle Stricke, so müßten nach meinem Rat die Horen doch fortgehen, und die einzige Abänderung, die geschehen müßte, wäre, daß man sie unvermerkt vor den Augen des Publikums selbst zu einem

gewöhnlichen Journale herabsetzte. Es wäre doch äußerst sonderbar, wenn Sie das nicht gleich gut mit jedem Schriftsteller soutenieren könnten, und das Ungewöhnliche bei den Horen ist bloß das Honorar. Dies müßte nun bei Ihnen, Goethe und Herder zwar bleiben. Wenn Sie aber die übrigen Mitarbeiter, was sehr füglich angeht, heruntersetzten und von Goethe, wenn er bloß so wenig beliebte Dinge gäbe, als die Unterhaltungen bisher waren, weniger aufnähmen, so würde dadurch schon genug für Cotta erspart. Ueberhaupt aber kommt alles auf das Fortgehen des Journals an, soviel ich einsehe. Wird ein Journal alt, so hält es sich von selbst. Bis dahin muß sich jedes durchkämpfen.

Möcht' ich nur erst wieder bei Ihnen sein, mein liebster Freund. Mündlich und gesellschaftlich macht sich so vieles leicht ab, das allein einem schwer und verdrießlich aufliegt und lästig ist, schriftlich zu diskussieren. Ich rechne noch immer, den 1. Oktober von hier abzugehen, und rechne es jetzt fast gewisser, als vor einigen Wochen, obgleich ich Ihnen nicht von meinen Besorgnissen schreiben mochte.

Im ganzen ist aber meine Lage hier freilich sehr peinlich, sobald ich ans Weggehen denke. Meine arme Mutter hat (wie ich Ihnen mündlich genauer sagen werde) ein völlig unheilbares und von Zeit zu Zeit wenigstens sehr schmerzhaftes Uebel. Dies haben wir erst, da es vorher nicht sonderlich schlimm war, bei unsrer diesmaligen Ankunft erfahren. Sie ist außerdem schwächlich und war immer kränklich. Alle Aerzte, deren jetzt mehrere befragt werden, sagen daher, daß es auf keine Weise zu berechnen sei, wie lange sich dies Uebel noch hinhalten könne, ohne alle Kräfte aufzuzehren. Alle kommen aber darin überein, daß es schwerlich über 2—3 Jahre währen könne. Sie selbst glaubt sehr fest, den nächsten Winter zu sterben. Unsre Anwesenheit, vorzüglich die Zerstreuung mit den Kindern, hat ihr diese Monate über erstaunlich aufgeholfen. Es ist sehr sicher, daß unsre Abreise, vorzüglich da sie an sich zur Schwermut geneigt ist und ihre Stimmung einen großen Einfluß auf ihren Körper ausübt, sie wenigstens auf eine Zeit lang zurücksetzen wird. So, lieber Freund, stehen die Sachen. Das Beste, und auch wieder Schlimme, ist, daß sie zu viel Diskretion besitzt, um auch nur den Wunsch längern Bleibens zu äußern. Wir können also wenigstens ohne Erklärung scheiden. Vor 14 Tagen war sie sehr

schlimm, und ich zweifelte an der Möglichkeit, ohne eignen Vorwurf und Undelikatesse gehen zu können. Jetzt ist's besser, aber freilich kann es mit jedem Tage plötzlich wieder anders werden.

Verzeihen Sie meine Ausführlichkeit, lieber Schiller. Aber ich kann es nicht leugnen, daß dies Familienverhältnis und der Anblick von fortwährendem Leiden und Unbehagen mich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über sehr niedergeschlagen hat, und ich kenne Ihre Freundschaft, die mich zur Offenheit berechtigt.

Ihre Briefe sind mir eine große Erquickung gewesen, und sind es noch jedesmal. Sie haben mit den kleinen Aufträgen, die sie enthielten, und mit Ihren ästhetischen Briefen (die ich jetzt mehreremale wieder gelesen) und Ihren Gedichten meine sparsame Muße ausgefüllt. Die Würde der Frauen hat einen sehr schönen Eindruck auf uns beide gemacht. Mir war es ein in der That unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Totes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr, als hier, gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut, als die Entgegenstellung beider gelungen, das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll, als dieses, zu thun. Meine Frau meint, ob es nicht vielleicht gut gewesen wäre, wenn Sie den Anfang: Ehret die Frauen! noch einmal am Schlusse zurückgebracht hätten. An einen philosophischen Egoisten ist von einer sehr eigenen und hohen Schönheit. Die Beschreibung der Mutter und des Säuglings ist überaus zart und lieblich und die Wendung des Ganzen schön und überraschend. Unter den übrigen hat mir Weisheit und Klugheit und Odysseus am meisten gefallen. In dem Odysseus liegt ein großer und tiefer Sinn. Die Ritter sind ja recht fromm geworden und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epi-

grammen. Diese habe ich empfangen, und sie haben mich aufs neue sehr gefreut, obgleich bei einigen der Inhalt unbedeutend, bei andern die Diktion sehr vernachlässigt ist. Wir sprachen ja schon sonst darüber. Sie zeichnen Goethes Charakter sehr in seinen wesentlichsten und zufälligsten Zügen. Ob alle die Zensur passieren, steht dahin.

Jetzt noch vom Aeußern des Almanachs, liebster Freund. Ich danke Ihnen sehr für das Vertrauen, mir alle und jede Besorgungen dafür zu übertragen; und Sie dürfen nicht besorgen, daß es zu viele werden. Ausgenommen, daß ich veranlaßt werde, deshalb öfter in Berlin zu sein, ist die Mühe nicht groß, und auch diese kleinen Störungen schaden hier, wo ich so nicht viel thun würde, nur wenig. Leid ist es mir nur, daß ich nicht immer Ihre Wünsche genau so, wie ich es wollte, erfüllen kann. Aber ich überlege alles, so reiflich ich kann, halte mich, soviel es nur angeht, an Ihre Aufträge und gebe Ihnen von jedem Umstand die pünktlichste Rechenschaft. Ich kenne zu sehr Ihre Billigkeit, als daß Sie hiermit nicht zufrieden sein sollten. Ich erinnere dies vorzüglich in Rücksicht auf Ihren letzten Brief. Sie wünschen in demselben, Michaelis ganz los zu sein und frei über den Almanach disponieren zu können. Allein dies kann ich nun auf keine Weise bewirken. Michaelis hat, wie ich Ihnen schon neulich geschrieben, den Almanach ausgelöst. Er hat mir eine sichre Anweisung auf Friedländer auf 55 Frd'or gegeben, und diese hat derselbe acceptiert, so daß ich das Geld alle Tage heben kann. Schon ehe ich Ihren Brief bekam, habe ich alles versucht, um zu machen, daß Michaelis abgehen sollte. Vorzüglich habe ich ihm die Hoffnung, daß Sie Ihre Aufkündigung widerriefen, benommen. Aber der Mensch ist schon zu eitel, um nicht selbst lieber etwas zu wagen. Nach Empfang Ihres Briefes war nun gar nichts weiter zu thun, weil Ihr Brief zwei Tage über meine Erwartung ausblieb und Michaelis schon fort war. Ueber Michaelis selbst nun noch zwei Worte.

Ich muß Ihnen wiederholen, daß er hier unschuldig ist. Ich habe seit meinen letzten Briefen die Sache noch umständlicher erfahren. Er mußte verreisen, weil er sich (wovon ich aber nichts gegen ihn zu erwähnen bitte) mit einem wohlhabenden Mädchen verheiraten und dadurch seiner Handlung aufhelfen wollte. Er vertraute sein Geschäft

einem durchaus in gutem Ruf stehenden, beim Herzog selbst angesehenen Manne, der noch dazu schon länger sein Bekannter war. Von diesem wurde er nun betrogen, er bekam keinen unsrer Briefe, noch überhaupt irgend einen, und glaubte, daß wir alle, die er geschrieben, empfangen hätten. Wegen der Geldschulden kann man ihm gar keinen Vorwurf machen. Er hat wirklich 1000 Thlr. schon auf die Post gegeben und glaubte diese abgegeben. Das einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist 1) daß er Niethammer schon zur Messe das Geld zu bringen versprach und damals nicht Wort hielt, und 2) daß er, da er von Ihnen und Unger gar keine Antwort erhielt, nicht geradezu an Sie beide nochmals schrieb, sondern müßig wartete.

Beide Versehen aber werden Sie, selbst das erstere (wenn Sie bedenken, daß er anfängt) verzeihlich finden. Jetzt ist er in der Thal zu beklagen. Dennoch wiederhole ich nochmals, daß ich Sie bitte, sich nicht überreden zu lassen, ihm den Almanach ferner zu lassen. Ungeachtet seiner jetzigen Unschuld, d. h. ungeachtet er jetzt nicht so schuldig ist, als wir dachten, bleibt er doch ein unschlüssiger, umständlicher, einmal nicht zu Geschäften angethaner Mensch, und selbst wenn dies nicht wäre, so klebt ihm jetzt das Andenken an diesen unangenehmen Vorfall wie ein böses Schicksal an. Da nun weder Sie eine Verbindlichkeit gegen ihn haben, noch auf dem Almanach sein Glück beruht, so begriffe ich nicht, warum Sie sich noch fernerem Verdruß aussetzen sollten! Sie passen einmal nicht zusammen, und so etwas muß sich ja, sagt Goethe, scheiden. Ich ersuche Sie nur, in der Manier Ihrer Trennung glimpflich mit ihm umzugehen (dies verdient er noch immer) und ihn merken zu lassen, daß ich, wozu ich mich allein anheischig gemacht habe, Ihnen seinen Unfall und seine Schuldlosigkeit auseinandergesetzt habe. Seine Finanzen kenne ich jetzt genau. Er hat gar kein Vermögen. Aber der Herzog (der mit seiner Liebhaberei für diese Buchhandlung, die er fast täglich persönlich besucht, das Register der Launen deutscher Fürsten vermehrt) hat ihm anfangs 5000 Thlr. bar und jetzt in einem Instrument, das ich selbst gesehen, eine Bürgschaft auf 2000 Thlr. Kredit gegeben. Außerdem heiratet er jetzt eine Frau, mit der er 16000 Thlr. bekommt. Ich will jetzt nichts mehr hinzusetzen, als daß ich alles, was ich Ihnen von ihm schreibe, den höchsten Grund habe für wahr

zu halten, und daß ich Ihnen einen Brief von Friedländer beilege, den Michaelis mir mitbrachte. Friedländer kenne ich seit langen Jahren und aus vielfältigen Geschäften als einen pedantisch pünktlichen und redlichen Mann. Soviel mehr aus menschlicher Pflicht, als aus persönlicher Zuneigung. Denn mir ist und bleibt der Michaelis unangenehm.

Ich reite morgen nach Berlin, um Unger das Manuskript zu übergeben und die letzte Abrede zu nehmen. Die gewählte Schrift soll genommen werden. Auch soll das Format, da Sie es so wollen, ob mir gleich ein größeres hübscher schien, so klein werden, es müßten denn in Absicht des nun zwischen Michaelis und Unger verabredeten Papiers Hindernisse vorhanden sein. Daß 25 Zeilen auf eine Seite kommen können, darüber will ich genau auch mit Unger reden. Aber er hat mir schon einmal 24 auf dem größeren Format (nämlich auf dem, welches die Probe selbst hatte) für unmöglich erklärt. Auch muß ich selbst sagen, daß es mir bei weitem zu eng und nicht hübsch scheinen würde, und dies ist derjenige Punkt, der mich am meisten in Verlegenheit setzt. Michaelis wünscht den Almanach recht hübsch gedruckt, Unger hält dazu größere Intervalle, als 24 Zeilen erlauben, für nötig, und Sie wünschen doch nun soviel auf eine Seite. Ich wünschte sehr, Sie hätten Ihre Gründe hinzugefügt. Mir schien es, als wäre sogar ein ziemlich weitläuftiger Druck eher vorteilhaft. Denn ich fürchte so, der Almanach wird zu dünn. Sie berechnen ihn, ohne die Epigramme, zu 144 Seiten, die Sie als 9 Bogen zählen. Aber Sie wollen ja den Almanach in 12mo gedruckt haben, da gehen 24 Seiten auf einen Bogen, und so machen 144 Seiten nur 6 Bogen. Meine Berechnung ist folgende: Ich habe, wenn ich das abrechne, was jetzt aus dem Almanach herausgeblieben ist, 76 Blätter = 152 Seiten, das ist in 12mo über 6 Bogen. Da nun aber Unger behauptet, daß er nicht so eng drucken könne, als Sie geschrieben, so kann ich rechnen 7 ½ Bogen, dazu Epigramme 2, Kalender ½, Musik, Register u. s. w. ½, zusammen 10 ½. Sie aber sagten mir immer von 12—14, und bei diesen 10 ½ Bogen habe ich schon gerechnet, daß weiter gedruckt wird, als Sie haben schreiben lassen. Ich halte also diesen weiteren Druck nicht für nachteilig. Bei den Epigrammen haben Sie gar auf die erste Seite gleich 26 Z. gerechnet. Demungeachtet will ich mit

Unger alles sorgfältig überlegen und, wenn es irgend angeht, doch Ihrem Willen folgen. Nur wollte ich Sie vorbereiten, wenn Unger dabei bleiben sollte, es für unmöglich zu erklären.

Nach Ihrem Briefe erwarte ich jetzt bloß noch Epigramme und vielleicht noch einzelne Stücke zur Entschädigung für die Herausgebliebenen. Haben Sie aber doch die Güte, mir, was noch da ist, nebst dem Titelblatt auch recht bald zu schicken. Das Register will ich schon selbst besorgen.

12 Ex. auf Schweizerpapier habe ich bestellen wollen. Michaelis hat mich aber inständig gebeten, es nicht zu thun, weil er solche abziehen ließe und Sie ja, wenn Sie sie nicht von ihm so annehmen wollten, sie von ihm kaufen könnten.

Von den Epigrammen werde ich die Anzahl besorgen. Daß die Epigramme zugleich mitgedruckt werden, geht, da Unger keine unbeschäftigte Presse mehr hat, nicht an. Ich werde mich nun in Absicht der fortlaufenden oder besonderen Pagina nach den Umständen zu der Zeit, wo Unger eine Presse frei hat, richten.

Zu den Noten habe ich den vorgeschlagenen Menschen nicht genommen. Unger hat es mir widerraten, weil der Mensch es in Blei steche, und dies nicht halte und auch zu biegsam sei. Er hat Michaelis einen andern vorgeschlagen und einen Stich, der, wie ich aus Proben gesehen, sehr hübsch ist. Michaelis hat sie nun selbst, ich weiß noch nicht wo, besorgt. Ich frage ihn aber noch heute schriftlich drum, um die neuen Stücke nachzuschicken.

Die zurückverlangten Gedichte erfolgen. Ich habe die kleineren, die auf derselben Seite standen, abgeschrieben, um Ihnen Ihr Manuskript zu übermachen. Würde der Frauen konnte ich nicht mitgeben, weil Michaelis schon die Musik dazu zum Stechen hingegeben. Sonst hätte ich's gethan, ob ich gleich noch meine Liebe bis jetzt ganz gleich zwischen dem Almanach und den Horen teile.

Soviel für heute, liebster Freund! Mit nächster Post, wo der Almanach weniger nötig machen wird, von den Horen. Ich nehme diesen Brief morgen offen mit mir, um die Resultate meiner Unterredung mit Unger hinzuzufügen.

Ihr

Humboldt.

Niethammer verweise ich in Rücksicht auf die Michaelis betreffenden Nachrichten an Sie und bitte Sie, ihn zu unterrichten.

Von der Li habe ich recht viele herzliche Grüße an Sie beide vergessen. Unser armer kleiner Junge ist seit vier Tagen am Husten recht krank. Er hat alle Abend starkes Fieber Indes, meint der Arzt, käme es vom Zahnen und habe keine Gefahr.

Ich habe von Nürnberg aus zwei Globen für mich an Sie adressiert. Sie sind wohl so gütig, sie mir aufzubewahren, bis ich ankomme.

---

22. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 12. September 1795.

Ich komme soeben von Unger. Sie können, lieber Freund, in Absicht des Aeußern recht gute Hoffnung vom Almanach schöpfen. Unger hat den besten Willen und große Sorgfalt und ist auch, wie er mir ganz offen gesagt hat, mit Michaelis, seinem Benehmen, seiner Papierwahl u. s. w. zufrieden.

Ueber die bewußten Punkte habe ich mit ihm gesprochen: ad 1) bleibt natürlich diese Schrift; ad 2) wollte ich das Format um so viel kleiner bestellen. Unger hat mir aber vorgestellt, daß Michaelis einmal das Papier ganz nach der Probe gewählt habe, daß es nun einen neuen Aufenthalt machen würde und daß er es auch so für hübscher hielte. Was mich aber eigentlich bewog, nachzugeben, ist, daß er mir zugleich vorstellte, daß im Grunde beide Formate, das der Probe und das kleinere, auf eins hinauskämen. Der Unterschied bestände, bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit, im Rand, den ja jeder sich mehr oder weniger beschneiden lassen könnte. Ich habe es also, da Michaelis nicht mehr hier ist und ich noch längeres Zögern scheute, schon dabei lassen müssen.

ad 3) 25 Zeilen können, wie mir Unger wiederholt, nicht, ohne daß es sehr eng, gezwungen und unansehnlich aussieht, auf eine Seite gedruckt werden. Er bleibt dabei, daß 22 schon ziemlich eng werden würden. Ich habe es also auch hier bei 22 lassen müssen. Daß Ihre Ordnung doch nur sehr wenig gestört wird, dafür ist Sorge getragen.

Ich bin in der That in Verlegenheit, lieber Freund, wie Sie es aufnehmen werden, daß ich vielleicht nachgiebiger war, als Sie wünschten. Aber setzen Sie sich in meine Lage. Sie sind abwesend und Michaelis auch, und der Almanach soll doch nun gedruckt werden. Ich muß mich also entscheiden. Ich konnte freilich fest auf Ihrem Willen bestehen. Aber teils hätte ich Unger, dem Michaelis doch nun einmal die Schönheit des Almanachs sehr empfohlen hat, unlustig gemacht, teils fürchtete ich doch auch dem Almanach zu schaden. Auf der andern Seite kenne ich Ihre Nachgiebigkeit in zufälligen Dingen, wenn die wesentlichen gut sind. Und daß der Almanach überhaupt gut gedruckt wird, verbürgt uns doch Ungers Kenntnis und guter Wille. Indes unterwerfe ich — —

Soviel für heute, liebster Freund! H.

---

23. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 14. September 1795.

Den letzten Sonnabend, an dem ich Ihnen schrieb, lieber Freund, habe ich noch eigne Schicksale gehabt. Gleich nachdem ich Ihr Geschäft bei Unger abgemacht hatte, eilte ich fort. Aber unterwegs begegnete mir ein Bote meiner Frau. Unser kleiner Junge war den Morgen sehr krank geworden, und sein Zustand schien in der That einen Augenblick sehr bedenklich. Ich kehrte also wieder um und sprach mit dem Arzt und ritt dann hier heraus. Bei meiner Ankunft fand ich das Kind zwar besser und außer Gefahr, aber meine Mutter abermals krank, und so ist der Sonnabend, wie der gestrige Tag, mit vielen durch diese Umstände verursachten Störungen verstrichen. Der Junge leidet zugleich an starkem Husten und Zahnen, jedoch glaubt der Arzt nicht, daß es von Dauer sein wird. Mit meiner Mutter steht es noch ebenso, und es ist nichts zu thun als abzuwarten.

Möchten nur Sie, lieber teurer Freund, recht wohl und heiter sein, das denke ich so oft hier, wenn ich mich mit Ihnen und Ihren Arbeiten beschäftige. Ich meine, der hier ungewöhnlich gute September soll Ihnen heilsam sein,

und wahrscheinlich besucht auch Goethe Sie jetzt bald auf längere Zeit.

Ich habe seit neulichem Posttag die beiden Horenstücke durchgelesen, und einige Sachen haben mir viel Vergnügen gemacht. Der Erhardische Aufsatz ist zwar, als Fragment, am wenigsten befriedigend, es ist nicht leicht, das Resultat recht rein aufzufassen, und für die Kürze, welche die Abhandlung nun hat, beschäftigt sie sich zu viel von Anfang herein mit der Republik, die noch dazu ziemlich bekannt ist. Indes ist die Idee, die im Ganzen herrscht, sehr richtig und mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt. Selbst der Vortrag hat mir stellenweise sehr gut gefallen. Ich wünschte sehr die Folge seiner Gedanken zu kennen, vorzüglich um seine Meinung über die Platonische Schrift genauer zu prüfen. Diese ist in der That in Ansehung ihres Zwecks und Plans eine Art von Rätsel, von dem es mehrere Auflösungen geben kann, und mehrere versucht worden sind. Die Erhardische hat viel für sich und könnte, ganz ausgeführt, leicht mehr leisten als Morgensterns Buch, das Sie ja selbst besitzen. So gut ich aber mit diesem Aufsatz zufrieden bin (da das, was ich vermisse, nur darum fehlt, weil er Fragment ist), so wenig kann ich es mit Erhards Rezension der Fichteschen Vorlesungen sein. Nie hätte ich mir einfallen lassen, daß er der Verfasser derselben wäre. Denn wenn ich auch annehmen könnte, daß die offenbaren Sprachfehler, mit denen sie gleich anhebt, bloße Druckfehler wären, so ist die Vergleichung mit Raphael, die Aufwerfung der Fragen, vorzüglich die Verschiebung ihrer Antworten und der Auszug selbst, alles von der Art, daß ich nicht einmal einen gewöhnlich guten philosophischen Kopf vermutet hätte. In dem Auszuge vermisse ich z. B. ganz, daß die wesentlichen Dinge recht herausgestellt und durch die Stellung selbst gewürdigt wären, was doch unumgänglich nötig ist, wenn der Leser einen wahren Begriff von einer philosophischen Schrift bekommen soll. Vermutlich aber hat Erhard die Anzeige nicht abschlagen und doch hier seine wahre Meinung nicht äußern wollen. Daher mag Aengstlichkeit und Verdrießlichkeit gekommen sein. Die der Beiträge las ich noch nicht.

Schlegels Arbeit in beiden Heften hat mich wieder sehr interessiert, besonders der Ugolino. Indes prophezeie ich ihm kein sonderliches Glück. Die übersetzte Stelle dürfte man doch, und ich weiß nicht, ob mit Unrecht, mehr gräßlich,

als schön und erhaben finden. In der Note zum Tydeus und Menalippus hat sich Schlegel wohl geirrt. Dante dachte vermutlich an eine Mythe, die mir immer sehr merkwürdig gewesen ist. Tydeus verschlang nämlich vor Theben das Gehirn eines erschlagenen Feindes, und Minerva, die ihn vorher hatte unsterblich machen wollen, überließ ihn nun wegen dieser Barbarei seiner Sterblichkeit.

In Voß' Dichtkunst sind mir die Härten des Inhalts und der Sprache mehr im Druck, als sonst im Manuskript aufgefallen. Ich habe neuerlich einige Gesänge seiner neuen Odyssee mit prüfender Aufmerksamkeit auf die Sprachneuerungen durchgelesen. Es ist wirklich kein Kapitel der Grammatik, aus dem man nicht, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch zur Regel nimmt, eine Menge Solöcismen sammeln könnte. Da es gewiß sogar notwendig ist, die Sprache zu verbessern, aber ebenso gewiß nicht gut, in dem Neuern keine Grenze zu finden, so habe ich jetzt viel über die Auffindung dieser Grenzen nachgedacht. Viel, glaube ich, kommt darauf an, nicht alles für Verbesserungen zu halten, was an sich in einer Sprache überhaupt ein Vorzug ist, sondern sehr genau auf die Eigentümlichkeit der Sprache, die man vor sich hat, zu sehen. Nicht bloß, daß die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf. Darum, dünkt mich, sollte niemand so sparsam mit Sprachverbesserungen sein, als gerade der Uebersetzer, da dieser seine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, sondern nach einer bestimmten anderen Sprache umändert. Um aber freilich hier nur irgend feste Regeln zu bestimmen, müßte es möglich sein, die Eigentümlichkeiten einer bestimmten Sprache genau charakteristisch und zugleich so ausführlich anzugeben, daß es möglich wäre, danach einzelne empirische Regeln für die Sprachverbesserung herzuleiten, und hierzu sehe ich noch das Mittel nicht ein. Bis dahin werden aber immer diejenigen, die für und wider Voß streiten, bald beide recht, bald unrecht haben.

Von wem ist denn Kirchhof und Lethe? Letzteres hat mir nicht recht gefallen wollen, das erstere mehr, wenn ich auch schon die Gattung nicht liebe.

Aber Sie werden sich gewundert haben, daß ich noch nicht früher des Jacobischen Aufsatzes gedachte. Sehr richtig

sagen Sie, daß nichts charakteristischer sein kann. Ideen, Sprache, die guten wie die geschmacklosen Stellen und alles Er und nur Er. Auch hat ihn hier jedermann, soviel ich hörte, erkannt und mit Vergnügen gelesen. H.

---

24. W. v. Humboldt an Schiller.

(Tegel), den 15. September 1795.

Obgleich ich schon gestern einen Brief zur Post geschickt, so veranlaßt mich Ihr heutiger Brief, noch zwei Worte hinzuzufügen.

Ich schicke sogleich einen Expressen an Unger, ihm zu sagen, daß er die genannten Stücke: 1) Egoist. 2) Weltverbesserer. 3) Die Antike. 4) Die Ilias. 5) Weisheit und Klugheit. 6) Das Höchste herauslasse. Leicht kann eins schon abgedruckt sein, dann lasse ich aber natürlich den Bogen umdrucken. Es ist sonst nichts zu thun.

Den Pegasus und die Würde der Frauen lasse ich auch zurück, weil ich sehe, daß Sie noch ändern wollen, auch die Würden, wenn es nicht schon zu spät ist. Aber nehmen thun Sie dem armen Almanach ja nichts mehr. Er ist jetzt mein adoptiertes Kind.

Auch bitte ich Sie recht herzlich, jetzt ja baldmöglichst das noch zum Almanach Fehlende nachzutragen: 1) das Titelblatt; 2) den Rest des Manuskripts. Heute habe ich bloß Epigramme Nr. 95—103 inkl., kein Goethisches Gedicht, wie Sie schreiben, erhalten. Recht gut wär's, wenn Sie noch etwas mehr Manuskript hätten, als ich glaube, wenn's auch nicht lauter klassische Sachen wären. Ich fürchte die zu große Dünne, obgleich ich schon weitläuftiger drucken lasse, als Sie rechneten; 3) die Aenderungen im Pegasus, Würde der Frauen und Würden; 4) die Namen der Verfasser zu den 3 angezeigten Stücken, die noch fehlen, nämlich die Treue, der Hain der Eumeniden und Mathilde.

Leben Sie herzlich wohl! In größter Eil'

Humboldt.

---

25. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 22. September 1795.

Der erste Bogen des Almanachs ist glücklich gedruckt, liebster Freund, und Unger wird ihn Ihnen selbst unmittelbar schicken. Ich habe ihn vor dem Abdruck, aber nur einen Augenblick gesehen. Indes konnte ich doch ein paar kleine Uebelstände schnell abändern. Durchgelesen habe ich ihn nicht, indes kann ich mich, denke ich, auf die Korrektheit verlassen. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Korrektur nicht selbst habe. Teils war es zu weitläuftig, da Berlin 1½ Meile von hier ist, teils habe ich diese Sache nie geübt und hätte gewiß mehr, als ein anderer, stehen lassen.

Meyern hatte ich im Sinn, und auch er war bereit. Aber unglücklicherweise ist er verreist und kommt erst in 4—6 Wochen wieder. Ihren Brief schicke ich ihm nach. Indes hat mir Meyer einen gewissen Tilly empfohlen, der selbst recht artige Verse machen und ein sorgfältiger Mann sein soll. Durch diesen bin ich auch genötigt gewesen, die letzten Aenderungen vornehmen zu lassen, da ich das Manuskript nicht wieder aus der Druckerei wegnehmen mochte. Indes gehe ich in einigen Tagen selbst wieder deshalb nach Berlin und sehe alles selbst nach. Auch bekomme ich morgen den ersten Bogen. Finde ich alsdann noch den mindesten Druckfehler, so treffe ich doch, wenn es auch etwas mehr kostet, die Anstalt, die letzte Korrektur noch selbst zu haben. Aber nach Meyers Versicherungen ist es unnötig. Dieser erste Bogen, denke ich, soll Ihnen gefallen. Ueber das Format schrieb ich Ihnen schon, und soll ich so nach dem Urteile der Leute schließen, wird es Beifall finden. Schon mehrere fragten mich, ob der Almanach denn auch so klein würde? Außerdem wird Ihnen bloß das auffallend sein, daß die Namen der Verfasser mit kleiner Kapitäl- und nicht mit Kursivschrift gedruckt sind. Ich habe das letztere bestellt und auch bei der Revision des ersten Bogens erinnert. Unger blieb aber dabei, Kursiv würde häßlich ausgesehen haben. Er hat den Fehler, eigensinnig auf seinen Geschmack zu sein. Um ihn nicht unlustig zu machen, und weil einigen, die bei Unger gegenwärtig waren, die Kapitälschrift gefiel, ließ ich es so. Mit dem Notenstich sieht's bei Michaelis' Unentschlossenheit noch weitläuftig aus. Letzten Sonnabend

hatte Michaelis, der in Berlin war, sie noch in Händen. Ich habe Unger aufgetragen, mir nach ungefährem Ueberschlag zu sagen, wieviel Bogen das Manuskript machen wird, und schreibe es Ihnen, sobald ich's weiß. Vielleicht schicken Sie dann noch etwas. Indes macht sich's, so wie es gedruckt wird, sehr weitläuftig, und Unger scheint diese splendeur zu lieben. Da dies mehr Michaelis' Sache ist, Sie mir über die Anordnung Freiheit gaben, und Sie eher gewinnen, wenn weniger Gedichte mehr Raum einnehmen, so lasse ich das hingehen. Die Würden (die ich aber Sonnabend wegen der Aenderung, die ich damals noch nicht hatte, wieder herausnehmen lassen) nehmen allein eine Seite ein. Insofern Ihre Ordnung gestört werden muß, hätte ich gern selbst die neue eingerichtet. Aber bei meiner Entfernung ging das ganz wenigstens nicht an. Indes habe ich Unger hinlängliche Anleitung gegeben, um keine Albernheiten fürchten zu dürfen. Michaelis mochte ich nicht gern schreiben, daß er den Almanach doch nicht behält, und ich werde daher heute, wo ich ihm schreibe, nichts davon erwähnen. Es pressiert ja nicht, und da ich wegen des Almanachs noch mit ihm zu thun habe, möchte ich ihm nicht gern jetzt unangenehme Dinge sagen. Ich dächte, Sie schrieben es ihm selbst. Daß ich übrigens Ihr Verfahren völlig billige, sagen Ihnen meine letzten Briefe schon. Soweit vom Almanach.

Das Register wird doch nach den Namen der Verfasser gemacht. Ich werde es selbst machen; nur muß der Almanach erst ganz bis zu den Epigrammen gedruckt sein. Alsdann kann ich es Ihnen noch im Manuskript schicken, wenn Sie es nötig finden.

Goethe will wohl seinen Namen den Epigrammen nicht geben? Ich finde ihn wenigstens nicht. Ich habe Michaelis alle Ankündigung, außer im Meßkatalog, untersagt. Sonst ist immer von seinen Floskeln zu fürchten.

An Niethammer, Lange, Göpferdt behauptet Michaelis jetzt das Geld geschickt zu haben. Sagen Sie es doch dem ersteren.

Michaelis hat ein Titelkupfer zum Almanach bestellt, von Bolt, ein simpler Apoll. Er fragte mich, da er jetzt sehr schüchtern ist, ob er es wohl dürfte, und da dies nun seine Sache ist, fand ich kein Bedenken ihm zu sagen, daß ich glaubte, es sei Ihnen ganz gleichgültig.

Ihre Antwort auf meine Urteile über Ihre neuesten Gedichte, und die Vergleichung der Herderschen, Körnerschen und Goetheschen hat uns sehr viel Freude gemacht. Es muß Ihnen doch ein großer Spaß sein, jedem von uns einen eigenen Liebling geschenkt zu haben. Daß auf Goethen die Ideale am tiefsten wirkten, begreife ich sehr. Niemand unter uns übrigen kann sich des Besitzes, dessen Verlust Sie beklagen, so rühmen als er. Auch Herders Wahl ist sehr charakteristisch. Die Harmonie in scheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, ist eine bei ihm oft wiederkehrende Idee, und auch der Vortrag, ein Gleichnis, das zu einer kurzen Anwendung führt, ist ganz in seiner Manier. Hätte das Gedicht nicht eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herdersches nehmen können. Auch kann ich nicht leugnen, daß ich ihm den zweiten Platz unter den vieren anweise, doch mag dies nur subjektiv sein. Denn gewiß fordert und beweist Natur und Schule mehr dichterisches Genie. Sehr gut begreife ich daher auch den Vorzug, den Sie und Körner ihm geben. Außerdem aber kann ich mich mit einigen Körnerschen Urteilen nicht einigen. So über den Schluß der Ideale, deren zwei letzte Strophen unübertrefflich und über alles ergreifend sind, und über den Anfang der Macht des Gesanges, vorzüglich über die dritte Strophe. Hierüber, sowie über den Vorzug überhaupt, den ich diesem ganzen Stücke gebe, habe ich viel nachgedacht. Es ist dem nicht ganz gereinigten Geschmack wohl eigen, sich durch ein großes Bild, eine ergreifende Idee fesseln zu lassen und sein Urteil danach zu bestimmen, und gerade so etwas kommt in diesem Stücke vor. Allein auch bei der kältesten Prüfung komme ich immer auf dasselbe Urteil zurück. Unter allen Ihren Gedichten, vielleicht einige frühere, die hier nicht in Vergleichung kommen können, ausgenommen, ist schwerlich noch eines so im höchsten Verstande lyrisch, und dies wirkt um so stärker, als hier schlechterdings nicht (wie in den Idealen, der Resignation) eine Empfindung des Individuums, sondern der reine Dichtergeist vorwaltet. Sollte ich Ihre vier Stücke objektiv würdigen, so würde ich schwerlich einem einzigen den Vorzug geben können. Auch sind es eigentlich vier, wenigstens drei Gattungen, und jedes läßt sich nur mit seinem Ideal, keines mit dem anderen vergleichen. Unsere auseinandergehenden

Urteile beweisen, dünkt mich, nur, daß jeder Geschmack doch, wie auch so natürlich ist, eine gewisse Einseitigkeit hat. Unter dem gleich Guten gefällt uns das am meisten, was das homogenste mit uns selbst ist. Mir z. B. sind die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet, Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken. Ich fühle darum recht gut, und ein neulicher Brief hat es Ihnen ausführlicher gesagt, das Dichterische darin und bin weit entfernt, ihm daraus den mindesten Vorwurf zu machen. Aber die Macht des Gesanges berührt gerade die Seite, auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu sein. Sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedanken und der Empfindung, und versetzt das Gemüt in eine gewisse unruhige Spannung. Insofern es, nach Ihrer trefflichen Bestimmung, der Charakter des Dichterischen ist, auf die Einbildungskraft zu wirken und dieselbe in ihrer Freiheit zu bestimmen, so sind gewiß alle drei Stücke gleich dichterisch. Alle bestimmen sie mit Notwendigkeit, und bei allen behält sie ihre Freiheit. Aber scheinbar ist vielleicht diese Freiheit mehr und minder groß. In Natur und Schule wird die Einbildungskraft bestimmt, auf eine dem Verstande ähnliche Art zu wirken, in den Idealen auf eine der wirklichen Empfindung ähnliche, in der Macht des Gesanges aber in einem Grade, wie vielleicht der Gegenstand keines andern Gedichtes erlauben würde, allein auf die ihn ausschließend eigentümliche. Denn darin besteht ja das eigentliche Wesen der Einbildungskraft, noch das Unvorstellbare vorstellen, das Inkompatible zugleich festhalten, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Je mehr sie Gedanken und Empfindungen produzieren soll, je leichter kann sie wieder frei scheinen, weil Verstand und Empfindung es sind, die ihr sonst Fesseln anlegen und ihren Flug hemmen. Sie sehen, lieber Freund, daß ich unsere Briefe wie unsere Gespräche behandle. Ich schreibe hin, was mir gerade einkommt. Sehen Sie zu, ob sich aus diesen Gedanken etwas machen läßt, mir kommt es vor, als ließe sich aus einem solchen Schein die verschiedene Wirkung desselben Kunstwerks besser erklären.

In Ansehung des Schlusses des Pegasus bin ich Körners Meinung. Wie er da war, gefiel er mir außerordentlich. Aber ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze

besser wegbliebe, fiel auch mir schon ein. Wie Sie es jetzt gemacht haben, ist es sehr gut.

Ebenso ist auch Ihre Aenderung des Anfanges in der Würde der Frauen. Ich werde die erste abdrucken lassen, nicht die Variante, in der Eunomia und Cypria vorkommen. Sie scheinen mir die Wahl überlassen zu haben, aber ich wollte die Stelle:

was die Männer mit Leichtsinn verschwenden

nicht fahren lassen. Es ist ein zu charakteristischer Geschlechtsunterschied.

Wie freue ich mich auf Ihre Abhandlung über das Naive. Allerdings würden wir uns in der Materie kreuzen. Indes sieht es auch mit meinen Arbeiten äußerst weitläuftig aus; es ist noch kein Buchstabe geschrieben. Fällt mir aber nichts anderes ein, so werfe ich den Gegenstand darum nicht fort. Ich kann es ja vermeiden, diese Ideen gerade so breit zu behandeln, und mich mehr auf die Eigentümlichkeit einlassen, welche dieser Stoff gerade der Idylle ausschließend vor allen anderen Gedichten gibt. Auch dachte ich schon darauf, zugleich die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen; das Fach ist so klein, daß die Mühe nicht groß ist. Endlich kann ich mich auch auf die Empfänglichkeit verschiedener Nationen für diese Gattung einlassen, wobei ich Gelegenheit hätte, meine Grille von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Sie sehen, daß es mir nicht an Planen fehlt. Möchte ich nur gleich viel Mut haben. Aber der, lieber teurer Freund, ist mir sehr gesunken, und wenn ich Ihnen die Ursache sage, werden Sie mich nicht tadeln. Denn ich muß es doch endlich sagen, es sieht äußerst mißlich um mein ganzes Zurückkommen im nächsten Winter aus. Die Abreise auf den 1sten Oktober habe ich selbst schon aufgegeben.

Wieviel ich aufopfere, brauche ich Ihnen nicht zu sagen und muß es doch wieder, da Sie gerade selbst nicht ganz wissen können, was mir Ihr Umgang ist. Das Vergnügen, das die Freundschaft gewährt, gehört überhaupt nicht zu denjenigen, deren Entbehrung nur allein für den Genuß nicht gleichgültig ist, und das Vergnügen der Ihrigen und Ihres Umganges! Ich fühle es, daß vielleicht noch mehr, als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf. Und niemand kann gerade

gleich vorteilhaft auf mich wirken, als Sie. Das hat mir die Erfahrung bewiesen, und sogar reifes Nachdenken über unsere beiderseitige Individualität bestätigt.

Aber auch für Sie thut mir unsere längere, oder gar gänzliche Abwesenheit diesen Winter leid. Ich darf Ihren Aeußerungen und unseren Erfahrungen nach glauben, daß Sie dabei verlieren. Ich rechne auf Ihre große Selbstgenügsamkeit, auf Goethens Gegenwart, aber wieviel gäbe ich darum, wenn alles anders wäre! Fahren Sie nur ja fort, so fleißig zu schreiben. Ich lasse es gewiß nicht am Antworten fehlen.

Ich habe auf den Fall, daß wir hier bleiben müßten, an Ilgen und Loder geschrieben, um einige kleine Geschäfte zu besorgen, und lege die Briefe hier bei. Haben Sie doch die Güte, im Fall Loder verreist sein sollte, sagen zu lassen, daß sein Hofmeister den Brief erbreche und so gütig sein möchte, den Inhalt zu besorgen.

Meine Frau teilt meine Empfindungen über unser langes Hierbleiben und grüßt Sie und die Ihrige herzlich. Leben Sie beide innigst wohl. Unser Kleiner ist wieder hergestellt. Adieu! H.

---

26. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 28. September 1795.

Mit dem Almanach, liebster Freund, habe ich neulich noch viel Kram gehabt und mit der Korrektur eine Aenderung vorgenommen. Stellen Sie sich nur vor, was ich im zweiten Bogen für einen Druckfehler fand. Statt:

Ist es Elysiums . . . . umfängt

stand in Ihrem Tanz — umsaugt — Das war doch zu arg.

Leider war der Bogen schon gedruckt. Indes versteht sich, daß es nicht so bleibt. Unger schneidet das Blatt ein und legt einen Karton ein. Eine fast noch größere Albernheit wäre, ohne meine Gegenwart, im Pegasus vorgegangen. Ich habe es daher so eingerichtet, daß Unger einen jeden Bogen nach der zweiten Korrektur zur Revision in unser Haus in der Stadt schickt, von wo aus ich ihn durch einen Expressen erhalte. Dieser kann immer in sechs Stunden zurück sein, und so wird der Druck nicht aufgehalten. Sie haben

daher jetzt gewiß nichts zu besorgen. Im zweiten Bogen ist sonst kein Fehler, einige Kleinigkeiten der Interpunktion und ein paar falsche y statt i abgerechnet; und vom 3ten inklusive an sehe und revidiere ich alles selbst und spare gewiß keine Sorgfalt. Der mir von Meyer empfohlene Korrektor ist zwar ziemlich genau, oder entweder sehr ängstlich oder sehr einfältig. So versicherte er mir, daß er jenes umsaugt nicht übersehen, sondern das Manuskript so gelesen habe!! Und dieser Mensch macht selbst Verse. Noch vergaß ich Ihnen neulich zu sagen, daß das Papier des Ihnen übersendeten Bogens noch geglättet und dann, nach Ungers Versicherung, noch schöner als gewöhnliches Velinpapier sein wird. Das Aeußere des Almanachs gefällt hier allen, denen Unger es gezeigt hat und die ich gesprochen, außerordentlich. Möge es auch auf Sie einen guten Eindruck machen.

Die empfangenen Gedichte werde ich besorgen. Ich habe mich gefreut, die Ideale wiederzusehen. Sie werden leicht unter allen Ihren Beiträgen den meisten und allgemeinsten Eindruck machen, da sie am allgemeinsten verständlich sind. Das Mereausche Gedicht liest sich, einiges abgerechnet, recht gut, und das Hölderlinsche hat ein sehr angenehmes Silbenmaß. Eine Stelle darin aber habe ich vorläufig geändert. Es heißt, daß der Kephissus um Platons Hallen und durch Oliven floß; beides kann er nicht, da er ein böotischer Fluß war. Ich habe Ilissus gesetzt, doch warte ich vor dem Abdruck erst Ihre Antwort ab, ob Sie etwas dagegen haben. Goethes Prolog kannte ich schon aus der ehemaligen Deutschen Monatsschrift.

Sömmering läßt hier eine Schrift: über das Organ der Seele drucken, die ich Gelegenheit gehabt habe, im Manuskript zu lesen, und die ich Ihnen als eine interessante Kuriosität empfehle. Er hat nämlich die anatomische Entdeckung gemacht, daß die meisten Nervenursprünge sich bis in die Hirnhöhlen verfolgen lassen und von dem Wasser der Hirnhöhlen gebadet werden. Er macht daher dies Wasser zum Organ der Seele. Er hat die Schrift, die höchst sonderbar geschrieben ist, an Kant dediziert, und die Antwort von Kant an Sömmering ist vorn abgedruckt. Dieser Brief ist äußerst originell und enthält, außer einer sehr gut gewandten Zurechtweisung über die Sonderbarkeit, einen Sitz der Seele zu suchen, eine Hypothese, wie jenes Wasser auf die Nerven wirken könne, in der Kant ganz so, wie in

seiner Theorie des Himmels erscheint, und wie man ihn seit vielen Jahren nicht wieder auftreten sah. In der Sömmeringschen Schrift selbst sind Sie (Ihre ästhetischen Briefe) zweimal ausführlich citiert, einmal die weitläuftig gedruckte Note, sehr passend, das andere Mal die Stelle vom Welt er- und begreifen, völlig unpassend. Ich muß Sie bitten, dieser Schrift noch gegen niemand zu erwähnen.

In Ludwigs Naturgeschichte des Menschen fand ich angeführt: Schiller über die Verbindung der physischen und geistigen Kräfte des Menschen. Stuttgart. Unstreitig ist dies doch von Ihnen. Sie sprachen mir ja nie davon. Wenn Sie es nicht ganz desavouieren, thäten Sie mir einen großen Gefallen, es mir zu verschaffen.

In der Deutschen Monatschrift gedenkt Ihrer Briefe Gentz in einem Aufsatz, den ich nur erst durchblätterte, der aber zu verdienen scheint, von Ihnen gelesen zu werden, über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Kultur des menschlichen Geschlechts. Er spricht in jener Stelle von den schädlichen Folgen, die es hat, wenn man, statt Schritte, Sprünge thun und die Reise übereilen will. In einer Anmerkung citiert er Ihre Briefe, die 1ste Lieferung S. 23 und setzt hinzu: „diese erhobenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt."

Ich bin in den letzten Wochen sehr fleißig gewesen und habe viel studiert. Sie können sich mich den größten Teil des Tages über an meinem Schreibtisch denken. Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung umsomehr, als ich gar keinen Mut habe, solange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehen, so

viel, als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgibt, in sein Eigentum, in das Eigentum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung bestraft. Ich habe nach allem gegriffen und vergessen, daß jedes festhält und manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, gottlob! gefahrloser. H.

---

27. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 2. Oktober 1795.

Herzlichen Dank, mein teurer Freund, für Ihre letzten Gedichte. Sind Sie wirklich durch mich veranlaßt worden, dem Almanach noch dieses Geschenk zu machen, so ist dies gewiß der einzige recht wesentliche Dienst, den ich diesem habe leisten können. Er ist jetzt überreich (wenn dies je möglich wäre) durch Sie begabt, er wird aber auch sicherlich sehr viel Glück machen. Da ich es dem Almanach nicht unvorteilhaft hielt, wenn man, vorzüglich bei seinem späteren Erscheinen, eine Idee im voraus von ihm hätte, so habe ich hier und da eine Kleinigkeit daraus, und neuerlich auch den Druck und das Aeußere einigen meiner Bekannten, Leuten von ganz verschiedenem Schlage, gezeigt, und alle versichern, daß dieser Almanach, nach solcher Probe, einzig sein werde. Mehrere reden schon davon, ihn immer in der Tasche zu tragen. Ich lege Ihnen hier den 1ten Bogen noch einmal auf geglättetem Papier und den 2ten wie den ersten bei. Das Papier gefällt mir, nach dem Glätten, mehr als das eigentliche Schweizerpapier, das wegen seiner Steifigkeit und Dicke, besonders in kleinem Format, unangenehm aussehen würde. Im zweiten Bogen werden Sie das schreckliche umsaugt auf der durchschnittenen Seite finden, sonst schwerlich einen bedeutenden Druckfehler. Indes geht meine

Revision erst vom 3ten Bogen an. Ueberhaupt ärgert es mich sehr, daß, wenn man kleine Fehler in der Interpunktion, der Orthographie u. s. f. rechnet, der Almanach nicht ohne Flecken sein wird. Aber Sie selbst, Lieber, werden mich da von Schuld freisprechen. Die Orthographie war im Manuskript entsetzlich ungleich. Manches mag mir entgangen sein, und ich wollte selbst nicht soviel korrigieren, um es nicht undeutlich zu machen. Dazu kam nun, daß ich nach Meyers Empfehlung mich zu sehr auf den Korrektor verließ. Aber ein bedeutender Fehler soll gewiß nicht vorfallen. Heut erwarte ich die Revision des 4ten Bogens, und am 5ten wird gesetzt. Sehr schnell, sehe ich, geht's freilich nicht. Aber ein solcher Druck muß mit Sorgfalt gemacht werden. Himmelangst ist mir, daß Michaelis, wenn alles gedruckt ist, mit seinen selbstbesorgten Sachen, Einband, Noten, Titelkupfer u. s. w. zögert. Da Sie ihn gewiß eher, als es soweit kommt, sprechen, so schärfen Sie ihm ja das Gewissen. Er ist und bleibt ein unausstehlicher Mensch. Die Auflage hat er, wie ich aus der dritten Hand erfahre, zu 3000 Expl. machen lassen. Dies scheint mir sehr viel.

Unter Ihren Gedichten sind der Abend und das Schlußgedicht von sehr großer Schönheit. In dem ersteren herrscht ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Silbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt. Ueberall schmiegt sich ihm der Ausdruck wie von selbst an, und nirgends ist mir eine Härte aufgestoßen.

Das Schlußgedicht gibt dem Almanach eine eigene Rundung. Er beginnt und schließt nun mit Ihren und mit zwei passenden und in sich so schönen Stücken. In Ihren Stanzen herrscht eine unnachahmliche Anmut und Zartheit, und das Gleichnis in der dritten gibt einen überaus poetischen Schluß.

Auch die Kleinigkeiten dieser Lieferung haben meinen vollkommenen Beifall. Die beiden an Fichte haben uns viel zu lachen gegeben. Ob er sich wohl erkennen wird?

Hr. Lappe wird sich doch durch dies und das erste Stück wieder einigermaßen bei Goethe rechtfertigen, der, wie Sie sich noch erinnern, sich sehr über ihn lustig machte.

Kosegartens Lied wäre sehr hübsch, wenn es nicht einige

geschmacklose Stellen hätte, die in fast keinem seiner Gedichte fehlen. Mir wenigstens ist es schrecklich zu hören, wenn Ellwine sich freut, daß ihr Halm aufgeschossen, und sich betrübt, daß ihr Stengel geknickt ist.

Daß Ihr Schwager wieder im Almanach erschienen ist, hat mich sehr gefreut.

In Ihrer vorletzten Lieferung ist mir Columbus das Liebste gewesen; der Schluß ist so überraschend und enthält eine große und kühne Idee.

Dasselbe Mal schickten Sie mir zwei Stücke von Hölderlin: der Gott der Jugend und an die Natur. Das erstere hatte ich schon früher bekommen, und das letztere hatten Sie durchstrichen. Ich bin nun in Ungewißheit, ob Sie es früher durchstrichen hatten und nun doch gedruckt wissen wollen, oder ob Sie vergessen hatten, daß Sie mir den Gott der Jugend schon zugeschickt hatten und jenes nur mitgeschickt haben, weil es auf demselben Blatte stand. Ich behalte es, bis ich Antwort erhalte, um so mehr zurück, als es mir, ob es gleich gewiß nicht ohne poetisches Verdienst ist, doch im ganzen matt scheint und so sehr an die Götter Griechenlands erinnert, eine Erinnerung, die ihm sehr nachteilig ist.

Gleichfalls behalte ich zurück: die Hoffnung, von Neuffer. In diesem Gedichte kommen folgende zwei Verse vor:

In ihrem lichten Spiegel sehen die Geweihten
Einst Menschen auf dem Thron.

Eine solche Unhöflichkeit gegen alle gekrönten Häupter ist, dünkt mich, diese kleine Poesie, welche der Almanach sehr gut entbehren kann, nicht wert. Soll ich das Stück ganz weglassen oder

Einst Weise auf dem Thron

setzen? Endlich finde ich in Ihrem Columbus einen Vers

Liegt sie doch deutlich und ligt schimmernd vor deinem Verstand.

Dies ist doch für licht verschrieben. Wenigstens hab' ich es so geändert. Indes lasse ich aller Gewißheit wegen, da es auch liegt wiederholt sein könnte, das Stück bis auf Ihre Antwort, die ich mir aber recht bald erbitten muß, zurück.

Doppelt begierig bin ich nach dem, was Sie mir jetzt

sagen, auf Ihre Elegie. Aber wie schmerzt es mich, daß wir nicht die Freude haben werden, sie zusammen zu lesen, worauf Sie sie zurückbehalten! Ich kann nicht, ohne eine recht innige Wehmut, daran denken, auf einmal so lange von Ihnen getrennt zu sein. Denn leider ist mir jetzt auch die letzte Hoffnung verschwunden.

Doppelter Dank sei dafür Ihren Briefen, die mich immer wieder erheitern und so süß beschäftigen. Ihr

H.

---

28. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 5. Oktober 1795.

Wir empfingen vorgestern Ihren letzten Brief, wo uns das, was Sie uns von Ihrer Lage und Ihren Aussichten für den Winter sagen, recht herzlich geschmerzt hat. Nur zu sehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Ersatz ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das gut wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dies besonders bei Ihnen der Fall ist. Ich habe schon darauf gedacht, ob Sie nicht einen Plan wieder hervorsuchen sollten, der Ihnen einmal recht sehr am Herzen zu liegen schien: den Plan, nach Weimar zu kommen. Ich würde, außer Goethe, dort auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller übrigen rechnen. Aber freilich würde sich ein völliges Hingehen nicht in so kurzer Zeit arrangieren lassen, und ein temporäres ist mehr Störung als Gewinn. Ihre dauernde Rückkehr zur Poesie macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken und diese Beschäftigung der Phantasie Ihre Einsamkeit beleben und erheitern. Sie sind doch unendlich glücklich, teurer Freund, einen solchen Reichtum in sich zu bewahren, bloß aus sich selbst so viel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten. Es wurde mir dies bei der Stelle Ihres Briefes aufs neue so lebhaft, wo Sie selbst sagen, daß Sie so schwer an das Lesen gehen. Wenn ich bedenke, wie viel Sie schon leisteten, und wie viel mehr Sie in sich tragen, als Sie je zu leisten im stande sein werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Ver-

stande von außen nehmen, so erfüllt es mich immer aufs neue mit Bewunderung. Denn auch das Gespräch ist und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterer Anstoß zur eigenen Produktion sein. Darum weiß ich auch niemand, in dem ein gewisser Widerwille gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit so gut begründet wäre, als in Ihnen. Aber darum wundre ich mich auch immer, daß Ihre Geistesthätigkeit nicht noch zerstörender auf Ihren Körper zurückwirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entschluß zu bleiben, sie zu vermindern, um ihr nicht zu erliegen.

Ich sprach neulich einen Professor aus Erlangen, er heißt Memel. Er kam eben von Königsberg und wußte viel von Kant zu erzählen. Unter andern sagte er, daß Kant noch eine ungeheure große Menge unbearbeiteter Ideen im Kopf habe, die er nicht allein noch alle bearbeiten, sondern auch alle in einer gewissen Reihe bearbeiten wolle, und daß ihn die Wärme für diesen intellektuellen Reichtum zu der Täuschung verleite, die Länge seines noch übrigen Lebens mehr nach der Menge jenes Vorrats, als nach der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit zu berechnen. In der That aber muß eine solche Lage eine eigene Disproportion zwischen dem moralischen und physischen Können hervorbringen, und schön wäre es doch, wenn der Geist einen solchen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Genüge geleistet hätte, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm nun selbst zu eng würde. Des Menschen natürliches Ende wäre doch nur Erfüllung seines Kreises. Er müßte hier nichts mehr zu schöpfen, nichts mehr zu thun finden, wodurch er noch Fortschritte machen könnte. Dann könnte und müßte er gehen; eher ist man doch immer noch unreif. — Das erste, was Kant schreiben will, soll ein Naturrecht sein. Sollte indes dieser Professor etwa durch Jena kommen, will ich Sie doch vor ihm gewarnt haben. Es scheint ein ganz albernes Menschchen. Er ist Professor der Aesthetik, fragte mit großer Begierde, wer wohl der Verfasser der ästhetischen Briefe sein möchte, und bedauerte hernach, daß Sie doch hier nur Winke gegeben hätten, und daß Sie doch lieber hätten ein Kompendium schreiben sollen. Auch, setzte er hinzu, wären Sie, wie er gehört, jetzt damit beschäftigt, da aber Schütz auch eins schreibe, so sei er doch auf dies mehr begierig; er sei doch länger Professor.

Das zum Paroli auf Ihre Woltmannische Geschichte, von dessen riesenhaften Unternehmungen ich mir ja von Zeit zu Zeit einige Nachricht erbitte. Eine Oper, ein Trauerspiel und ein Journal, außer allen verschiedenen Menschengeschichten! Das Schlimmste ist, daß er bei allen diesen Bemühungen nach Celebrität so gar uncelebre ist. Sehr viele haben mich hier schon nach ihm als nach einem völlig Unbekannten gefragt. Dies könnten Sie ihm einmal historisch erzählen.

Vom Almanach wüßte ich jetzt nichts zu sagen. Daß meine Besorgnis, daß er zu dünn werde, ungegründet ist, haben Sie sehr recht. Auch war es mehr Unger seine. Zu dick fürchte ich aber auch nicht. Ich denke, es soll eben recht sein. Der Druck des Almanachs gefällt mir zu sehr, als daß ich etwas Wesentliches daran tadeln möchte. Aber eigentlich ist er zu splendid, es bleiben zu viele leere Räume. Die meiste Mühe hat es mir neuerlich gemacht und macht es mir noch, die Aenderung in der Würde der Frauen an den Notenstecher zu bringen, den niemand weiß. Zwar habe ich gleich Unger deshalb an Michaelis schreiben lassen. Aber in Michaelis letztem Briefe an mich, den ich beilege und woraus Sie sehen werden, wie es mit der Musik überhaupt steht, sehe ich kein Wort davon. Sie werden sehen, daß Michaelis wegen des Tanzes ein Arrangement macht, das die ganze Musik in Gefahr setzt. Zu meiner Rechtfertigung muß ich nur hinzusetzen, daß ich den Abdruck der Musik zum Tanz nur, wenn es möglich wäre, empfohlen, nicht aber schlechterdings anbefohlen habe. Die Würde der Frauen habe ich solange zurückgelegt und hoffe, Michaelis nun bald selbst zu sprechen.

Nun, lieber Freund, noch eine Bitte für unser leidiges Hierbleiben, das jetzt, wie Sie wissen, ganz entschieden ist. Ich lege hier einen Brief an Stark bei, auf den er Ihnen 100 Thlr. Cour., die ich für ihn hier ausgezahlt, bezahlen wird. Von diesen 100 Thlrn. bitte ich Sie, mit Zuziehung der 10 Frd'or in dem Briefe, den ich Sie zu eröffnen bitte, nach und nach dasjenige abzubezahlen, was ich mit Ihrer Erlaubnis an Sie anweisen werde. Für jetzt ist bloß die Miete an Hellfeld ad 1. Okt. mit 30 Thlr. Noch, Lieber, wollte ich Sie bitten, an niemand bestimmt zu sagen, daß ich gewiß den Winter nicht wiederkomme, sondern nur, daß mein Kommen unbestimmt sei. Hellfeld möchte sonst gar zu willkürlich mit unserm Quartier umgehen.

Was soll ich mit der Anweisung auf 55 Frd'or machen? Soll ich Ihnen das Geld schicken, oder wie?

Leben Sie herzlich wohl. An Lolo tausend innige Grüße von uns beiden. Ihr

Humboldt.

---

29. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen schreiben wollte, liebster Freund, kam Meyer auf seiner Reise nach Italien hier durch und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorsatz auszuführen. Aus dem, was er mir sagte, erhellt, daß weder er noch Goethe auf einen langen, oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, sondern in spätestens zwei Jahren alles abgethan zu haben glauben. Er spricht schon von Abgüssen, die er von einigen Antiken machen werde, um solche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern und dort in Ruhe darnach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber und ist soeben wieder abgereist. Nächsten Donnerstag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. Er grüßt Sie freundlichst und wird Ihnen bald schreiben. In den letzten Wochen war er so beschäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger Manuskript haben wollte und er über seinen italienischen Sachen den Rest des sechsten Buchs von Meister hatte liegen lassen. Er will mir vor oder auf der Reise eine kleine Schrift der Madame Staël: von der Erfindung (nur etliche Bogen stark) übersetzen, welches wir dann mit einigen Anmerkungen in die Horen setzen wollen. Sonst ist für dieses Jahr schwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abwesenheit beklagt er sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf Ihr Hiersein im Winter gefreut. Würden Sie sich dazu entschließen können, ihm Ihr Logis zum Absteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeit lang hier zubrächte? Für Ihre Sachen, die etwa aus dem Wege zu räumen wären, würde Lolo schon Sorge tragen.

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anstehen lasse. Der Druck des Almanachs gefällt

mir wohl, und ich habe an den ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie der Unwandelbare etc.) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, ist ein wahres Glück, sowie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, mein teurer Freund, daß ich dies Geschäft in Ihren Händen weiß!

Der Korrektor muß doch im Grunde ein recht dummer Teufel sein! Können Sie mir das, was nach Empfang dieses Briefs abgedruckt ist, noch schicken, so erweisen Sie mir eine Gefälligkeit. Das Namenregister werden wir wohl nach Art des Göttinger Almanach einrichten und die Gedichte nach ihren Verfassern rangieren müssen. Es wird eine gute Wirkung thun, wenn es nicht so eng ausfällt.

Von Michaelis ist noch keine Zeile und kein Geld angelangt, obgleich er Ihnen schon vor vierzehn Tagen sagte, daß er es abgeschickt habe. Niethammer verliert die Geduld, und da Michaelis nun hier offenbar gelogen hat, so weiß ich nicht, was ich von ihm denken soll. Die Bücher an meinen Vater, die doch wahrscheinlich durch meine Hände gegangen wären, habe ich auch noch nicht. Sie sehen daraus doch, daß der Mensch einmal zu Geschäften nichts taugt. Daß der Almanach auch nicht im Meßkatalog vorkommt, wissen Sie wohl schon.

Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufsätze in naturhistorischen Schriften machen, haben mich sehr unterhalten. Zweifeln Sie gar nicht, mein teurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz kurrent und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist allerdings noch nötig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufsuchen und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe sie heute auch Goethen

gelesen, auf den sie sehr gewirkt hat. In Ansehung der Versifikation bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu sagen werden. Körners Urteil habe ich schon. Es sind unterdessen auch sechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie, mit einigen Herderischen vermischt, aus dem zehnten Horenstücke herauslesen werden. Dieses Stück enthält auch wieder sechzehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünfundzwanzig zu steigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe und hoffentlich selbst noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte soll uns schon ziemlich Kredit verschaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunsch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß ist. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publikum, wie es scheint, auf diese Mannigfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint ein Ingrediens der Vorstellung zu sein, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Auf diesem Wege scheint also der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen ist. Nehmen Sie aber auf diese öffentliche Stimme auch nicht mehr Rücksicht, als sie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anschlag, als insofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der anderen Seite gern sogleich an meine Malteser gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von Dezember inklusive bis zum April für die Horen nicht so sehr nötig zu sein, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiel fertig werden. Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am

wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht streng über mich nach und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also bloß, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?

Adieu, teurer Freund. Der guten Karoline sagen Sie die herzlichsten Grüße. Lolo, denke ich, wird auch schreiben, und Ihnen die hiesigen Neuigkeiten melden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Ihr Sch.

---

30. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 12. Oktober 1795.

Mit ungeduldigem Verlangen habe ich, liebster Freund, die beiden letzten Posttage Briefen von Ihnen und dem neunten Horenstück entgegengesehen, und fast befürchte ich, daß ein neuer Anfall von Kränklichkeit die Ursache Ihres Stillschweigens ist. Reißen Sie mich bald aus dieser Besorgnis, und lassen Sie mich hören, daß Sie heiter und gesund sind. Mit meiner Frau geht es viel besser, ob sie gleich noch nicht ganz hergestellt ist; mit meiner Mutter wieder schlimmer, und so ist es ein ewiges Wechseln derselben unangenehmen Vorfälle. Ich selbst bin, bis auf einen starken Schnupfen, recht wohl und ziemlich fleißig beschäftiget. Ich lebe hier eigentlich in großer Einsamkeit, und beinahe in gleich großer mit Ihnen. Nur sehr selten bekomme ich einen Besuch, und dies Alleinsein ist mir sehr wohlthätig.

Von Körner habe ich seit dem Ihnen einmal mitgeteilten Briefe keine Nachricht. Ich hoffe, er ist an seinem Horenbeitrag fleißig, und freue mich sehr auf seine Ansicht der lyrischen Poesie. Geßler ist im Begriff, nach Italien zu gehen. Die große Sucht, nach Italien zu reisen, und der Wirbel, der gerade jetzt mehrere meiner Bekannten mit fortreißt, macht mich oft beinahe lachen. Bei so vielen trifft

es sehr ein, daß sie in der Ferne suchen, was sie so nahe finden könnten. Mir scheint fast unter allen Ländern Italien dasjenige zu sein, was nur auf die Wenigsten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptsache ist und bleibt doch da der Kunstgenuß, und wie wenige sind hierin so weit, daß sie gerade die Antike brauchen, ja nur zu verstehen vermögen. Außerdem aber bietet dies Land demjenigen, der nicht sehr viel aus sich selbst schöpfen kann, nur sehr wenig dar. England, Frankreich und jedes Land, in dem viel Industrie, ein mannigfaltiger Umtrieb der Dinge und Menschen und ein hochkultiviertes bürgerliches Leben ist, gibt auch dem mittelmäßigen Kopf Stoff zum Nachdenken und bereichert ihn wenigstens mit allerlei Kenntnissen. Italien hingegen muß Leute dieses Schlags sehr leer lassen, und gewöhnlich sieht man sie auch nur leere Bewunderung und eitles Geschwätz zurückbringen. Mich selbst, da in mir der Kunstsinn wenig geübt ist, würden diese Betrachtungen bedenklich machen, gerade zuerst diese Reise zu wählen. Aber außerdem, daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima und einer schönen, reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntnis aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben aller Kultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenngleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein, als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in alles ein, was mich interessiert und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntnis von ihr mit großem Verlangen entgegensehe.

Vom Almanach lege ich den 4ten Bogen bei. Der 5te muß auch bereits abgedruckt sein, und vielleicht erhalte ich ihn noch heute. Wenigstens habe ich schon den 6ten vorgestern zur Revision hier gehabt. Ich wünsche sehr zu erfahren, welchen Eindruck das Aeußere auf Sie gemacht hat. Der Korrektor, den mir Meyer vorgeschlagen, hat sich neulich die Freiheit genommen, eignes Machwerk an mich zur Aufnahme zuzuschicken. Ich habe ihm ganz kurz geantwortet, daß ich bloß den Druck mit zu besorgen hätte, und

da es elendes Zeug war, hinzugefügt, daß Sie den Almanach für dies Jahr als geschlossen ansähen, damit er Sie nicht weiter behelligen möchte. Mit seiner Sorgfalt bin ich recht sehr gut zufrieden, aber er ist so ängstlich, daß, wenn er, wie schon einigemal geschehen, Unsinn aus dem Manuskript herausliest, er ihn auch ohne Bedenken drucken läßt. So waren neulich zwei Fälle in der Parthenope. Daher ist meine Revision gar nicht überflüssig. Michaelis erwarte ich jetzt alle Tage, um das endliche Schicksal der Musik zu erfahren. Wie danke ich dem Himmel, daß Sie von diesem Menschen los sind, und daß er in diesem Jahr weder dem Almanach noch Ihnen viel geschadet haben soll.

Dürfte ich Sie wohl bitten, Lolo, die ich herzlich grüße, zu ersuchen, aus meinen Büchern 1) Schellers lateinisch-deutsches Wörterbuch in 3 Bänden und 2) Baileys englisch-deutsches Wörterbuch zu nehmen und wohl eingepackt auf der Post hierherzuschicken. Da man so etwas nicht leihen kann, muß ich schon das Postgeld daran wenden.

Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebter Freund. Ihr

H.

---

31. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 16. Oktober 1795.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigentümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist? Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genies, dem alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Produkte aus einer so viel früheren und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indes verlangen, so will ich dreist ein Urteil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zugute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sicheren Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisiert, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem andern deutschen

Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Produkten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man hat das letzte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jetzt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hiervon nicht beurteilen, indes bin ich für mich a priori überzeugt, daß dies Urteil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurteiler notwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichtercharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urteilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Anteil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigentümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hierbei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnisvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach,

fast bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Wesen der genialischen Produktion beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dies nun drückt allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichtum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit einem Wort alle Vorteile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goetheschen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigentümlichkeit, die Sie charakterisiert, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältnis des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im ganzen genommen, mehr, als eine epische, eigentümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung

der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der anderen Seite aber setzt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtenteils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancierte Empfindungen. Wieviel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Carlos. Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu sein scheinen; denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dies da am meisten sichtbar sein, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödien, sondern nur in jenen einfachen und heroischen ganz sichtbar sein würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indes gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden

kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegenteil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt sein. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dies aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, insofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachteilige Wahl treffen. Indes ist das Gebiet des Epischen vorzüglich in den weiten Grenzen, die wir ihm hier geben, so groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten von den Göttern Griechenlands an läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichtum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüt des Lesers sie auch ist und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jetzt kann ich ein Resultat ziehen: den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüg-

lich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei weitem größer und tragischer, und auch gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Etwas Dramatischem jetzt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum raten, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß ist und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und im Poetischen der Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu sein.

Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Malteser sehr sorgfältig mit auf die Wagschale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob Sie hoffen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dies zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empföhle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publikum ist (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind), läßt sich auch die andere entgegensetzen, daß es des Spaßes wert wäre, durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig konfus zu machen. Für die Horen endlich, um alles zu erschöpfen, halte ich die Erzählung vorteilhafter. Sie ist doch immer gewisser, und man würde sie auch den Horen, da eine Erzählung eher durch ein Journal entstanden sein kann, mehr als ein Schauspiel anrechnen, das zwar größere Wirkung thut, aber auch mehr auf eigenen Füßen steht und wohl

gleich besonders gedruckt wird. Doch sind dies kleinliche Rücksichten.

Es ist so spät geworden, lieber Freund, daß ich nur noch zwei Worte hinzufügen kann. Daß Ihnen der Almanach gefällt, freut mich herzlich. Zu viel leeren Raum finde ich auch, im ganzen hab' ich's erinnert. Einzeln abhelfen konnte ich nicht. Goethes Prolog ist jetzt schon abgedruckt. Ich denke, es schadet nichts. Daß er schon gedruckt existiert, haben mir einige gewiß gesagt, und ich erinnere es mich auch selbst dunkel. Ueber den elenden Menschen, den Michaelis, urteile ich wie Sie. Ueber alles andre, vorzüglich über die herrliche Elegie nächstens!

Wir umarmen Sie von ganzem Herzen. Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, Lieber, Hellfelden die 30 Thlr. Cour. und Ilgen (für Holz, das er bezahlen soll) 56 Thlr. 12 Gr. gegen Quittung zu schicken. Ilgen bitte ich sagen zu lassen, daß ich mit nächster Post selbst schreiben würde. Hätte Stark noch nicht bezahlt, so legen Sie es wohl aus. Adieu!

---

32. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 25. Oktober 1795.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studieren und mich mit jedem einzelnen Teil genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff und überdies gerade den, der mir meiner Ansicht der Dinge nach immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles

Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so miteinander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterem Wiederholen dies Urteil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zu-

sammenzustellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urteil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjektiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem anderen her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst, ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. Da, wo sich die Kultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal" u. s. f. allerdings abgebrochen, aber dies vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich ist äußerst charakteristisch. Nur einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Straße" gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen angereiht. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläuftig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dies Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das Folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht: „Flöße" statt „Schiffe" gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seekommunikation der Landkommunikation voraus.

Die Schönheiten der Diktion im einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energische Licht", des Schmetterlings „zweifelndem Flügel", die Vergleichung der begrenzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinns und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich paßt, aus. So „Enger wird um ihn u. s. w. Welt." „Sucht das vertraute Gesetz in den Erscheinungen Flucht", „es irrt selbst in dem Busen der Gott." „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch." Dann die Kühnheit

des Verses: „Hängt nun der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt“ und die unnachahmliche Kürze dieses: „und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.“

Zweifel sind mir nur sehr wenige eingefallen. Der Vers: „Aus dem Bruche wiegt sich der Fels“ war mir anfangs etwas dunkel. Vielleicht weil man nicht allein Bruch, sondern Stein-, Marmorbruch u. s. w. sagt. „Türmend“ vom Mast ist zwar nicht ungewöhnlich, aber es schien mir nie eigentlich. Beim Mast ist das in die Augen fallende die Höhe. Beim Turm mehr die Masse. Für „Holz“ beim Dädalus wünschte ich, sollte es auch gegen die Geschichte sein, lieber Stein. Der freche Gelust war mir fremd. Ich dächte das. — Der Versbau ist nicht allein sorgfältiger als in Ihren vorigen elegischen Stücken behandelt, sondern auch an sich überaus schön und wohlklingend. Nur bei sehr wenigen Versen bin ich noch angestoßen. Da Sie es aber einmal nicht für Pedanterie halten, auch in Kleinigkeiten einzugehen, so setze ich doch meine Bedenken her:

Jene | Linien | die des | Landmanns | Eigentum | scheiden.

Diesen Vers wünschte ich sehr geändert. Er ist der einzige, der so wenig fest und so uneingeschnitten einhergeht. Sonst haben die übrigen Hexameter sehr gut gewählte Abschnitte, und das Ohr empfängt sie in schönen rhythmischen Stücken zugemessen. Nur einen Abschnitt, der Ihnen nicht ungewöhnlich ist, halte ich nicht für sonor; den nämlich nach dem dritten Fuß, ohne daß doch auf diesen Fuß unmittelbar ein einsilbiges Wort, oder eine Schlußsilbe folgt. In der Elegie finde ich bloß folgende fünf Verse dieser Art:

Frei mit weitverbreitetem | Teppich;
Um mich summen geschäftige | Bienen;
Siehe, da wimmeln von fröhlichen | Leben;
Aber im stillen Gemache | zeichnet;
Wild ist es hier und schauerlich | öde.

In dem Vers:

„Tausend Hände belebt ein Geist, in tausend Brüsten“

schleppen die vier Schlußtrochäen zu sehr. Auch „Brüsten“ gefällt mir nicht recht. Der Pentameter:

„Gleich wie dein | Tagewerk“

klingt mir auch nicht recht. Man macht Tagewerk zum Daktylus, oder der Abschnitt ist wenigstens nicht bemerklich genug gemacht. — Kleine Härten in der Prosodie nun etwa folgende:

Teilst du mit deiner Flur;
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch;
Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke;
Munter entbrennt, des Eigentums

(doch ist dies ein schwieriges Wort). — Hiatus von e und e sind mir folgende aufgestoßen: Künste empor; Töne entehrt; Freude erfindet. Aber genug der Silbenstecherei. Es ist mir sehr lächerlich, daß ich über Prosodie krittle, da ich ein völlig musikalisches Ohr habe. Ueberhaupt ist es damit etwas Sonderbares. Körner ist, wie ich aus seinen Urteilen auch über Ihre elegischen Sachen weiß, noch leichter als ich mit dem Silbenmaß, und ich bin es wieder mehr, als einige andre meiner Freunde. Nun haben Sie und Körner doch gewiß ein ohne Vergleichung besseres Ohr als ich und diese andern. Wir aber unterscheiden uns bloß durch eine genauere Lektüre der alten Dichter. Sollte daher in diesen Regeln vorzüglich mit den Abschnitten des Hexameters nicht manches Willkürliche liegen! Ich wünschte, Sie dächten einmal darüber nach. Haben Sie wohl je Voß' Abhandlung vor der Uebersetzung des Landbaus gelesen? Wo nicht, so wird Sie es doch unterhalten.

Vom Almanach lege ich wieder 2 Bogen bei G H. — J habe ich revidiert, und auf K kommen nun noch Langbeins Legende und Ihre Stanzen. Dann gehen die Epigramme an. Michaelis hätte bei diesen gern Goethes Namen gehabt und hat mir noch neulich darum geschrieben. Es versteht sich, daß ich das Manuskript drucken lasse, wie es ist, und daß also der Name wegbleibt. Es scheint mir auch so schicklicher. Die Epigramme werden über 2 Bogen füllen und also der Druck bis zu N kommen. Dies machen die leeren Räume, ob Sie gleich sehr richtig bemerken, daß Sie nicht schön sind.

Herzlich danke ich Ihnen für die mitgeteilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unsere Urteile zu vergleichen. Körners Brief besonders hat mich sehr interessiert. Sein eigentliches Urteil über Ihre Eigentümlichkeit stimmt

sehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur scheint er mir manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzusehen und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünschen und überhaupt einen Uebergang aus dieser Eigentümlichkeit gleichsam in die allgemeine klassische Bahn zu wollen. So kann ich es nicht ansehen. Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß seine Eigentümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigentümlichkeit; denn ein Teil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber ist gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung, ruhiger zu empfangen, sagt, kann ich nicht ganz unterschreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteristische und über die Schönheit sind mir noch nicht klar. Er scheint mir immer die letztere zu sehr in eine Reihe mit der Vollkommenheit zu setzen, da er so viel von der Verbindung des Ganzen spricht. Auch das Charakteristische und dies vorzüglich ist darauf gerichtet und doch wesentlich vom Schönen verschieden.

Goethen scheint er mir zu hart zu beurteilen und in der Vergleichung mit Ihnen Sie beide zu sehr in e i n e Gattung zu setzen. Gerade Sie beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich.

Goethe drückt sich nach seiner Art über Sie zu kurz und unbestimmt aus. Ihm gerade muß es auch am schwersten werden, den wahren Standpunkt zu finden. Sonst haben mich seine Briefe sehr amüsiert und mit der vorhabenden Uebersetzung von Frau v. Staël wieder ausgesöhnt. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß ich neulich nur vergaß, Sie ganz eigentlich zu bitten, dies Projekt aufzugeben. Eine Uebersetzung aus dem Französischen schien mir für die Horen nicht passend. Da indes Sie die Anmerkungen machen, so werden Sie freilich es schon zu etwas machen. Grüßen Sie Goethe herzlich. Sie schrieben mir neulich, ob wir ihm nicht unser Quartier abtreten wollten auf einige Zeit. Natürlich von Herzen gern. Nur eine Schwierigkeit ist dabei. Es ist ein eigener Punkt meines Kontrakts mit Hellfeld, daß

ich nichts von meiner Wohnung, vorzüglich während meiner Abwesenheit, einem andern überlassen darf. Nun sind zwar die Ausdrücke so, daß diese Art von Ueberlassung darunter nicht gut verstanden werden kann. Indes sehen Sie selbst, ist es schwer, sich mit Hellfeld auf 30 Meilen in Subtilitäten einzulassen. Da es indes Goethe ist, wird er, denke ich, keine Schwierigkeiten machen, und ich will auch meinen Brief schon danach einrichten. Nur schicke ich heute noch keinen Brief mit, weil Sie mir nur unbestimmt schreiben und ich doch nicht unnützerweise die Sache rühren möchte. Ich bitte Sie also mir zu sagen, ob Goethe bestimmt davon gesprochen hat, und dann richte ich die Sache gleich ein. Ich habe gar kein Hindernis, und Hellfeld wird sich auch geben. Nur wissen lassen muß ich es ihn vorher. Ich warte also Ihre Antwort ab.

Herders Brief bezieht sich meist auf Stücke, die ich noch nicht kenne und auf die meine Erwartung sehr gespannt ist. Sein Urteil über die Elegie ist sehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu lose gesponnen sei, wie er doch zu meinen scheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat und aufmerksam ist, kann nicht irren. Seinen Wunsch, daß auch das Aeußere der Horen sich verjüngen möchte, unterschreibe ich von ganzem Herzen. Die Gedichte im 9. Horenstück, vorzüglich die zweizeiligen Epigramme, nehmen sich, wie sie da gedruckt sind, gar nicht gut aus. Im Reich der Schatten hätte schon durch ein näheres Aneinanderrücken der beiden Strophen und ein Einrücken des ersten Verses ein minder steifes Ansehen gewonnen werden können. Auf diese Sache scheint sich Cotta nicht zu legen. Haben Sie nicht ausgemacht, daß der Almanach immer bei Unger gedruckt werden solle? Es schiene mir doch sehr gut. Nur würde das Binden freilich Schwierigkeiten machen. Das Papier zum Almanach ist aus Holland, und der Ballen kostet 60 Thlr. Glätten aber läßt es erst Unger, auf die nämliche Art wie Göschen, nur daß er nicht so viel Lärm davon macht, als dieser.

Das Register zum Almanach mache ich nach den Namen der Verfasser, die ich alphabetisch ordne. Unter jeden kommen dann die Stücke, wie sie der Reihe nach stehen. Ich schicke Ihnen eine Abschrift. Wahrscheinlich ist auch bis zum Abdruck dann so viel Zeit, daß ich Ihre etwaigen Bemerkungen über diesen meinen Beitrag zum Almanach benutzen kann.

Wegen des Preises des Almanachs habe ich mit Michaelis nicht sprechen können. Er ist bei seiner Durchreise durch Berlin nach Leipzig nicht zu mir gekommen, und in Leipzig hätte ihn mein Brief, da er auch nur wenige Tage dort bleiben wollte, nicht mehr gefunden.

Die Stelle Ihres Briefs über Jacobis Geistesarmut hat mich sehr lachen gemacht, und noch mehr, daß Sie doch Matthisson noch ausnehmen, ehe Sie ihm den Rang zugestehen.

Von Erhards Rezension der Fichtischen Vorlesungen hatte ich ganz vergessen zu schreiben. Sie war, eigentlich zu reden, recht schlecht und sogar nicht ohne Sprachfehler, des Stils nicht zu gedenken. Die Vergleichung mit Raphael war läppisch und auffallend, obgleich nicht ganz so arg gemeint. Er findet natürlich die Aehnlichkeit nur darin, daß bei beiden auch in bloßen Skizzen eine Meisterhand sichtbar ist. Meine Rezension über Fichte bin ich fast entschlossen nicht zu machen. Ich habe, ehe ich die der Vorlesungen gesehen hatte, Erharden vorgeschlagen, allein Hufeland hat depreziert und versichert, er wolle warten, bis ich noch zu der Arbeit käme. Das könnte nun leicht lange vergebens gewartet sein.

Kant hat seine Friedensschrift, die ich noch nicht gesehen, wohl wegen des politischen Inhalts und Titels nicht den Horen angeboten. Sonst dächte ich nicht, daß er etwas gegen die Horen hätte.

Gentz wünscht sehr, sich in den Horen zu sehen. Nur weiß er nicht, womit, weil er, wie er mir sagte, „nichts so Populäres als für seine Monatsschrift liefern möchte“. Diese Gesinnung ist eben das Unglück der Horen, wie ich ihm auch gesagt habe.

Das Stück des Archivs habe ich noch nicht gesehen Aber daß der v. R—n, der Verfasser des Aufsatzes, gegen den sich G. erhoben hat, und der Antwort, niemand anders als Jenisch ist, ist ganz ausgemacht. Nicht Meyer bloß sagt es, sondern Jenisch gesteht es selbst ohne allen Rückhalt zu. Daß bei der Akademie über die fameuse Frage von den Fortschritten der Philosophie seit Leibniz, Schwabe und Reinhold den geteilten Preis (doch denke ich Schwabe mehr) und Jenisch mit einer 123 (!!) geschriebene Bogen starken Abhandlung das Accessit erhalten, ist Ihnen wohl noch unbekannt.

Zu den guten Aussichten für die Horen im ersten halben Jahr 96 wünsche ich Ihnen herzlich Glück. Sie haben schon viel Versprochenes, und Sie wissen ja, wie oft schon ein

deus ex machina kam. Er wird auch ferner nicht fehlen. Wenn ich Ihnen von Gentz etwas schaffen kann, soll es geschehen. Sonst ist hier niemand. Im Merkur soll etwas über eines gewissen Carstens Gemälde von einem, Namens Ferning, stehen, das mir Gentz außerordentlich lobt. Wollten Sie es nicht ansehen? Da dieser Ferning jetzt in Rom ist, würde er durch Meyer erhalten werden können. Die Horen sollen ja in Jakobs Annalen auf das Fürchterlichste rezensiert sein. Ein andres Ungewitter droht Nicolai. Dieser kommt nämlich im 10. Teil seiner Reise durch Tübingen und ad vocem Cotta auf die Horen. Diese handelt er nun einzig und allein in der ganzen ersten Hälfte dieses Teils ab und soll sie fürchterlich abimieren. Er geht in das größeste Detail und stellt auch das Merkantilische der Entreprise, Ankündigung, Druck, alles in das gehässigste Licht. Vorzüglich verbreitet er sich über eine übertriebene Anwendung Kantischer Grundsätze, thut alles in einen Topf und nimmt alle Produkte der Litteratur, in welchen neuerlich solche zum Teil wirklich lächerliche Anwendungen gemacht sind, zusammen, worin eine ungeheure Belesenheit stecken soll. Sogar ein Ausdruck des einen Schlegels in seinem Aufsatz über Aristophanes in der Berliner Monatsschrift, wo er vom „Prinzip der neuern Komödie“ redet, entgeht seiner Rüge nicht. Dabei soll er sich auf sein litterarisches Alter stützen, erzählen, daß er nun schon so manche Schwindeleien erlebt und ihren Untergang vorausgesagt habe u. s. w. Eine armseligere Kreatur kann es wohl nicht geben! — Alles dies hat mir Biester gesagt, der das saubere Machwerk schon gelesen hat.

Der Kontrakt mit Crusius thut mir doch leid, obgleich er an sich gut ist. Unger hätte gewiß mehr gegeben. Daß Unger mir schon längst sagte, ob Sie sich wohl zu einem historischen Almanach wieder entschließen würden? und daß ich's verneint habe, vergaß ich Ihnen wohl zu schreiben. Wenn Sie es noch bejahen wollten, wäre es noch immer Zeit. Aber schwerlich dürften Sie dies thun.

Ein Aufenthalt in Dresden würde Ihnen allerdings in mehr als einer Rücksicht wohl thun. Nur freilich die Unruhe des Deplacements.

Mein Plan ist jetzt so. Im Frühjahr gehe ich hier weg. Dann muß ich aber freilich meinen Schwiegervater auf ein paar Monate besuchen. Indes, denke ich, komme ich doch gleich in aller Eile auf einige Wochen nach Jena, um

diese ganz mit Ihnen zu verleben. Nach diesem Aufenthalt komme ich mit meiner Familie nach Jena zurück und bleibe bis zum Frühjahr 1797, wo ich nach Italien gehe. Indes hänge ich gar sehr vom Zufall ab und kann nichts, selbst die so fest beschlossene italienische Reise nicht, unwiderruflich fest bestimmen. Es ist immer möglich, daß ich länger, als ich denke, in Jena sein kann, freilich aber auch das Gegenteil. Nur das ist gewiß, daß ich Ihnen von überall her immer zueile, und daß Sie jede Aenderung meiner Plane gleich, sobald ich sie selbst weiß, erfahren. Ich darf Sie daher nicht bitten, bei Ihren Planen auf uns Rücksicht zu nehmen. Aber finden wollen wir uns gewiß überall, und gern wollen auch wir Sie aufsuchen. Solange meine beiden Eltern noch leben, bin ich sehr geniert, das ist richtig. Hernach nicht mehr, und es ist mein Plan, nie einen ganz festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichem Reisen ein Mittel zu halten. Wohin Sie sich also wenden möchten, wird es uns also nie so schwierig sein, wieder länger miteinander zu sein. Solange Sie jetzt nicht Jena zu verlassen gedenken, bin ich auch mein Quartier dort auf jeden Fall zu behalten gesonnen.

Die Rechnung von Seidler, die anbei erfolgt, bitte ich Sie zu bezahlen und quittieren zu lassen, auch an Loder 9 Thlr. Sächsisch, die er ausgelegt, in meinem Namen zu schicken und dem Prosektor Hoomburg, wenn er sich bei Ihnen meldet, daß er ein Skelett für mich in meinem Hause abgegeben hat, 2 Thlr. auszuzahlen. Doch würde es nicht undienlich sein, wenn Sie, ohne es ihn merken zu lassen, wollten nachsehen lassen, ob das Skelett auch wirklich hingebracht ist, da dieser Mensch entsetzlich lügt.

Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Wir freuen uns, daß es, nach Ihrem letzten Briefe besser mit Ihrer Gesundheit geht. Wir sind alle recht wohl.

Ich habe wieder so lange geschrieben. Diese meine Ausführlichkeit sticht sehr gegen Körners große Kürze ab. Wenn sie mein Charakter sein sollte, so wünsche ich nur, daß er Ihnen nicht lästig werden mag. Von ganzem Herzen

Ihr H.

Jenisch will eine Ehrenrettung der Horen schreiben und sie Gentzen für seine Monatsschrift geben. Es versteht sich, daß dieser sie nicht nimmt.

33. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 26. Oktober 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr letzter Brief mich interessiert, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?" zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über die Sache ausgekramt. Lassen Sie uns indessen in dieser Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemütsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Litteratur (soweit sie über das Neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das übrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichtsdestoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dies geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir deucht, daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern bloß der Zufall zwischen mich und die Griechen

getreten sein konnte. Ja, ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und soviel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer sein sollen als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studierten. Das mag sein, daß meine Sprache immer künstlicher organisiert sein wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Anteil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht wert, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt: daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Ihre Gedanken über den eigentlichen Zweck bei einer Reise nach Italien habe ich sehr überzeugend gefunden.

Hier wurde ich vorhin unterbrochen, und nun ein paar Worte von Herder. Sie werden im Intelligenzblatt der Litteraturzeitung (aus dem 24sten Oktober) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, seines Aufsatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben sollten, daß Herder jene harten Sachen, die wirkliche Flegeleien sind, verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die Philisterhaftigkeit, mit der sie ausgesprochen sind, mißbilligen. Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen ins Gehege zu kommen, und seine Ausführung hat einen von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Es ist höchst lächerlich, daß der grobe Gesell sich einbildet, er allein könne auf diesem Wasser segeln, und sein Weg sei der einzige. Doch ich will Sie selber urteilen lassen und führe nur noch an, daß der dumme Teufel mein Epigramm, die Ilias betreffend, Herdern zugleich aufrückt und eine Hauptbeschwerde gegen die Herdersche Abhandlung auf jenes Epigramm gründet. Da sich Herder in keinen Streit einlassen will und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich, bloß das Aeußere dieses Angriffs und seine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redakteur der Horen einige Worte darauf replizieren. Ich wünschte sehr, daß Sie dem ungeschliffenen Gesellen auch in Ihrem Namen die Meinung sagten. Sorgen Sie übrigens nicht, daß ich mir dadurch einen Federkrieg auf den Hals laden werde. Ich weiß wohl, daß ich mich in der Grobheit mit einem solchen Herrn nicht messen kann, und werde mich also keiner solchen Waffen bedienen, die ihn in Vorteil setzen. Ich muß schließen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Das nächste Mal ein Mehreres. Goethe grüßt Sie. Haben Sie die zwei Musenalmanache gesehen? Sie sind schlechter, als man sich eine Vorstellung davon machen kann. Der Vossische ist fast der schlechtere. Neunundzwanzig Stücke sind von ihm selbst darin, worunter kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable sind. Adieu! Sch.

---

34. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 30. Oktober 1795.

Ihre letzten Briefe und die Elegie hatten mir soviel Stoff zum Schreiben gegeben, liebster Freund, daß ich es bis heute aussetzen mußte, Ihnen über das 9te Horenstück zu reden, das ich doch mit so großer Begierde erwartet und mit so vielem Vergnügen genossen habe. Sie kennen meine Art, mich ausführlich über jeden Gegenstand zu verbreiten, und Sie müssen mir daher schon verzeihen, wenn ich, sobald mehrere auf einmal da sind, sie teilweise vornehme.

Herder sagt ganz recht, daß mit diesem Stücke eine andere Hore angeht; wie in der früheren die Philosophie, so hat in dieser die Dichtung das Uebergewicht. Es ist bewundernswürdig, wie reich an Gehalt und Mannigfaltigkeit diese Bogen sind, und noch bewundernswürdiger, daß wieder nicht bloß der beste, sondern auch der bei weitem größte Teil von Ihnen herrührt.

Daß das Reich der Schatten nicht würde verstanden werden, ließ sich leicht voraussehen. Ein Fehler ist in dem Gedichte geblieben, der mich umsomehr verdrießt, als ich hätte zu seiner Tilgung beitragen sollen. S. 8 St. 2 soll Priams Sohn doch wohl Laokoon sein? Dieser aber war nicht ein Sohn Priams, sondern (denn die Angaben sind verschieden) entweder des Antenor oder des Akootes oder des Kapys. Die erstere Meinung ist die sicherere. Die Li behauptete gleich, als Sie uns das erste Mal das Stück schickten, dieser Umstand sei falsch. Da aber ein Bekannter, der zufällig zu uns kam und den wir befragten, das Gegenteil versicherte, ich mich darauf verließ, daß Sie nachgeschlagen hätten, und ich selbst kein Buch zum Nachschlagen zur Hand hatte, unterließ ich's Ihnen zu schreiben. Jetzt habe ich den Hederich und finde die Sache gemeldetermaßen. Auf alle Fälle ist's eine Kleinigkeit, vielleicht gibt's auch noch eine vierte Angabe, die mein Hederich nicht hat und der Sie folgten.

Unter den mir schon bekannten kleineren Gedichten habe ich keine beträchtliche Aenderung bemerkt, außer dem Schluß von Natur und Schule und ja auch wohl des verschleierten Bildes. In Natur und Schule hat

mir das Hinzugekommene sehr gefallen. Vorzüglich schön ist der Vers: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!" Die deutsche Treue macht sich sehr gut. Vorzüglich erscheint der Pontifex am Ende auf eine sehr charakteristische Weise. Am meisten aber hat mich der prosaische Aufsatz von den Grenzen des Schönen überrascht. Da Sie mir gar nichts davon geschrieben hatten, hielt ich ihn wirklich, dem Verfasser und dem Inhalte nach, für unbedeutend und las ihn zuletzt. Wie erstaunte ich aber, als ich Sie und eine so schön gelungene Arbeit fand. Wenn ich mich nicht irre, so ist er auch ein Stück Ihres Briefwechsels mit dem Prinzen. Was diesen Aufsatz nach meinem Urteile auszeichnet und ihm wahrscheinlich auch mehr Gunst als den Briefen, mit denen er doch, in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Stoffs und die genievolle Behandlung in jenen, nicht einmal verglichen werden kann, zuwenden wird, ist die große Bestimmtheit und Klarheit, mit der die Untersuchung, besonders im Anfange, fortgeht. Da hier die Materie so viel leichter ist, und Sie mit gedrängter Kürze, ohne alle Abwege, zum Resultat forteilen, so will ich den sehen, dem es auch hier noch schwer wird, am Ende den Inhalt bestimmt aufzählen zu können. Nur wer selbst den philosophischen und schönen Stil so in seiner Gewalt hat, konnte beide so trefflich charakterisieren und jedem seine Grenzen anweisen, was Sie besonders in dem Absatze thun, wo Sie die philosophische, populäre und schöne Schreibart als die Darstellung des Notwendigen, Wirklichen und Möglichen bezeichnen und durch diese Stellung zugleich das ganze Gebiet des Stils systematisch erschöpfen. Gegen das Ende hin erscheint endlich der Stil, der Ihnen nun ganz und allein eigentümlich ist, und ich höre Sie nie so gern, als wenn Sie mit strenger Wegwerfung des gemeinen Begriffs von Schönheit auf das wahrhaft Schöne dringen. Nebenher dient auch dieser Schluß zur Abfertigung unberufener Kritiker, und die, welche es besser meinen und doch mit dem Stil Ihrer Briefe nicht aufs Reine kommen können, mögen nun selbst klar einsehen, worin der Fehler liegt. Wenn ich mich nicht irre, haben Sie die ganze Arbeit oder Umarbeitung mit einer gewissen Rapidität gemacht, die ihr sehr wohlthätig gewesen ist.

Die Herdersche Arbeit habe ich mit vielem Vergnügen

gelesen. Sie ist zierlich und hier und da genialisch geschrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leser vorüberschweben und ist ein sehr guter Horenaufsatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich doch in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur einen Verfasser hat, wie er doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht. Gegen das Einzelne, z. B. gegen die mir gar nicht deutliche Unterscheidung eines Ost- und West-Homers (m. 1.), gegen die Universalität von Gegenständen im Homer, die er wohl zu gewiß annimmt und zu absichtlich macht (m. 2.), das Extemporieren der Rhapsoden, das er sicherlich zu weit ausdehnt (m. 3.) u. s. w. ließe sich vieles erinnern, das aber auch Sie schwerlich interessiert. Was mich am meisten zum Nachdenken gereizt und mir den Aufsatz ordentlich wert gemacht hat, ist das, was er (m. 7.) über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Unstreitig liegt viel Wahrheit darin, und es läßt sich sehr schön aus der Eigentümlichkeit des griechischen Geistes erklären, sowie es auch wieder diese selbst noch deutlicher macht. Schade ist es, daß Herder nur so kurz dabei verweilt. Wie es da steht, kommt es ungefähr darauf hinaus, daß sie keine objektive, sondern mehr eine subjektive Einheit suchten, daß aber ihr Subjekt, ihre Phantasie so harmonisch mit der wirklichen Natur gestimmt war, daß sie dadurch Allgemeinheit und ein Analogon der Notwendigkeit (des Objektiven) hervorbrachten. Bei ihnen war es Einheit des Bildes und der Natur; bei uns der Gedanke. Sie rechneten zum Ganzen, was die Natur gewöhnlich aneinander reiht und die Phantasie auf einmal bequem umfaßt. Wir scheiden ab, was mit dem Hauptbegriff nicht streng zusammenhängt. Auch in den Trauerspielen, die doch mehr Strenge hierin fordern, findet sich dies. Auf den Tod des Ajax läßt auch Sophokles noch das Begräbnis folgen. Ueber den Hesiodus muß der unkundige Leser sehr irre werden. Herder spricht manchmal und meistenteils von ihm als einem früheren Dichter, dessen Manier Homer veredelt hat. Dennoch merkt er selbst an, daß er

später war. Wenn dies letztere von allen Stücken Hesiods wahr ist, so lag der Unterschied in dem Vaterlande beider Dichter. Das neblichte, noch wenig kultivierte Böotien mußte andere Früchte tragen als das lichte Jonien. Von Hesiodischen Rhapsoden und Schulen zu reden, ist auch sehr gewagt, da die Geschichte dies nicht einmal vermuten läßt. Daß Herder Wolfs nur so gedenkt, daß niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herderschen Ideen doch nur Vermutungen und weiter nichts sein. Durch Wolfs Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit.

Goethes Hymnus ist stellenweis sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voßschen so ganz abgehende Manier zu sehen. Im ganzen aber hat es mir doch geschienen, als wenn der Gang der Sprache nicht rasch genug wäre und dadurch manches matt würde. Auch wünschte ich im Versbau mehr Sorgfalt.

Meyers Künstler sind außerordentlich gut und artig geschrieben. Wenn Tizian, Raphael und Correggio ebenso folgen, als hier ihre Meister stehen, so wird es noch, da hier nun der Stoff noch mehr gibt, sehr interessant werden.

Schwarzburg ist unstreitig das Beste, was ich je von der Mereau gelesen. Es hat sehr poetische Stellen, nur kommt es mir im ganzen zu lang und gegen das Ende matt vor.

Vom Almanach habe ich jetzt den Bogen K, der schon den Anfang der Epigramme enthält, revidiert und nun auch das Register gemacht. Ich lege eine Abschrift desselben zur allenfallsigen Revision bei. Wenn Sie mir mit umgehender Post schreiben, so kommt Ihre Antwort ohne Zweifel noch, ehe es abgedruckt ist, an. Ich würde Ihre Antwort auf alle Fälle abgewartet und es Unger nicht eher übergeben haben, wenn ich es nicht für überflüssig hielte, den Druck noch jetzt am Ende dieser Kleinigkeit wegen aufzuhalten. Ich habe einen Göttingischen Almanach vor Augen gehabt und mich ganz nach diesem gerichtet. Die Wahl der Schrift im einzelnen, außer daß es kursiv wird, werde ich Unger überlassen, aber empfehlen, daß es nicht zu eng gedruckt wird. Je mehr ich den Almanach jetzt lese, je mehr überzeuge ich mich von seinem Werte. Auch einige Stücke, über die ich Ihnen sehr kalt schrieb, gefallen mir jetzt mehr. So

bin ich gegen Herders Parthenope in der That nicht gerecht genug gewesen. Michaelis' Ankündigung des Almanachs in der hiesigen Zeitung, woraus Sie die Preise ersehen werden, lege ich bei.

Kants ewigen Frieden habe ich nun gelesen. Für die Horen wäre er doch nur insofern gewesen, als es eine Arbeit von Kant ist. Im ganzen kann ich die Schrift nicht sehr wichtig nennen. Es ist mir keine einzige Idee aufgestoßen, selbst den Grundsatz der Politik a priori nicht ausgenommen, welche nicht schon durch seine früheren Schriften gegeben wäre. Aber sehr lieb ist mir diese kleine Schrift doch wegen des treuen und interessanten Bildes, das sie von der Individualität ihres Verfassers gibt. Stellenweis ist sie auch, dünkt mich, sehr genialisch und mit vieler Phantasie und Wärme geschrieben. Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmack nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen.

Das neunte Horenstück habe ich allerdings später, als ich sollte, bekommen. Auch ich schreibe gewöhnlich unsere Briefe auf, schreibe gewiß regelmäßig alle acht Tage und bitte Sie herzlich, auch so fortzufahren. Ich werde künftig immer, wie heute, über jeden Brief schreiben, welchen der Ihrigen ich zuletzt empfangen habe.

Schlegel hat eine eigene Keuschheit, die sich wieder auch in seinem Urteil über die Elegien offenbart. Sie ist ihm wirklich angeboren und mag durch den Ekel, den das Bürgersche Gegenteil erregte, noch vermehrt worden sein. Sein Aufenthalt in Braunschweig ist ja eine sehr günstige Begebenheit für die Horen und Ihre Wintermuße. Wäre nicht dort auch jetzt Madame Böhmer, so glaube ich würde es keine Mühe kosten, ihn nach Jena zu bringen. Wenigstens weiß ich ihn sonst [in] keiner Verbindung in Braunschweig. Schreiben Sie mir doch seine Adresse dort. Von seines Bruders Diotima wollte ich Ihnen schon schreiben. Ich habe zwar nur den Anfang gelesen. Allein dieser hat mir sehr gut gefallen. Ich sage Ihnen nächstens mehr davon.

Da Sie noch einmal der Abtretung meines Quartiers an Goethe erwähnen, so warte ich nun keine weitere Antwort von Ihnen ab, sondern lege einen Brief an Hellfeld gleich bei. In diesem Briefe habe ich, ohne weiter anzufragen, ihm bloß die Sache gemeldet und ihm, Goethe auf Verlangen die Schlüssel einzuhändigen, aufgetragen. Wahr-

scheinlich wird er aber doch antworten und dann den Brief Ihnen schicken. Alsdann bitte ich Sie, ihn nur geradehin zu erbrechen und mir offen zu schicken. Es ist wohl nicht zu denken, daß Hellfeld Umstände machen sollte. In meinem Kontrakt ist nur „eine Aftermiete" verboten, aber eine solche ist eine unentgeltliche Ueberlassung dieser Art ja nicht zu nennen, die überdies nur auf einige Zeit geschieht. Sollte Goethe davon Gebrauch machen wollen, ehe Hellfeld antwortet, so wird es am besten sein, wenn Sie zu Hellfeld schicken und bloß melden lassen, daß Goethe kommen würde. Sie werden alsdann sehen, was er thut. Sollten Sie aber meinen, daß Sie, ehe man einen Schritt thäte, erst mit Goethe reden möchten, so können Sie auch meinen Brief an Hellfeld, in dem bloß dies steht, solange Sie wollen, zurückbehalten und alles nach Ihrem Gefallen arrangieren. Daß Goethe sich aller Stuben und der Küche bedienen könne, versteht sich von selbst. Nur wünschte ich, daß er nicht den Holzstall, der unten im Hause ist, brauchen möchte. Es ist oben noch Platz genug für 4—5 Klafter, und da ich unten noch Holz habe, so würde dies Konfusion geben. Sobald Sie den Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja.

Urteile über die Horen kann ich für jetzt Ihnen gar nicht schicken. Ich bin in 6 Wochen etwa einmal nur in Berlin gewesen und sehe auch hier nur äußerst selten einen Litteratus oder ähnliche Person, außer eben Gentz.

Der arme Gros hat mir geschrieben. Er ist in einer sehr fatalen Lage. Hardenberg benimmt sich mit einer unglaublichen Unschlüssigkeit in seiner Angelegenheit. Als ich herkam, traf ich Hardenberg noch hier. Ich sprach auf das dringendste mit ihm von Gros. Er versprach, was er immer versprochen, wollte auch an Gros selbst gleich schreiben. Jetzt hat er seit dieser Zeit keine Zeile von sich sehen lassen, obgleich Gros ihm mehrmale sehr dringend geschrieben hat. Ich kann es Gros nicht verdenken, daß er jetzt die ganze Sache so gut als aufgibt, und Sie werden aus seinem Briefe, den ich beilege, ersehen, daß er auf eine außerordentliche juristische Professorstelle in Jena Plane macht. Ich sollte nicht denken, daß es schwer werden würde, diese durchzusetzen, sobald sich Goethe für die Sache interessierte; und Ihnen würde doch Gros zum Umgang angenehm sein. Denken Sie darüber nach und schreiben Sie mir recht bald

Ihre Meinung. Ich will ihm indes sagen, daß ich seinen Plan Ihnen mitgeteilt. Glauben Sie, daß die Sache gehen kann, so wünsche ich auch von Ihnen zu hören, ob ich Goethe besonders deswegen schreiben soll, oder ob Sie alles übernehmen wollen. Vielleicht wäre auch Hufeland, wegen Voigt, ins Spiel zu ziehen. Fürs erste aber wird es nötig sein, die ganze Sache ganz in der Stille zu betreiben.

Ich wüßte für heute nichts mehr, liebster Freund. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Lolo recht herzlich von uns. Ihr

Humboldt.

Was ist denn das für ein Magazin der Psychologie, das bei Gablern angekündigt ist, und wer ist der Herausgeber, etwa Fichte?

Der Brief, den Sie mir neulich schickten, war aus Bern von Prof. Ith. Er empfiehlt mir einen Studenten Namens Hr. v. Stek. Da ich die Wohnung desselben nicht weiß, so haben Sie wohl die Güte, inliegenden Brief an ihn durch den Pedellen gelegentlich bestellen zu lassen.

---

35. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 6. November 1795.

Was Sie mir, lieber Freund, in Ihrem letzten Briefe über den Unterschied der griechischen und modernen Dichter sagen, hat mir einen reichen Stoff zum Nachdenken gegeben, und ich habe es unendlich wahr gefunden. Mein eigenes Gefühl hat immer den von Ihnen angegebenen Unterschied zwischen den Griechen auf der einen und den Römern nebst allen Modernen auf der anderen Seite gemacht, und insofern finden mich Ihre Ideen sehr vorbereitet. Ich hätte noch sehr vieles über dieselben zu sagen, aber ich verspare es mit Fleiß, bis ich Ihren Aufsatz gelesen habe. Heute nur noch ein paar Worte über diese Materie, um Ihnen den Gesichtspunkt deutlicher zu machen, aus dem ich, unabhängig von fremden Ideen, die Sache ansah und von dem ich in meinem Briefe über Ihre Dichterbestimmung neulich ausging.

Sie scheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der griechischen Eigentümlichkeit nicht ganz richtig verstanden

zu haben. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen sehr weit entfernt und diese Entfernung für einen Mangel an echtem Dichtergeist halte, und keines von beiden ist meine Meinung. Die Gründe, die Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes zu dem griechischen, und ich denke, wir haben auch schon sonst miteinander davon gesprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntnis auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der echte Dichtergeist. Diese ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandteil des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen G e i s t nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht notwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß N a t u r zu sein. Diesen Charakter, sagen Sie, teilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, nur ist diese Eigentümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der m o d e r n s t e, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neuern eigentümlichen Gebiete hinauszugehen. — Dies deutlicher zu machen, müssen Sie mir erlauben, mich von Ihren Ausdrücken jetzt zu entfernen.

In allen griechischen Gedichten, ohne Unterschied der Gattung und der Zeit, herrscht e i n Geist. Die Abweichungen davon sind nicht bedeutend, und wir rechnen sie nicht mit, wenn wir nicht in historischer, sondern in kritischer und ästhetischer Hinsicht vom griechischen Charakter reden. Diesen glaube ich vollkommen erschöpfend ausdrücken zu können, wenn ich sage: alle griechischen Dichterprodukte tragen, unbeschadet dessen, daß sie echte Früchte des Genies sind, das

Gepräge und den Charakter der Empfänglichkeit an sich, wenn Sie mir erlauben, mich auf eine noch so dunkle, nur Ihnen verständliche Weise auszudrücken. Bei jeder Produktion des Genies muß die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es ist sonst keine Bearbeitung des Stoffes möglich, und daher leite ich es ab, daß der eigentliche weibliche Charakter, so sehr er auch vorzugsweise Genialität besitzt, doch schlechterdings, seiner Natur nach, das echte produktive Genie ausschließt. Dies notwendige Uebergewicht der Selbstthätigkeit ist daher auch in den Griechen in einem sehr hohen Grade sichtbar. Allein außer diesem Uebergewicht lassen sich mannigfaltige Modifikationen des Verhältnisses der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit denken, und auf diese, glaube ich, müssen die wesentlichsten Verschiedenheiten des Dichter- und des Künstlergenies zurückgeführt werden, wenn man erschöpfend verfahren will.

Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daß sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf sie offen waren, daß alles, was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daß sie es aber nicht bloß zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daß sie die eigentümliche Gestalt desselben nur sehr wenig veränderten. Ueberhaupt hatte die Einwirkung der Natur um sie her sie gänzlich gebildet, ihre Phantasie, ihr Geist, ihre Empfindung verriet diesen Einfluß, ihr ganzes Innere war ein treuer Spiegel der Natur, und wie diese daher auf sie einwirkte, so wirkte ihre Selbstthätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und große Natur denken, die sie umgab, entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter die ersten lassen Sie mich jetzt, mit Uebergehung der allgemeinen, hier der Klarheit, der Ruhe und des würdigen Anstandes gedenken, die in allem echt Griechischen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finstre, Melancholische, Wilde, Verworrene daraus, und aus der Ruhe entspringt der Mangel alles eigentlich Schwermütigen, die Festigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichsten Schläge des Schicksals und die milde Heiterkeit, die ihren epischen und lyrischen Stücken so eigen und selbst den tragischen nicht fremd ist. Den Anstand endlich gleichsam die Nemesis, halte ich für das am meisten Charakteristische, und auf alle diese Eigenschaften zugleich

wird sich der kurrente Begriff griechischer Größe, Einfalt und Würde zurückführen lassen. Diese Eigenschaften nun erkläre ich nicht gerade aus eben diesen Eigenschaften in der Natur, da diese vielmehr jede Gestalt annimmt, welche ihr die Empfindung gibt; aber sie erklären sich, dünkt mich, von selbst aus einer Geistesstimmung, in welcher das Anschauungsvermögen und die produktive Einbildungskraft herrschen, aber gegenseitig dergestalt aufeinander einwirken, daß das erstere den Stoff schon, indem es ihn aufnimmt, für die letztere vorbereitet, diese ihn aber nicht willkürlich, sondern auf eine dem erstern angemessene Weise bearbeitet, in welcher daher Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten, und wenn auch die letztere die Oberhand behält, doch immer die erstere mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Weil aber diese Wahrheit doch nur eine sinnliche und äußere ist, und weil die Form des Geistes selbst weit mehr durch äußere Einwirkung von selbst gebildet, als durch innere Thätigkeit ausgearbeitet ist, so entsteht daher unleugbar eine gewisse Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein wesentlicher Mangel der Griechen. Sie haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten (Euripides) auch Scharfsinn und Feinheit des Raisonnements, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet; sie haben starke und erhabene, und sanfte und zarte Empfindungen, aber nicht die fein und mannigfaltig ausgebildete, die von Selbstbeschäftigung zeugt, sie haben fest gezeichnete und trefflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher thun sie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, indem bei den Griechen sich ebenso wie in der Natur alles augenblicklich gruppiert. Ueberhaupt ist die griechische Poesie in einem noch ganz anderen Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen, sinnlich. Jedes poetische Stück muß *eine* Empfindung, *ein* Bild geben. Daher sind die noch übrigen griechischen Romane, möchten sie auch ebenso vortrefflich sein, als sie mittelmäßig sind, mit ihrer poetischen Prose in hohem Grade ungriechisch. So viel von den Alten. Nach Ihrem Briefe zu urteilen, müssen unsere Ideen sehr übereinstimmend sein. Einen wesentlichen Dienst erzeigten Sie mir aber, wenn Sie auch das Einzelne prüften. Ich setze in dieser Hinsicht nur noch hinzu, daß ich als Quellen und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im streng-

sten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar anerkenne. Alle übrigen (Hauptdichter versteht sich) zeigen ihn minder einfach und rein.

Ich füge von den Neuern nur noch zwei Worte hinzu. — In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die innere nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit untereinander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letztern ist Goethe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigentümlichkeit ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und notwendiger als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das direkte Gegenteil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produkten, nächst den griechischen, am meisten die Notwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form notwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnotwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihren Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden.

So viel über diesen Gegenstand bis zu Ihrem Aufsatze. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich seit jenem Briefe an Sie mich mit der Idee herumtrage, in einem nicht sehr

großen Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Da ich jetzt fast sämtliche griechische Dichter mehr als einmal und mit großer Sorgfalt gelesen, so wurde ich dadurch auf diese Idee geführt. Auch trüge ich gern zu Ihrer Wintermuße bei. Aber auch dieser Entwurf wird wohl, wie so viele andere, durch Unentschlossenheit und Mutlosigkeit scheitern und mir nur das unangenehme Gefühl verlorner Stunden zurücklassen. Der Vorfall mit Wolf ist mir äußerst unangenehm. Als ich Ihnen mein Urteil über Herders Aufsatz schrieb, hatte ich in sechs Wochen nichts von Wolf gehört, ihm aber doch nicht, wenn ich mich recht besinne, über diesen Aufsatz geschrieben. Ich wußte also von nichts, und es freut mich, daß Sie ein Urteil von mir haben, das von dieser Seite ganz unparteiisch ist. Wolfs Angriff ist mir unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, hatte, desto geringer war die Gefahr. Und nun die Erbitterung, die Grobheit, die Geschmacklosigkeit in den Wendungen. Schlimm ist es nur, daß auch Herder so viel Blößen gegeben hat. Denn ich kann nicht anders als Wolfs Meinung in folgenden Punkten beitreten: 1) Herder hat sich einige schlimme Unwissenheiten und oft solche Urteile, die mit ziemlicher Gewißheit Unkenntnis verraten, zu schulden kommen lassen. 2) Er hat bei dem ganzen Gegenstand zu viel dem bloßen Gefühl eingeräumt, ist durchaus zu unbestimmt gewesen und hat keinen festen, ernsten Gang genommen. Dagegen halte ich es für unverzeihlich, daß Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit übersehen, daß er den umfassenden Blick, den Herder auf die gesamte griechische Kunst wirft, sogar wegen eines unbedeutenden Umstands (die Fackelbeleuchtung) lächerlich machen, den leichten und schönen Sinn Ihrer Ilias nicht fassen und diese Ilias mit jenem Aufsatze vermengen konnte. Jeder dieser Fehler, einzeln genommen, ist zehnmal ärger, als auch die gröbste Unwissenheit sein würde. Des unverzeihlichen Tons erwähnte ich schon erst. Allein alles ist sehr natürlich. Herder und Wolf sind ganz inkompatible Naturen, und keiner von beiden kann die guten Seiten des andern gehörig schätzen; dazu kommt, daß Herders Ton dem, der keinen Sinn für seine Eigentümlichkeit hat, bloß anmaßend scheinen muß, daß Wolf in diesen Ideen und dem Gedanken, ihr Er-

finder zu sein, lebt und webt, und daß er endlich gegen Herder eine persönliche Abneigung hat. Sie sehen, wie sehr ich Wolfs Betragen mißbillige. Uebelnehmen kann ich es eigentlich nicht. Es ist gerade so, wie es seiner Natur nach sein muß, ich hätte es, wenn er sich einmal öffentlich erklären wollte, kein Haar anders erwartet, und unser ganzer Umgang, der sehr freundschaftlich ist, hat immer insofern bestanden, daß wir über gewisse Dinge (die hierin einschlagen) uns nicht geäußert haben. Seine wirklich große und gründliche Gelehrsamkeit, ein nicht gemeiner Scharfsinn, ein in der That zwar derber, aber gerader und braver Charakter und endlich eine sehr große Anhänglichkeit an mich sind das Band, das mich an ihn knüpft. Alles dies hindert mich aber gar nicht, Ihrem Wunsch gemäß, ihm meine Meinung über sein Betragen zu sagen. Nur mag ich es nicht so vom Zaun brechen, wie ich jetzt, da ich ihm eben erst geschrieben, thun müßte, sondern will eine Veranlassung abwarten. Auf Ihre Erklärung bin ich begierig. Ich gestehe Ihnen aber völlig offenherzig, daß ich dieselbe, da die Horen gar nicht angegriffen sind, nicht für notwendig halte. — Ich hoffe, Sie sind mit meiner Ansicht dieser Sache zufrieden, wenigstens werden Sie meine Art, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und ihre Vorzüge zu lieben — und zu benutzen, ihre Schwächen aber gern zu übersehen, darin finden. Da diese Art einen aber nie hindern darf, völlig wahr zu sein, so können Sie darauf rechnen, daß Wolf meine gänzliche Mißbilligung seiner Ungerechtigkeit und seiner Unart sehr nachdrücklich erfahren soll.

Ich lege wieder zwei Bogen des Almanachs J, K bei. Es kommen jetzt noch zwei, L, M, den ich schon revidiert und der gerade durch das Register voll wird. Dies nimmt vier Seiten ein, ob es gleich noch enger gedruckt ist, als ich bestellt hatte, da ich ausdrücklich einen etwas weitern Druck empfohlen hatte. Im Bogen J 189 Z. 10 ist statt himmlischen Thau, himmlischen Than, und Z. 11 Heersch(gebiete) für Herrsch- gedruckt. Es ärgert mich um so mehr, als es gerade in der Würde der Frauen ist. Ich müßte mich aber sehr irren, oder der Setzer hat den Fehler nach meiner Revision gemacht. Wo nicht, so müssen Sie meiner Ungeübtheit im Korrigieren diese, sowie die paar andern Fehler, die sich in die wenigen Bogen eingeschlichen, zugute halten. Hätte Meyer mir nicht den Tilly so sehr empfohlen, so hätte ich

es nicht so weit kommen lassen, daß ich selbst korrigieren mußte, da ich weiß, wie viel Uebung zu diesem Geschäft, so klein es an sich ist, gehört. Ich muß Sie, lieber Freund, im ganzen Ernst recht sehr wegen dieses Almanachsgeschäfts um gütige Nachsicht bitten.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Lieber? Mit unserer nicht sonderlich. Sonst lebe ich ganz so vergnügt, als es in völliger Einsamkeit möglich ist. Ich habe den allergrößten Teil des Tages für mich und arbeite ununterbrochen. Das Griechische jetzt noch immer der Aristophanes, und einige naturhistorische Beschäftigungen teilen meine Zeit, außer was Lektüre, Briefschreiben und eignes Nachdenken wegnimmt. Ich beschäftige mich unzähligemal in Gedanken mit Ihnen und sehne mich unglaublich, Sie einmal wieder zu sehen. Adieu; viele Grüße an Lolo von uns beiden. Den Brief von Jenisch als ein Kuriosum. Ihr

H.

---

36. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 9. November 1795.

Ich kam vorigen Posttag nicht dazu, Ihnen, liebster Freund, zu schreiben und das Inhaltsverzeichnis des Almanachs zurückzusenden. Mit dem letztern würde es heute doch zu spät sein, auch habe ich nichts dabei zu erinnern, als daß sowohl hier, als vorn im Text Elwieens Schwanenlied statt Elwinens steht. Die Sache selbst ist aber zu unbedeutend, als daß dieser Schreibfehler auffallen könnte.

Goethe ist seit dem 5. hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von abend um 5 Uhr bis nachts 12 auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. Ueber Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als

Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Teile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Idealmenschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt und von den besonderen Bedürfnissen der Einzelnen abstrahiert wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit unseren ästhetischen Begriffen zusammenstimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst, als schöner Kunst, objektiv ganz füglich so angeben, daß sie in jedem besonderen Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjektiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sei, können Sie leicht denken. Da er die letztere gerne vor seiner italienischen Reise (die er im August 1796 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm geraten, sie in einzelnen Aufsätzen in seiner darstellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Litteratur und Kunst gesprochen und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind und auch mein Individuum kennen, so kann mir niemand so gut raten, als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen;

dies besteht mehr in Kenntnis von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigentümliche bei dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren würde ich den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen und dabei ausharren. Neben meinem Schauspiel ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. An dieses (das Schauspiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive und nun der Pendant zu demselben über die sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte. Auch gehe ich nicht eher daran, bis erstlich noch einige kleine Aufsätze von mir wenigstens skizziert sind, um nötigenfalls etwas für die Horen vorrätig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für sechs Monate wahrscheinliche Hoffnung habe. Zweiundvierzig Bogen auszufüllen, ist keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern ist jetzt fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas Beträchtliches zu erwarten ist. Neben ihm sind Knebels Properzische Elegien und Herders etwanige Beiträge Ressourcen für mich; aber diese drei, wenn sie auch alle einschlagen, fournieren doch nur etwa die Hälfte dessen, was erfordert wird. Goethe, Körner, Sie, ich selbst, Engel u. s. w. sind teils problematisch, teils wenn sie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philosophischen und (theoretisch) ästhetischen Aufsätzen hilft mir nichts, da dieses Fach schon mehr als billig besetzt ist.

Ueber den Eindruck des zehnten Stücks habe ich derzeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgestern wieder sprach, erwähnt des Engelschen Aufsatzes mit Lob, aber des übrigen wurde gar nicht erwähnt. Es scheint, auch die Elegie ist diesen Herren zu hoch, da sie doch auch nicht zu platt für sie sein kann. Woltmann habe ich seitdem nicht gesprochen, und Schreyvogel sehe ich schon lange nicht mehr.

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen Fichtens wegen ans Herz greifen wird. Von diesem höre ich nichts, da ich

kaum jemand sehe, der mit ihm umgeht. Doch ruhen jetzt die studentischen Händel, und er scheint sich auf sein rechtmäßiges Geschäft einzuschränken. Ilgen hat mich seit einiger Zeit wieder etlichemal heimgesucht und mir vorgejammert, daß sich nur sechs Zuhörer zu seinem Homer gemeldet. Er hat mir mit einem Aufsatz über den Homer und die Rhapsoden für die Horen gedroht. Ich wünschte seinetwegen, daß man ihn brauchen könnte, und habe ihn deshalb nicht geradezu abgewiesen.

Ihren Brief an Hellfeld habe ich noch nicht abgegeben. Goethe will sich erst noch besinnen, denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu besorgen weiß, und trennt sich deswegen nicht gern von dem Schloß, wo ihn Trapizius, der Schloßvoigt, bedient. Die Ilgen, die er neulich sah, gefiel ihm sehr wohl, wie es schien, und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Lust zu Ihrem Logis hatte. Wie er aber hörte, daß sie in Ihren Namen und Ihre Tugend verliebt sei, so wurde vom Logis nicht mehr gesprochen.

Meyer hat unterdessen einmal von München aus geschrieben. In Nürnberg fand er viele interessante Dokumente für deutsche Kunst, und er will sich bei seiner Rückkehr länger dort verweilen. In München hat er einzelne gute Stücke, besonders von Giulio Romano gefunden. Es geht die Rede, der Kurfürst von Mainz leide sehr am Schwindel. Sie haben wahrscheinlich schon gehört, daß die Emigrierten größtenteils Erfurt haben räumen müssen und vom Herzog von Weimar in die Landstädtchen zum Teil sind aufgenommen worden, worüber man sehr böse ist.

Adieu, lieber Freund. Goethe grüßt freundlich. Der Li sagen Sie unsern herzlichen Gruß. Ihr

Sch.

---

37. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 15. November 1795.

So leid es mir thut, liebster Freund, so werde ich Ihnen heute doch nur sehr wenige Zeilen senden können. Mein neulicher Fluß im Backen hat sich in das linke Auge gezogen und es so entzündet, daß mir alles Lesen und noch mehr das Schreiben untersagt ist. Ich kann mir nichts

Unangenehmeres beim Eingang in den Winter denken, als eine Augenkrankheit, und bin daher diesmal folgsamer gegen den Arzt, als es sonst meine Art ist.

Für das Horenstück meinen herzlichen Dank. Ich habe bis jetzt bloß die Elegie, aber diese von neuem mehreremal gelesen. Sie enthält einen Schatz von Poesie, und auch für die schlechtesten Urteiler habe ich bei ihr mehr Hoffnung. So etwas, dächte ich, könnte niemand verkennen.

Dem Reich der Schatten war sein Urteil vorherzusagen. Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leser nur für äußerst wenige gemacht sein; auch kann es nur entzücken, oder gänzlich mißfallen. Mit der Elegie ist dies anders. Sie muß auch dem noch gefallen, der in ihren eigentlichen Sinn nur wenig eindringt. Ich hätte gewünscht, Sie hätten in dem Druck der Elegie Abschnitte machen lassen; es würde die anfangs nicht leichte Uebersicht des Ganzen erleichtert haben. Auch in Berlin wird, wie mir Gentz, der einzige, den ich seit lange sprach, sagte, das Reich der Schatten auf den Zustand nach dem Tode gedeutet. Sensation macht, so viel ich bis jetzt hörte, auch das 9. Stück nicht. Erhards Urteil ist unbegreiflich und zeigt wenigstens, daß er im Felde der trockensten Philosophie bleiben sollte. Soviel ich mich erinnere, hat er Ihren ästhetischen Briefen immer seinen Beifall bezeugt. Aber gewiß kann er nur die Materie gemeint haben. Die Form muß dem, der Fichte mit Raphael vergleichen kann, widerstehen.

Jenisch hat seine Ehrenrettung unter dem Titel: Ueber Schillers Genie und seine ästhetischen Briefe insbesondere, endlich geschrieben und Gentz zum Einrücken gegeben. Gentz hat gesagt, daß er, in Rücksicht auf Sie, erst mich fragen und es auf mich ankommen lassen müsse. Ich habe in einem Jenisch zeigbaren Zettel geantwortet: daß Ihnen jede Art von Verteidigung nicht anders als lästig sein könne, daß Sie sie gar mit eben der Gleichgültigkeit ansehen würden, als die Anklagen, aber daß ich es indiskret fände, wenn Gentz als Mitarbeiter der Horen und Ihr Korrespondent so etwas abdrucken wollte. Hätte mich mein Auge nicht gehindert, den Aufsatz ordentlich zu lesen und mich einzulassen, so hätte ich geradezu erklärt, wie schlecht er ist. Es ist nämlich das gewöhnliche Zeug, daß Sie alles aus Ihrem Innern schöpfen, daß Sie ein spekulativer Dichter sind, in einer Vergleichung mit Shakespeare auseinandergesetzt. Sehr

plaisant war eine Stelle, wo Shakespeare und Sie ordentlich in figura aufgestellt werden. Shakespeare sitzt, rollt die Augen bald gen Himmel, bald zur Erde; Sie aber haben das Haupt gesenkt, heften den Blick an den Boden u. s. f. Nach diesem Prolog kommt es dann zu den Briefen. Von diesen werden aus der ersten Lieferung immer kleine Stücke abgeschrieben und bewundert, auch kommentiert, auch verballhornisiert. Endlich eine Litanei gegen noch zu viele Terminologie. Gentz läßt den Aufsatz natürlich nicht drucken. Aber ob er nicht in das Archiv kommt, dafür stehe ich nicht. Einzeln mögen noch prächtige Stellen sein. Ich habe bloß geblättert.

Sie werden sich wundern, wenn Sie in Gentz' Monatsschrift im November eine Pindarische Ode von mir von 500 Versen finden werden; glaubte ich noch daran, daß ich den Pindar ganz übersetzen würde, so hätte ich sie nicht drucken lassen, da ich mit dieser, noch in Auleben gemachten Ode (Sie haben sie einmal gesehen) nicht ganz zufrieden bin. Allein ich bin so vom Uebersetzen abgekommen, daß ich deswegen eher einwilligte. Selbst für einen Uebersetzer habe ich doch zu wenig natürliche Dichteranlage. Für die Horen, wußte ich, konnten Sie dieses Stück nicht brauchen. Fällt es Ihnen aber einmal in die Hände, so sehen Sie es doch an. Ich habe vieles geändert.

Vom Musenalmanach und Michaelis hörte ich in unendlicher Zeit nichts. Haben Sie Michaelis gesprochen, und ist Niethammer bezahlt?

Daß die Antwort an Wolf unterbleibt, ist mir lieb. Da er mir gleich nach meinem letzten Brief an Sie schrieb, habe ich unmittelbar geantwortet und ihm — wie die Li mir bezeugen kann — nachdrücklich meine Meinung gesagt.

Mein Auge thränt so, liebster Freund, daß ich nicht weiter schreiben kann. Leben Sie herzlich wohl. Wieviel gäbe ich, um bei Ihnen zu sein. Leider aber ist unsere Anwesenheit jetzt nötiger als je. Meine Mutter leidet sehr viel, und es ist nicht einmal eine nahe Aussicht zu einem baldigen Ende, geschweige denn zur Besserung. Tausendmal Adieu.

Humboldt.

Gentz hat im Oktober seiner Monatsschrift einen äußerst braven politischen Aufsatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.

38. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 20. November 1795.

Ich bin wieder hergestellt, liebster Freund, und nachdem ich ein paar Tage in Berlin zugebracht habe, wieder in meiner gewöhnlichen Einsamkeit und Ruhe. Das zehnte Horenstück ist, seit mein Auge besser ist, meine erste Lektüre gewesen und hat mich sehr ergötzt. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts streiten darf, ist das Märchen, meinem Urteil nach, das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.

Herders Homer und Ossian ist sehr schön und übertrifft, dünkt mich, den ersten Aufsatz im neunten Stück. Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des kaledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diktion ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjektiven Züge, die einem Herderschen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen.

Auch Engels Aufsatz hat mir gefallen. Er ist freilich etwas altmodisch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu schildern, die, wie der des alten Stark, so wenig Interessantes in sich haben, so ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umstände auf gute, aber höchst mittelmäßige Anlagen gebildet sind, kann, so viel ich absehe, keinen großen Gewinn bringen. Versöhnt man sich indes einmal mit der Gattung, so ist das Stück recht gut und zeigt kein kleines Talent zu unserer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung solcher Art von Charakteren und ein leichter ungezwungener Dialog die Haupterfordernisse ausmachen.

Auch glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich das Ganze als einen schon längst für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Lustspiele ansehe, dem Engel jetzt diese Bestimmung gegeben hat. Gegen den Alten ist, glaube ich, nicht viel zu sagen. Nach ihm macht, dünkt mich, die Tochter die am besten gezeichnete Figur. Der Sohn sollte wohl anders gewandt und besser gehalten sein. Der Doktor ist mir bei weitem zu langweilig und die Mutter zu unbedeutend. Da ich Engel so genau persönlich kenne, so ist es mir merkwürdig gewesen, in dieser Schilderung den Kreis und die Welt wiederzufinden, worin seine Phantasie sich herumzudrehen pflegte.

Die beiden kleinen Epigrammen füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukotheas Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere.

Ungeachtet meines Aufenthaltes in Berlin habe ich doch, da ich sehr viel auf der Bibliothek war, von Urteilen über die Horen nichts Besonderes gehört. An der Elegie hörte ich jemand tadeln, daß dies elegische Silbenmaß für so lange Stücke zu eintönig sei. Der Aufsatz im neunten Stück über die Grenzen des Schönen scheint Glück zu machen. Herz sagte mir, es sei der erste in den Horen gewesen, den er mit recht großem Vergnügen gelesen und ganz verstanden habe. Er setzte hinzu, er habe in ihm die Art zu philosophieren wiedergefunden, an die man sonst durch Lessing, Mendelssohn u. s. f. gewöhnt gewesen sei. Sie haben mir noch nie ein Wort über diesen Aufsatz gesagt. Haben Sie doch die Güte, mir auch einmal historisch zu bestätigen, daß er von Ihnen ist. Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin erscheinenden Blatte: die Camera obscura in Berlin bei. Die Rezension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen, sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit alles, was man je gesehen hat. Indes sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug. Nicht Madame Mereau allein schreibt Ihre Belagerung Woltmann zu. Hier stritt sich neulich jemand auf das Hartnäckigste darüber und setzte hinzu, Sie könnten jetzt etwas so Leichtes und Verständliches nicht mehr machen.

Das Dezemberstück wird doch amüsieren. Daß in den Horen auf keinen Angriff auch nicht am Ende des Jahres

geantwortet werde, darin bin ich schlechterdings Körners Meinung. Selbst außer den Horen sehe ich für jetzt wenigstens keine Veranlassung.

Michaelis, den ich bei seiner Zurückkunft gesprochen, verheißt Ihnen und mir schon mit dem Ende künftiger Woche fertig gebundene Almanachsexemplare. Ich bin ordentlich ungeduldig darauf. Das Titelkupfer soll, wie mir Unger sagt, recht sehr gut geraten sein. Der Druck der Musik ist wie im Meister, also ziemlich schlecht. Reichardt, der jetzt wieder in Giebichenstein lebt und durch sein Journal, das seit dem in der Litt.-Ztg. erhaltenen Lobe auf einmal außerordentlich gut gehen soll, wieder in recht leidlichen Umständen zu sein scheint, sah ich neulich bei Herz. Er spielte und sang uns die Meeresstille und die Würde der Frauen vor. Die Musik von beiden kann ich Ihnen nach dem Urteil der Li höchlichst empfehlen. Elwieens habe ich mit Fleiß geschrieben, ob mir gleich Elwine wohl einfiel. Aber das Manuskript war ganz deutlich für das erstere, und bei den sonderbaren Namen, die man von Kosegarten gewohnt ist, mochte ich nicht ändern. In den Elegien ist alles die Zensur passiert, auch das mit den

Rauch des Tobacks, Wanzen, Knoblauch und †

Das letztere ärgert mich beinah. Mich wundert, daß Sie es nicht schon gestrichen. Es ist doch unartig, und poetischer Verlust war nicht dabei. Was soll ich, Lieber, mit den 55 Frd'or? Sie sind jetzt ausbezahlt worden.

Wie gern hätte ich mit Ihnen Ihren Geburtstag gefeiert! Immer mehr und mehr fühle ich, liebster Schiller, wieviel ich getrennt von Ihnen entbehre, und was ich auch beginnen mag, so gibt es mir keinen Ersatz. Ich lasse zwar auch hier meine Tage in einer fortdauernden Beschäftigung fortfließen, aber es fehlt ihr, möchte ich sagen, an Leben und Kraft. Das Ende Ihrer Ideale, obgleich ich es in ganz anderem Sinn aussprechen muß, als Sie es können, ist mir unglaublich oft gegenwärtig. Meine Hoffnung eilt dem Sommer entgegen, wo ich Sie gewiß noch früher allein aufsuche, als ich mit den Meinigen zurückkehren kann.

Was Sie von der Baukunst sagen, leuchtet mir außerordentlich ein. Indes dünkt mich immer, trägt diese Kunst ganz ausschließlich von allen andern etwas in sich, was sie hindert, eigentlich Kunst und mehr als bloße Verzierung

nur im höchsten Geschmacke zu sein. Unter allen Künsten hat sie allein kein von der Natur gegebenes Objekt. Warum auch das schönste Gebäude, wenn es nicht zu einem Gebrauch zugleich ein Bedürfnis wäre? Wie man sich daher auch wenden mag, der Begriff des Gebrauchs im ganz allgemeinen Sinn ist von dieser Kunst unzertrennlich, und ist doch der Kunst so sehr zuwider. Auf der andern Seite geben Gebäude einen Genuß, den man sonst vergebens sucht.

Als kolossale Menschenwerke, deren ungeheure Masse sich doch in einer schönen, leicht zu übersehenden Form darstellt, stehen sie zwischen den Produkten der Natur (Gebirge, Felsen) und der ganz eigentümlichen Geburt der menschlichen Phantasie, der Statuen, in der Mitte und vereinigen gleichsam die Vorzüge beider. Selbst der Begriff des Gebrauchs, der gleich wieder den Menschen herbeiführt, wirkt hier vielleicht mit. So gemischt ist, dünkt mich, der gewöhnliche Eindruck, den ein Gebäude macht. Sehr viel anders ist freilich der künstlerische, aber ganz rein kann er auch nicht sein, und es fragt sich nun, ob man die Baukunst als ganz reine Kunst behandeln und den Gebrauch zu sehr aufopfern soll? Ich glaube kaum, alles, was sich erreichen läßt, ist, dünkt mich, nicht mehr als ästhetische Behandlung eines an sich in ein ganz anderes Gebiet gehörenden Gegenstandes. Doch gilt dies freilich bloß von der eigentlich schönen Baukunst. Von Goethes Manier in solchen Dingen läßt sich gewiß sehr viel hoffen. Ueber Goethes Idee, wie ein Mensch mit verbundenen Augen einen Begriff von einem schönen Gebäude bekommen soll, wünschte ich wohl mehr zu wissen. Es ist mir nicht recht klar.

Seine naturhistorischen Sachen sind doch, dünkt mich, nicht recht für die Horen geeignet. Ueberhaupt glaube ich, müßte er sie ernstlicher angreifen, wenn sie der Wissenschaft Gewinn bringen sollen, wie seine Ideen an sich gewiß in hohem Grade thun können. Zu seiner Optik, vorzüglich insofern es gegen Newton gerichtet ist, kann ich noch kein rechtes Zutrauen fassen, und ich wollte, er wartete mit den Epigrammen gegen diesen, bis er das Publikum überzeugt hätte.

Es ist ein schöner Entschluß, liebster Schiller, daß Sie griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt, zu sehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Uebersetzungen schöpfen müssen, was andere, die unmittelbar an der Quelle sind,

nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein neuer Beweis gewesen, wie gründlich Sie alles anfassen, womit Sie sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich, ob ich Ihnen bei der Menge von Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch raten soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so trefflich nutzen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Fall, daß Sie Ihre verlorenen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu brauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie Griechisch wüßten, ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem andern lernt es sich leichter, und wir verplauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indes, Sie blieben Ihrem Plan getreu, so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang. Zum Xenophon rate ich nicht zugleich. Wollten Sie ja etwas anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus.

Das Buch über die Methode beim Studium und das Eigentümliche der Sprache weiß ich Ihnen, trotz alles Nachdenkens nicht nachzuweisen. Mancherlei finden Sie in Harris' Hermes, von dem eine gute deutsche Uebersetzung unter meinen Büchern steht. Aber das Eigentliche und Wahre müßte erst geschrieben werden. Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigentümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten. Wie viel gäbe ich darum, Ihr griechisches Studium selbst persönlich leiten zu können. Wieviel Aufschlüsse würd' ich durch Sie über die Sprache, die ich nun schon genau kenne, und wo ich Ihnen die Data suppeditieren könnte, erhalten. So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechischen bleiben, diesen Gegenstand manchmal zum Thema unserer Briefe zu machen. Im Homer

wird Ihnen anfangs die Auflösung der Formen die meiste Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie sich die Mühe geben sollen, dies wieder recht methodisch in Ihr Gedächtnis zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut sein? Die neue Vossische Uebersetzung ist erstaunlich treu. Wenn Sie erst in dieser fünfzig Verse etwa genau läsen, dann es weglegten und das Griechische vornähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination u. s. w. sich hineinstudierten und hernach, was Sie interessierte, durch Nachschlagen bestätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr mit ins Spiel gezogen, und Sie drängen so tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege. Schreiben Sie mir ja weiter von Ihren Fortschritten.

Ueber meine Unfruchtbarkeit in Absicht der Horen schäme ich mich oft, lieber Schiller. Aber Sie kennen meine Dürftigkeit, und leider ist auch das einzige Fach, in dem ich thätig sein kann, gerade das am meisten besetzte.

H.

---

39. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 27. November 1795.

Wie herzlich freue ich mich, liebster Freund, mit jedem neuen Brief von Ihnen auch neue Nachrichten von Ihrem besseren Befinden, Ihrer heiteren Stimmung und Ihrer unbegreiflichen Thätigkeit zu bekommen. Der gegenwärtige Winter beginnt weit günstiger für Sie, als der vergangene, und schon in den letzten Wochen unserer Anwesenheit in Jena bemerkte ich eine große und heilsame Umänderung Ihrer Stimmung. Die körperlichen Ursachen, die daran schuld sein mögen, und einige Veränderungen Ihrer äußeren Lage, selbst Ihre nun freundlichere Wohnung abgerechnet, liegt doch der Grund gewiß vorzüglich in der verschiedenen Art der Beschäftigung, die Sie jetzt und damals trieben. Wohl haben Sie, wie Sie selbst bemerken, einen guten und festen Grund gelegt, der Ihnen die jetzige Leichtigkeit in jeder Art der Arbeit möglich macht. Diesen Grund verdanken Sie doch größtenteils der Ausarbeitung Ihrer Briefe und den Zurüstungen dazu, und natürlich mußte diese Periode sich weniger mit unmittelbarem Genuß, als mit späteren Früchten belohnen. In jedem Menschen, der sich

vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftigt, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken Festigkeit und systematischen Zusammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und anderer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel, sich nur von dem Wege nicht ablenken zu lassen, die Ernte nicht antizipieren zu wollen und sich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geist zu genügen im stande sind, erst jenseits dieser Grenze liegen können. Bei wenigen ist dies so offenbar, als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist in ihm eigentlich sehr spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit. Auf diese gründe ich auch meine Hoffnung, daß, ungeachtet der unseligen Lage, in welcher selbst der bessere Teil des Publikums sich in Rücksicht auf Ihre philosophischen Arbeiten befindet, diese doch nach und nach durchdringen und sich Ihre Leser selbst zubereiten werden. Nach dem, was Sie mir von Ihren neuesten beiden Abhandlungen sagen, darf ich hierbei vorzüglich auf diese rechnen. Wenn immerfort in verschiedenen Gestalten und mannigfaltigen Anwendungen dieselbe Vorstellungsweise wiederkehrt, so muß sie doch endlich auch bei dem am wenigsten vorbereiteten Leser Eingang finden, und es muß sich dann durch die That selbst bewähren, daß, was in jeder Anwendung die Probe besteht, in sich zusammenhängend und wahr sein muß.

Ich bin daher betroffen gewesen, als ich in Ihrem Briefe las, daß Sie für die Horen das philosophische und poetische Gebiet verlassen wollen. Es schiene mir durchaus nicht gut, daß Sie Ihre eigene Richtung so durch äußere Zwecke fesseln ließen. Meiner Meinung nach sollten Sie sich, wenn Sie nicht zu dem Schauspiel kommen, ganz frei Ihrer Lust überlassen, zwischen philosophischen und poetischen

Arbeiten abwechseln und nur bei einer unbestimmten Neigung sich gerade für das Leichtere determinieren. Nichts, was Sie machen, kann untauglich für die Horen sein, und Sie werden, Ihrem jetzigen Gange nach, von selbst nicht einmal auf so schwierige Materien stoßen, als Ihre Briefe und das Reich der Schatten behandeln. Sie können, dünkt mich, schlechterdings nichts anderes thun, als Ihren Gang fortgehen und für innern Wert und Mannigfaltigkeit des Journals sorgen; und für beides bürgt Ihnen bei Ihren eigenen Arbeiten Ihre Individualität. Nur bei fremden Beiträgen würde ich Ihnen freilich raten, so wenig als möglich Philosophisches und Aesthetisch-Theoretisches aufzunehmen. Sie können hier, dünkt mich, um so eher ganz frei verfahren, wenn Sie darauf denken, die Horen mit dem nächsten Jahre zu schließen. Auf diese Weise aber glaube ich, könnten sie auch fortgehen.

Die Abschrift Ihres zweiten Aufsatzes schicken Sie mir ja mit dem eilften Stück. Es ist jetzt schlechterdings meine liebste Beschäftigung, Ihre Arbeiten zu lesen und darüber mit Ihnen zu reden.

Von Ihrem Exemplar des Musenalmanachs erfolgen hier die letzten Bogen. Das Titelblatt muß wohl mit dem Kupfer zusammenhängen, ob ich gleich nicht recht begreife wie? da ich ausdrücklich einen gestochenen Titel verboten habe. Die 50 Frd'or erfolgen gleichfalls. An Michaelis schreibe ich heute, das Notwendige zu bestellen. Die Druckfehler habe ich schon vor Ihrem Brief anzeigen wollen und darum Ungern geschrieben, mir ein vollständiges Exemplar zu schicken. Es hat ihm aber beliebt, es ungeachtet meines Erinnerns nicht zu thun, und wie ich merke, sieht er es lieber, wenn die Fehler so wenigstens dem ersten Blick versteckt bleiben. So gut er auch druckt, so könnte die Korrektheit doch größer sein. Auch im Meister, den Biester und Gedike korrigieren, hab' ich ein halb Dutzend Fehler, die meist alle Sprachfehler machen, bloß im Lesen gefunden. Jetzt konnt' ich's mit den Druckfehlern nicht nachholen, da Unger schon alle Exemplare Michaelissen nach Strelitz geschickt hat, sie dort binden zu lassen. In Reinwalds Gedicht steht auch im Manuskript Seinigen, und es kann auch nicht anders heißen. Vielleicht aber verschrieben Sie sich nur, so daß Deinigen gedruckt. Außer etwa diesem Fehler wüßte ich keinen, der den Sinn entstellen könnte. Indes sind mir

auch die andern im höchsten Grade fatal, und ein zweites Mal soll es schon besser gehen. Das Manuskript des Almanachs habe ich mir von Unger zurückgeben lassen. Soll ich es kassieren oder Ihnen gelegentlich künftig mitbringen?

Da Sie mir einmal von Goethe schrieben, daß ich mir einen Meister von Unger geben lassen sollte, so habe ich dies gethan und bitte Sie, das erhaltne Hr. Goethen wieder zuzustellen.

Wegen des Jenisch will ich noch mein Möglichstes thun.

Auf Schlegels Aufsatz bin ich sehr begierig. Sie haben eine prächtige Acquisition an ihm gemacht. Wie steht es mit seinem Roman? Denn die Arbeit über das Silbenmaß ist doch auch von dem Braunschweiger?

Was betrifft denn der Archenholzische Aufsatz?

Da Niethammer Michaelis nun aus Erfahrung kennt, so begreife ich nicht, warum er das Erhardtische Geld nicht sich auszahlen ließ! Neulich war des Koadjutors Bewußtsein in der Litt.-Ztg. rezensiert. War die Rezension nicht von Erhardt? Die Anzeige des neuen Journals bei Unger: Deutschland, und der darin vorkommende Ausfall auf das Avertissement der Horen, die jedoch nicht genannt sind, sowie Fichtes Ausfall gegen Schmid, beides im J.-Bl. der Litt.-Ztg., wird Ihnen wohl nicht entgangen sein. Daß die alte Geschichte wegen der Rezension der Horen durch den Prozeß zwischen der Litt.-Ztg. und Froberg wieder aufgerührt werden wird, ist doch sehr unangenehm. Wundern soll es mich aber, wem die Litt.-Ztg. jetzt die Rezension der Horen übergeben wird.

Daß Graf Soden mit seiner Aurora bei Ihnen anläuft, ist mir ein wahrer Spaß. Es ist mir ein unausstehlicher Mensch.

Michaelis hat Unger gesagt, daß er künftiges Jahr abermals den Almanach für ihn drucken sollte und deshalb Kalender u. dgl. stehen lassen möchte. Unger muß aber irgendwo gehört haben, daß Michaelis den Almanach nicht behält, und hat mich gebeten, ihm Auskunft zu geben, weil er die Lettern des Almanachs überhaupt, wenn er den Almanach nicht wieder druckt, zu etwas anderm brauchen wolle. Ich habe geantwortet, daß ich Sie fragen wolle. Soviel ich nun weiß, behält ja Michaelis den Almanach nicht, und seine Windbeutelei ist wirklich beinah beleidigend für Unger. Indes wünschte ich sehr, der Almanach würde

bei Unger fortgedruckt. Sie selbst haben Druck und Papier gut gefunden, und Cotta kann gewiß beides nicht gleich gut schaffen. Druckfehler hat der Almanach freilich, aber noch immer nicht soviel als die Horen, und dagegen könnte ich Ihnen schon zu einer bessern Veranstaltung verhelfen, da mich diesmal nur Meyer verführt hat. Freilich würde Cotta mehr Kosten haben. Aber er gewänne es gewiß wieder, und da die Horen ihn schon in nicht guten Ruf des Drucks gebracht haben, so wäre es doppelt nachteilig für ihn, wenn der Almanach unter ihm weniger gut würde. Wollen Sie ihm etwa deshalb schreiben und mir, aber doch bald, Antwort für Unger sagen? Ich brauchte Cotta nicht zu nennen, sondern bloß zu antworten, daß er den Almanach ferner drucken werde. Auch habe ich ihn schon gebeten, mit Michaelis hierüber sich nicht weiter zu erklären.

Ich erwarte morgen wieder Gentz, der mich immer noch von Zeit zu Zeit besucht und mir ein angenehmer Umgang ist. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mich die Einsamkeit drückt, nur meine Trennung von Ihnen fällt mir in der Länge schwer auf. Allein bin ich sonst gern; da ich nicht schnell arbeite, nehme ich mir gern viel Zeit für meine Beschäftigungen, und an lebendigem Umgang habe ich ganz soviel ich wünsche, an meiner Frau und den Kindern. Ich bin jetzt ganz in der Idee meiner neuen Arbeit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mächtig ein aufmunterndes Wort aus Ihrem Munde wirkt. Auf jeden Fall bleibe ich bei diesem Entschluß, und ich denke, es soll gelingen.

In den ersten Tagen habe ich bloß über die ungefähre Art nachgedacht. Das Thema im ganzen ist, wie Sie es selbst bestimmen: eine Charakteristik des griechischen Geistes. Es ist so der wichtigste Teil des Werks, was ich mir einmal zu liefern vorgesetzt hatte: eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters. Den griechischen Geist überhaupt aber zu charakterisieren, ist ein Gegenstand von sehr großem Umgang. Um mich also nicht gleich in ein zu großes Ganzes zu verirren, nehme ich bloß für jetzt den dichterischen Geist. Allein auch hier muß ich noch kleinere Abschnitte machen.

Ich habe überlegt, daß es nicht möglich ist, auch nur die Hauptzüge des griechischen Dichtergenies in einem Aufsatz zu schildern, ohne entweder unbestimmt und unvollständig, oder zu abstrakt und dunkel zu werden. Es würde

nur damit, wie mit dem Horenaufsatz gehen, der auch, statt die Reihe jener projektierten Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen. Auch müßte ich, wenn ich nun, nach jenem Aufsatz, an das Einzelne gehen wollte, mich nur wiederholen und würde in der ersten Abhandlung fast gar keine Beispiele bringen können, ohne der Allgemeinheit zu schaden. Ich denke also von dem Besondern anzufangen, zuerst bloß beschreibend zu Werke zu gehen und die Resultate immer nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenzuziehen. Die Hauptmasse, in welche das Ganze zerfällt, sind ganz natürlich: die epische Dichtkunst mit Inbegriff der bukolischen, die tragische, komische und lyrische im weitesten Verstande. Am zweckmäßigsten würde man, glaube ich, mit der epischen anfangen, auf diese die lyrische folgen lassen und mit der dramatischen den Beschluß machen. Denn wie Sie mir hoffentlich beistimmen werden, ist die Haupttendenz der echt griechischen Stimmung episch, und die griechische dramatische Poesie eine, sogar nicht immer sehr künstliche, Zusammensetzung der epischen mit der lyrischen. Dennoch will ich mit der lyrischen den Anfang machen. Mein nächster Grund ist hier bloß der, daß von Homer (der die Epopöe doch fast allein ausmacht) schon gerade jetzt so viel gesprochen ist, und daß ich meinem Aufsatz über die minder bekannten lyrischen Dichter schon von selbst mehr Interesse geben kann. Auch habe ich in ihnen mehr vorgearbeitet. An sich aber ist es auch nicht übel, die griechische Individualität an ihnen zu zeigen, da sie in den lyrischen Stücken weit mehr als Eigentümlichkeit, als in der epischen erscheint und ich dadurch, daß die lyrische Poesie in so genauem Zusammenhange mit dem Charakter und der Empfindungsweise steht, mehr Veranlassung erhalte, die Seelenstimmung der Griechen überhaupt zu entwickeln. Bei den Lyrikern habe ich nun wieder drei Hauptmassen: 1) Pindar, 2) die Chöre, 3) die Fragmente der übrigen Dichter und die anderen Stücke der sogenannten Anthologie. Auch könnte ich es ja wohl auf diese Weise in drei Aufsätze teilen? Hätte ich erst einen oder ein paar solcher Aufsätze fertig, so könnten sie einzeln für die Horen dienen. Was aber das Ganze betrifft, so werden mir die einzelnen Bearbeitungen selbst besser die Art in die Hand geben, wie ich diese zusammenordnen kann. Jetzt habe ich angefangen, an den Pindar Hand anzulegen, der die Grundlage ausmachen soll.

Indes werde ich zugleich die Chöre vornehmen, um zu sehen, ob diese sich besser dazu schicken. Sie sehen, daß ich nun eile, mich an eine bestimmte und kleinere Arbeit zu binden. Ich kenne mich, wie leicht ich mich durch größere Plane zerstreue. Bin ich aber mit dieser Arbeit erst im Gange, so entwerfe ich doch vielleicht einen Plan des Ganzen, mich zu leiten und ihn Ihnen mitzuteilen. Bei den einzelnen Aufsätzen denke ich historische Details, die nicht ganz bekannt sind, und zur Sache dienen, nicht zurückzuweisen. Ich denke immer, die Klarheit gewinnt, wenn ich der Wirklichkeit oder der Thatsache nahe bleibe. Ich bitte Sie jetzt recht sehr um Ihre Meinung über diesen Plan. Ich könnte ihn sehr leicht umändern, wenn Sie es für nötig fänden; denn da ich doch einmal das ganze Feld bearbeiten will, so ist nichts verloren, und was die Dichter betrifft, so bin ich in jede Gattung gut genug eingelesen. Daß ich zugleich die lateinischen und neuern Hauptdichter derselben Gattung für mich studiere und als durch den Kontrast oder die Aehnlichkeit erläuternd manchmal gebrauche, versteht sich von selbst.

Die Hauptschwierigkeit ist unstreitig die philosophische Theorie der Dichtungswerke, die zur Würdigung einer individuellen vorausgesetzt werden muß, und doch weder in den Köpfen der Leser, noch in einzelnen Büchern bestimmt vorhanden ist. Hier kostet es nun doppelte Mühe, sowohl die wahren Begriffe aufzufinden, als sie auf eine ungezwungene und präzise Weise einzuflechten. Der erste Teil der Arbeit ist mir indes durch Sie schon unglaublich erleichtert. Sie sehen, lieber Freund, daß ich mit Eifer und Wärme ans Werk gehe. Auch am Ausharren soll es nicht liegen. Ueber das übrige mögen dann günstige Götter walten und vor allen Dingen Ihre Teilnahme, die eine ganz eigene Kraft für mich besitzt.

Ich muß hier schließen. Antworten Sie mir doch, liebster Freund, über Gros. Ich möchte ihm nicht gern eher schreiben, und meine Antwort doch auch nicht so lange aufschieben.

Von meiner Frau tausend herzliche Grüße an Sie und Lolo, der wir beide sehr für ihre Briefe und prächtigen Geschichten danken. Ihr

H.

40. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 29. November 1795.

Ich habe noch allerlei Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dies mit Gelegenheit nachholen. Heute z. B. einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht leugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gut thue und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir deucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch auf Ver-

anlassung derselben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sei denn, daß einige Teile faßlicher verbunden, einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rate zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Korruption angehen, beinahe immer von einem äußern Objekt ausgehe. Bei der Korruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüt in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vorteil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildnis dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, indem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch so viel als möglich zu thun suchen. Ich bin hierin der roheste Empiriker, denn außer Moritz' kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessiert hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beisammen sind, werden Sie mich in dieser Sache schon zurechtweisen. Indessen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. So soll der Abschnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehreren der angeführten Verse eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen hilft. In dem Vers, z. B.

„Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese,"

drückt das Silbenmaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahin geleitet und sich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben ꝛc.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Den Vers:

Teilst du mit | deiner | Flur

lesen Sie anders als ich. Sie lesen: mīt dĕinĕr, welches freilich hart klingt; freilich ist meine Skansionsart auf der andern Seite wieder schleppend. Herzlich gern hätte ich gerade herausgesagt:

Teilst du mit deinem Gespann,

wenn es nicht lächerlich gewesen wäre.

Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Rūhm kăm zŭrücke

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, daß, um gewissen Silben, auf denen ein Verstandesaccent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Silbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz sein will, und dies ist es gerade, was der Sinn verlangt.

Unter den drei Hiatus, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei ersten einräumen.

Freude erfindet

ist in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein stummes, das andere ein scharfes ist.

Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Litteraturbriefen, die ich kürzlich las und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieser Gattung dienen.

Ob die Komposita Wohllaut, Weinstock, Bergmann, Widerhall, Oelbaum ꝛc. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vokal darauf folgt, möchte zu bezweifeln sein. Voß hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Goethe desto freigebiger damit gewesen.

In den Versen:

— Rückkehr für euch
— Willkür vermischt —

kann es gar nicht entschuldigt werden.

Ferner wird ein Rigorist schwerlich verzeihen

Des Gesetzes Gespenst

sowie noch weniger

Der Notwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubte sich dasselbe, sogar einmal: Es ist am Anfang eines Hexameters. Endlos (in der Elegie S. 74) das erstemal als Trochäus gebraucht, ist auch nicht wohl zu gestatten. Ich werde setzen:

Endlos unter mir seh' ich 2c.

Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft.

Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endsilbe

— en

haben mich die Litteraturbriefe aufmerksam gemacht. Ich werde deswegen im eilften Distichon der Elegie, sowie im 24sten, 43sten und 48sten und andern zu helfen suchen.

Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptieren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir teilen.

Den 30sten November. Ich komme nochmals auf die Elegie zurück.

Mit der Elegie verglichen, ist das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht, wäre der Inhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum gewesen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächsten

Jahres zu denken. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an. Das Ideal der Schönheit objektiv zu individualisieren und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich teile nämlich (wie Sie in meinen zwei neuesten Abhandlungen lesen werden) das ganze Feld der Poesie in die naive und in die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei, Satire, Elegie, Idylle. Ueberdenken Sie in diesen paar Tagen diese Idee, deren Deduktion und Anwendung der Inhalt meiner beiden Aufsätze ist. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihilfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln, ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht.

Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphiert zu haben. Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie sein und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das direkte Gegenteil davon wäre. Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit. Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satire, was das Produkt quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) sein würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar

wäre — daß sich das Ideal nicht individualisieren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe — bis ich anfing an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Daß Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Totenreichs, so bin ich auf den Gedanken geraten, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein paar Worte, dieses Gedicht betreffend, ins Publikum hinein zu sprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und praktisch sich künftig daran anreihen wird, wünschte ich, daß der Inhalt dieses Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, in einem Aufsatz für Gentz etwas darüber zu sagen? Sie fingen damit an, sich über die kurrenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte selbst heraus. Es verstände sich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge und alle Anpreisung, alles Panegyrische unterbliebe; nach meiner Idee müßte es ungefähr so geschrieben sein, daß ein verständiger Leser sich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich selbst der Verfasser sei. Es würde z. B. nichts schaden, wenn der Inhalt einer

jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Ich selbst könnte dann von einer solchen „honetten" Motion Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen. Ueberlegen Sie diesen Gedanken, lieber Freund, überlegen Sie aber auch zugleich, daß es ein bloßer Einfall ist, wenn Sie auch nur die geringste Abneigung dagegen verspüren sollten.

Abends den 30sten.

Eben erhalte ich die einzelnen abgedruckten Bogen vom Naiven, aber unglücklicherweise hatte Cotta den Bogen, wo der Anfang steht, mitzuschicken vergessen. Für Sie indes ist das übrige vorderhand genug, und ohnehin fehlt nichts von demjenigen, was sich auf den zweiten Aufsatz über die sentimentalischen Dichter bezieht. Ich sende Ihnen also sowohl diesen Aufsatz, als jene Bogen, und wünsche beiden eine gute Aufnahme. Heut über acht Tage ist das eilfte Stück sicher in Ihren Händen. Jene Bogen können Sie behalten, aber das Manuskript senden Sie gelegentlich zurück.

Haben Sie noch die Güte, mir Goethens neue Schriften, mit Ausschließung Meisters, bei Ungern auszunehmen, bloß auf ordinärem Papier, und broschiert an mich zu senden. Den für Sie bestimmten 3ten Band Meisters hat Goethe, weil Sie schon ein Exemplar hätten, wieder bei mir abholen lassen.

Sie fragten mich neulich, ob Fichte an einem hier herauskommenden Magazin arbeite? Ich habe weder von dem Buche, noch von einem Anteil, den er daran hätte, gehört.

Adieu, liebster Freund. Lolo grüßt Sie und die gute Karoline, sowie auch ich herzlich. Mein Brief ist diesmal lang geworden, weil ich mir dieser Tage eine Pause in der Arbeit gönnte und dem Andenken an Sie mehr widmen konnte. Adieu! Sch.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten geraten, die ich wo möglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlektüre substituieren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt

am meisten interessierte, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lektüre nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträglichen französischen oder besser deutschen Uebersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nötig. Mit Martial wird mich Ramler schon bekannt machen, sowie Wieland mit den Horazischen Episteln.

Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas Besseres thun, als mich (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lektüre neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe, und durch einen geistreichen Umgang vorderhand abgeschnitten ist, und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen spekulativen Arbeiten und Lesereien (obgleich mir darin noch so viel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein.

---

41. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 4. Dezember 1795.

Ich habe, seitdem ich Ihnen neulich schrieb, liebster Freund, keinen Brief von Ihnen erhalten, und da Pakete länger als einfache Briefe unterwegs bleiben, so erwarte ich das eilfte Horenstück, auf das ich mich wegen Ihrer Abhandlung unendlich freue. Ich habe die letzten acht Tage recht gesund und fleißig verlebt. Ich suche mich immer mehr in meine neue Arbeit hineinzudenken, die mich mit jedem Tage mehr interessiert, und die nächste Vorarbeit dazu,

die mich jetzt beschäftigt, das bloß ruhige Lesen einiger lyrischen Stücke, bei denen ich allein auf den Geist und die Manier des Dichters und auf die Wirkung des Produkts achte, und mich von allem Wuste der Sprach- und Altertumsgelehrsamkeit (mit denen man sich bei dem ersten Studieren eines alten Schriftstellers doch immer herumzuschlagen hat) losmache, gewährt mir einen großen Genuß. Freilich fühle ich auch bei jedem Schritt, den ich weiter vorwärts thue, die Schwierigkeiten lebhafter. Aber es läßt sich ja vieles überwinden, und man leistet wenigstens, so viel man vermag.

Ich habe jetzt den Meister von neuem gelesen. Der so schwierige Gegenstand des sechsten Buchs ist vortrefflich behandelt. Mit dem Oheim verwandelt sich auf einmal die Scene, und besonders an dieser Stelle sind einige sehr feine Bemerkungen. Ueber die Haltung und selbst über die Wahl des Charakters, an dem die Wirkungen einer solchen schwärmerischen Stimmung gezeigt werden sollten, ließe sich allerlei sagen. Offenbar hat Goethe wohl mit Fleiß eine, nur sehr uneigentlich schön genannte und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele, die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein mehr gehaltvoller Charakter hätte diese ihm eingepflanzte Religiosität zu eigenmächtig behandelt und ihm zu viel von dem seinigen beigemischt. Es gehörte ein gewisser Grad der Passivität dazu, sobald es darauf ankam, wie es doch Goethes Zweck gewesen zu sein scheint, mehr eine einzelne Gemütsstimmung und ihren Einfluß im ganzen, als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt. Ob ich gleich die Bekenntnisse immer mit großem Interesse lesen werde und es mich nicht verdrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark und (was mir ein Beweis der großen Kunst ist, mit der Goethe den Charakter souteniert hat) immer auf gleiche Weise mißfällt. Eine gänzlich isolierte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmut genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken

kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß notwendig unangenehm und trocken sein. Freilich aber war er ebenso der beste für diesen Stoff, und es scheint mir ein eigentümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet sind. Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände gibt. Die Stelle über den Unterschied des Romans und Dramas wird hier, wie ich höre, auch von mehreren und auch von solchen, die Willen haben, zu verstehen, doch mißverstanden. Und wahr ist es, daß Goethe sich entweder ausführlicher hätte verbreiten oder bestimmter ausdrücken sollen. Gesinnungen und Charaktere, Begebenheiten und Handlungen, Zufall und Schicksal sind nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gar nicht so kontrastierend voneinander geschieden, daß sie, ohne eigenes und schon für diese Gegenstände geübtes Nachdenken, nicht noch selten leicht verwechselt werden können.

Ueber das zehnte Horenstück habe ich zwar kein bedeutendes Urteil bis jetzt gehört. Indes hat doch die Elegie auf einige, auch sonst ganz gewöhnliche Menschen großen Eindruck gemacht. Dagegen habe ich das Märchen schon mehrmals tadeln hören. Die Leute klagen, daß es nichts sage, keine Bedeutung habe, nicht witzig sei u. s. w., kurz es ist nicht pikant, und für ein leichtes, schönes Spiel der Phantasie haben die Menschen keinen Sinn. Im ganzen finde ich auch hier unser altes Urteil bestätigt. Es wird entsetzlich wenig gelesen. Das meiste nur angegafft und durchblättert. Eigentlich lesen thut jeder fast nur das, was er selbst eben zu seinem eigenen Geschreibsel braucht.

Gentz war vor einigen Tagen bei mir. Ich erwähnte wieder der Horen. Die einzige Ursache seiner Unthätigkeit für dieselben ist wirklich das Bestreben, etwas Vorzügliches zu liefern, und da ich von dieser Seite die Disposition gut bei ihm fand, so habe ich ihm einen Vorschlag gethan, den er auch, im Fall Sie ihn genehmigen, angenommen hat. Es sind jetzt die Mémoires de Me. Roland, die, wie Sie sich erinnern, guillotiniert wurde, erschienen. Wie mich Gentz versichert, sind sie außerordentlich interessant, und es läßt

sich auch kaum anders erwarten, da die Roland sie selbst geschrieben, die bekanntlich eine überaus geistvolle und dabei so schöne und in so viele sonderbare Schicksale verflochtene Frau war. Aus diesen Memoiren habe ich Gentz vorgeschlagen einen Aufsatz zu machen, und nicht sowohl das Leben, als den Charakter der Roland zu schildern. Natürlich müßte er mehrere Geschichtsumstände ausführlich hineinverweben, indes fühlt er selbst, daß er hierin, da jene Memoiren gewiß bald allgemein bekannt werden, nicht zu weit gehen und überhaupt nicht zu weitläuftig sein müsse. Daß die Roland sich sehr interessant bearbeiten ließe und zu vielen psychologischen Bemerkungen Anlaß geben könnte, davon bin ich gar sehr überzeugt. Wenn ich nun auch nicht gerade behaupten will, daß Gentz von dieser Seite etwas ganz Vorzügliches leisten wird, so glaube ich doch gewiß, liefert er eine Arbeit, bei welcher sich innerer Wert mit allgemeinem Interesse verbindet. Bei seiner Bekanntschaft mit der französischen Revolution können ihm passende politische und historische Anmerkungen nicht entstehen, und seine oft starke und heftige Diktion wird dem Charakter der Heldin angemessen sein. Daß er den Aufsatz aufs Allerspäteste zum Februar fertig schafft, versteht sich von selbst. Außerdem wäre nun noch die Bequemlichkeit dabei, daß, im Fall Ihnen auch hernach die Arbeit nicht anstände, Sie sie ohne alle Umstände zurückgeben könnten, da Gentz sie dann für sein Journal oder zu einer Rezension in der L.-Z. benutzt. Sehen Sie zu, lieber Freund, wie Ihnen der Vorschlag gefällt, und sagen Sie mir in Ihrem ersten Briefe Bescheid für Gentz, der sich Ihnen bestens empfiehlt, und mit dem allein unter allen hier ich noch gern von Ihnen und Ihren Arbeiten rede. Scheint Ihnen der Gegenstand nicht recht schicklich, so schadet es gar nicht. Gentz ist gar nicht versessen darauf, gerade diesen für die Horen zu bearbeiten, nur ist dieser Beitrag von der Art, daß er ihn sicher und zu einer bestimmten Zeit versprechen kann, da jede andre mehr eigne und wichtigere Arbeit sich ihm in die Länge zieht, der Schwierigkeit der Wahl und des ersten Entschlusses nicht einmal zu erwähnen.

Alexander ist jetzt von seiner Reise zurückgekommen und wieder in Bayreuth. Er wird mich im Februar hier besuchen. Ich hoffe, Sie sehen ihn dann in Jena. Er hat seine Reise trefflich benutzt. Ich beschäftige mich noch immer

nebenher, und ohne daß es mich gerade Zeit kostet, mit physiologischer und naturhistorischer Lektüre. Jetzt besonders bei dem Schreiben über die Lebenskraft ist es interessant zu sehen, welche Art Philosophie in den Köpfen der Aerzte herrscht. Ich möchte Ihnen auch raten, etwas dergleichen in verlornen Stunden anzusehen. Dann möchte ich Ihnen als nicht unmerkwürdige Antipoden: Hufelands Pathogenie und Reils Archiv für Physiologie, erstes Stück, empfehlen. Leben Sie recht herzlich wohl. Ich habe heute noch mehrere Briefe abzumachen. Adieu! Ihr H.

---

42. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 7. Dezember 1795.

Ich glaubte, lieber Freund, Ihnen heute das eilfte Horenstück senden zu können, aber die fahrende Post hat mir das große Paket noch nicht überbracht, obgleich das Stück schon seit dem 24. vorigen Monats im Drucke fertig geworden ist. Indes ist ja vieles davon schon in Ihren Händen, und Ihre Neugier braucht nicht so groß zu sein.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei und setze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müssen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu sagen. Jemehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von selbst hervorgehen lassen, desto besser wird es sein, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie sich nicht zu fürchten, sobald nur die Anwendung verschieden ist. Man kann in solchen feinen Materien für so wenig feine Urteiler nicht zu deutlich sein. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch, aber überhaupt deucht mir, daß Sie sich von einer strengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen lassen, dispensieren können. Sie können von hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Interesse am ersten zu erregen sei, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, so sehr er in Ihnen ist, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan sein, wenn Sie die Hauptzüge des griechischen Charakters einzeln und in besondern Aufsätzen entwickelten und bei jedem solchen ein=

zelnen Zug allemal durch die ganze Litteratur durchliefen. Die Einheit ist viel leichter zu fassen, und die Mannigfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftsteller zur Einheit und legen die Mannigfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichterischen Kategorien durchführen, so ist die Einheit weniger interessant und die Mannigfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt schickt sich ein Begriff besser zu der ersten und Beispiele besser zu der zweiten, weil jene doch immer das Schwierigere ist. Macht man ein Individuum, ein Faktum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, so ist es immer zweifelhaft, ob dieser interessiert, und man ist in die Notwendigkeit gesetzt, die Mannigfaltigkeit durch abstrakte Begriffe hervorzubringen, welches schon viele Anstrengung für die Leser erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorschlage, noch den Vorteil, daß man den Begriff doch bei so vielen Anwendungen notwendig klar machen muß und also dem Leser, auch dem stumpfsinnigsten, ein Resultat zu geben, versichert ist.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Register über die Materien im einzelnen, worüber Sie sich verbreiten wollen, um erst das Feld zu übersehen. Alsdann bin ich vielleicht im stande, Ihnen meine Gedanken anschaulich und annehmlich zu machen.

Auch schickt es sich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen der Materie wechseln und hier und da eine Veranlassung von außen, wenn es auch eine polemische wäre, nehmen können. Es ist ja endlich nicht so nötig, daß man sich nennt. Auch ließe sich manches in Kritiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretischer und praktischer, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopstock, Ramler, Gedicke, Schlosser und andere geben Ihnen vielleicht Veranlassungen zur Prüfung und zur Widerlegung.

In der That, liebster Freund, rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen

und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein ander Wort) in Schranken halten, und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen. Wir wollen davon sprechen, wenn wir erst wieder beisammen sind. Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philosophischen Schriftstellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publikum allein oder auch nur vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu bestimmt, ist erstlich die unwiderstehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Gesetz zu gehorchen und besonders der poetischen Thätigkeit mich vorzugsweise zu überlassen, und zweitens die schlechte Unterstützung von seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge habe ich das Ganze bisher zusammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterstützt hätte, aber ein Zufall, auf dessen Wiederkehr ich nicht so sicher mehr zählen kann. Goethes Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrat ist aufgezehrt. Weißhuhns, Engels, Meyers Aufsätze warf mir das Glück zu, Archenholz macht sich für die Zukunft zu nichts mehr anheischig. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das folgende Jahr überzähle, kaum zu Besetzung von drei Stücken Aussicht, sobald ich meinen Anteil abrechne, und noch dazu ist unter allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein interessieren kann. Schlegel ist allerdings eine treffliche Acquisition, aber nicht das Journal in Schwung zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, sondern bloß um demselben eine Masse zu geben, mit der ein Kenner zufrieden sein kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach seinem eigenen Geständnis noch an dem Roman viel zu thun hat und die Vorbereitung auf die Reise und dergleichen ihn erstaunlich zerstreut, da er selbst im August abgeht, so viel als nichts, von Herder wenig Tröstliches. Die anderen Quellen wissen Sie selbst und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich also die Horen nicht aufgeben, so müßte ich, ich allein, mich im nächsten

Jahr denselben ganz sakrifizieren, und nicht einmal mit der sicheren Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück noch vermehrt, so hängt das Schicksal auch des Almanachs im nächsten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der fast den vierten Teil in diesem Jahre dazu gegeben, wegfällt und auch Herder seinen ganzen Vorrat hingegeben hat. Ich selbst habe meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Teil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre wird es langsamer auch mit mir gehen, besonders da ich schwerere Gegenstände vor mir habe und gegen mich selbst strenger sein werde. Was bleibt mir also, wenn Sie alles dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächsten Jahr völlig gleichgültig zu sein, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch bestimmen zu lassen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, so ist das Journal eo ipso moralisch tot und muß es auch physisch werden. Will Cotta es unter ökonomischeren Bedingungen fortführen, so wird sich wohl auch ein Redakteur dazu finden. Ich selbst hoffe schon mich mit Ehren herauszuziehen und meinen Austritt als eine freie Spontaneität darzuthun.

In Rücksicht auf mein eigenes ökonomisches Interesse sind die Horen nicht so wichtig, sobald ich den Almanach nur poussieren kann. Kann ich diesen recht zu Ehren bringen, so ist er auch durch einen unbedeutenden Anteil von mir für die Zukunft in Ehren zu erhalten, und an fremden Beiträgen zu einer Gedichtsammlung wird es nicht fehlen bis zum jüngsten Tag.

Was ich übrigens von den Horen sagte, gilt bloß in dem Falle, daß die Subskription sich vermindert. Bleibt diese noch beträchtlich, so ist es ein Beweis, daß das Publikum sich doch in die Art findet, wie wir es bisher bewirtet haben, und man darf dann hoffen, daß die Hilfsmittel, die wir künftig haben, zureichen werden. Ich würde alsdann einige Autoren ordentlich in Sold nehmen und mir auch einen Gehilfen in der Redaktion zulegen. Doch davon mehr, wenn wir mehr wissen.

Von Körner habe ich schon einen ganzen Monat lang keine Zeile gesehen.

Michaelis hat noch keinen Almanach geschickt. Es wird wohl ins künftige Jahr sich hineinziehen.

Das Aeußere der Horen wird verändert — ob verbessert, weiß Gott. Aber die langen scharfen Lettern fallen doch weg, und weißer Papier wird auch genommen. Außerdem die Decke noch rot gefärbt.

Adieu, liebster Freund. Der Li herzliche Grüße. Ihr

Sch.

---

43. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 11. Dezember 1795.

Ich bin wieder so schlimm mit meinen Augen daran, liebster Schiller, daß Sie heute noch keine Antwort auf Ihr schönes Manuskript von mir erwarten dürfen. Ich habe es zwar heute, da es doch ein wenig besser geht, angefangen zu lesen, aber die Hand hat, so deutlich sie auch ist, etwas so Spitziges, daß sie den Augen sehr wehe thut und ich nur sehr kurze Zeit fortlesen darf. Ans Vorlesen aber bin ich zu wenig gewöhnt, um etwas, das mir wichtig ist, ordentlich, wie ich wollte, genießen und beurteilen zu können. Ich verschiebe also hierauf die Antwort bis zum nächsten Posttag, wo das Uebel ja wohl vorübergegangen sein wird. Es liegt eigentlich bloß im Augenlide, wie Herz sagt, an einem Fehler in der Absonderung der dort befindlichen Drüsen. Aber sobald das Augenlid schwillt, entzündet sich das Auge, und Herz hat mir die Schonung desselben sehr ernstlich empfohlen. Wenn das Uebel oft wiederkommen sollte, wäre es eine liebliche Aussicht für die Wintertage.

Auf alle Fälle, liebster Freund, bleibt es dabei, daß ich Sie noch vor unserer gänzlichen Zurückkunft nach Jena dort besuche. So früh aber, als ich wünschte, wird es nicht sein können. Wir gehen nämlich anfangs Sommers etwa, oder etwas früher von hier nach Burgoerner zu meinem Schwiegervater, und erst von da aus kann ich zu Ihnen kommen. Indes ist die italienische Reise auch nicht so nah, als Sie in Ihrem vorletzten Briefe meinen. Schon im Herbst 1796 könnten wir nur bei gänzlicher Umänderung unserer Plane abgehen; unser Entschluß geht bloß auf das Frühjahr 1797. Wie viel gäben wir darum, wenn Sie uns, Lieber, begleiten könnten! Auch Ihnen würde eine Ver-

änderung und ein Reichtum äußerer, nicht zu schnell und nicht zu langsam wechselnder Gegenstände so wohl thun.

Ob Sie es gleich in Ihrem Briefe gänzlich absagen, so ist mir erst durch diesen doch ein Gedanke einer Möglichkeit gekommen. Aber man muß die Zukunft erwarten und die Gegenwart genießen oder ertragen.

Für die Beilagen Ihres vorletzten Briefes, die hier zurückerfolgen, unsern herzlichsten Dank. Sie haben uns sehr viel Freude und manches darin viel Spaß gemacht. Goethe, der mir auch vorgestern geschrieben hat, leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen, besonders gerade jetzt, da er in keiner vorteilhaften, ihm recht eigentümlichen Stimmung zu sein scheint, sondern sich so in einem Zustand der Abspannung gehen läßt. Ueber seine naturhistorischen Sachen denke ich völlig einstimmig mit Ihnen. Daß er sich über Stillschweigen in Ansehung seiner optischen Schrift beklagt, darin hat er doch kaum halb recht. Bald nach ihrer Erscheinung hat Gren in Halle sie angeblicherweise völlig widerlegt, d. h. gezeigt, daß die von Goethe aufgestellten Phänomene sich recht gut nach der Newtonischen Theorie erklären ließen und also keine neue brauchten. Auch im Gothaischen Magazin hat man ihrer gedacht. Wenn jetzt einer schweigt, so geschieht's doch wohl, weil er jener Widerlegung beitritt und aus Diskretion es nicht öffentlich erklären will. Neuerlich aber ist das Stillschweigen, und zwar nicht auf die angenehmste Art in Gehlers Supplementbande zu seinem physikalischen Wörterbuche, Artikel Farben, wieder gebrochen worden. Nachdem der magre Kompilator die Theorie „des Herrn v. Goethe" und Grens Widerlegung trocken excerpiert hat, schließt er mit den Worten: „Man reicht mit der bisherigen Theorie mit Mühe aus und findet in dem Gedanken, die Farbensäume als zwei entgegengesetzte Pole zu betrachten, eine bloße Metapher." Ich wünschte wohl zu wissen, was eigentlich daran sein mag. Allein auf alle Fälle sollte doch Goethe jetzt erst seine Theorie gründen und befestigen, ehe er Feindseligkeiten anfinge.

Gernings Idee, daß Sie unter seinem Namen ein Gedicht auf Ihren eigenen Geburtstag machen sollten, übertrifft allen Glauben. Was seine Ode betrifft, so möchte ich beinahe glauben, die letzten fünf Verse wären von einem

andern zum Spaß hineingedichtet. Wenigstens werden Sie mit mir übereinkommen, daß sie in einem Spottgedicht auf Fichte unvergleichlich wären.

Kaum minder schön, obgleich in ganz anderer Art ist der Brief des Koadjutors. Es ist doch in der That entsetzlich, daß er auch schlechterdings nicht den Sinn und Geist der Elegie geahnt hat, sondern bloß ein lyrisches Toben und ein elegisches sanftes Klagen darin sieht. Von Jahr zu Jahr, dünkt mich, nimmt die Geistesarmut in diesem Kopfe zu.

Vor der Rezension der Horen in der ALZ. ekelt mich ordentlich, wenn sie noch zu stande kommt. Es ist schändlich, daß die Redakteurs diese Gelegenheit aus den Händen lassen, ihr Ansehen geltend zu machen. So wenig das Publikum auch im ganzen den Horen wohlwill, so erklärt doch der größte Teil die Rezensionen in der Bibliothek und den Annalen für übertrieben und unanständig. Brächte die ALZ. jetzt eine gedachte und mit Verstand gemachte Rezension, die durchaus gerecht und gehörig streng wäre, so könnte sie dem Publikum, das nicht selbst urteilen kann, zeigen, wem es zu hören hat, und ihre erste Rezension würde vergessen werden. Auch könnte sie eine solche Rezension schon zusammenbringen; sie dürfte es ja nur mehreren zugleich auftragen. Maimon würde auch ich nicht für den Rezensenten in den Annalen halten. Allein sogar von Erfurt aus schreibt es mein Schwiegervater, und auch hier höre ich es hier und da. Doch ist's freilich kaum glaublich.

Sie haben vergessen, mir C. F. Gros' Brief wieder zu schicken, und da mir sein und seines Vaters Aufenthaltsort entfallen ist, muß ich Sie schon mit der Inlage belästigen.

Kants Urteil über Reinhold ist prächtig. Möchte er Ihnen doch noch sein „Ueberlegtes" und Ihre Briefe vor seinem Hintritt schreiben. Sein Friede wird Sie schwerlich sehr befriedigt haben. Wenigstens hat er auf mich keinen großen Eindruck gemacht. Neue Ideen sind fast keine, und mehreres scheint mir auch ganz willkürlich und gewagt. Allein ein großes Vergnügen hat mir die Schrift doch durch viele originale, witzige und charakteristische Wendungen gemacht.

Gegen Ihren Vorschlag, etwas über das Reich der Schatten aufzusetzen, habe ich gar keine Abneigung. Nur, da es Ihnen nicht sehr wichtig scheint, muß ich sehen, ob

ich es jetzt mit meinen Arbeiten, die viel Zeit brauchen, vereinigen kann. Auch wünschte ich eine Idee, von der aus ich auf das Gedicht käme. Es hat mir etwas Sonderbares, vor dem Publikum, wenn auch (wie sich von selbst versteht) namenlos, als Kommentator aufzutreten, und selbst das Mißverständnis mit dem Schattenreich müßte ich doch leise anbringen, weil es doch nur hier und da vorgegangen ist. Indes denke ich gewiß noch daran, und dann wird sich ja wohl eine andere Einkleidung oder eine Manier finden lassen.

Ihr Entschluß, mit den Alten zu leben, ist trefflich, obgleich ich die Philosophie deshalb bedaure. Indes kommt doch auch die Reihe wieder an sie.

Es thut mir in der Seele weh, daß ich auf einen so langen und göttlichen Brief, als Ihr letzter war, diese unbedeutenden Zeilen abgehen lassen muß. Aber ich hätte mir und Ihnen selbst die Freude verdorben, wenn ich heute hätte Materien berühren wollen, die mir weder mein Auge, noch das Gewirr im Hause, da meine Mutter morgen in die Stadt zieht, auszuführen erlaubt hätte. Ihr

H.

44. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 14. Dezember 1795.

Mein Auge ist zwar ziemlich wieder hergestellt, liebster Freund, aber ich muß heute einiger Geschäfte wegen zu meiner Mutter nach Berlin und habe also nicht Zeit, mich auf Ihre beiden schönen Aufsätze, die ich nun ganz gelesen, einzulassen. Sie haben mir einen unglaublichen Genuß verschafft, und ich bin überzeugt, daß sie in jeder Rücksicht ein entschiedenes Glück machen werden. Zwar wird sich gewiß Geschrei genug dagegen erheben. Aber — und darauf kommt es doch eigentlich an — Interesse werden sie sicherlich überall erwecken, und es ist sehr möglich, daß sie noch den Horen am Ende dieses Jahres einen Schwung geben. In allen Urteilen, die Sie fällen, stimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige sind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopstock und Goethe. Bei Wieland war der Gegenstand etwas delikat, doch haben Sie sich sehr gut herausgezogen. Herder wird Ihnen freilich

zürnen, daß Sie ihn nur so im Haufen erwähnen, aber es wäre auch schwer gewesen, ihn eigen und ganz zu seiner Zufriedenheit mit unparteiischer Gerechtigkeit aufzustellen. Das Wichtigste an dieser Arbeit ist unstreitig, daß sie der Kritik eine ganz neue, bisher unbekannte Bahn bricht; daß sie da Gesetze aufstellt, wo man bisher nur nach subjektiven Gefühlen geurteilt hat, die wirklich bisher ein jeder sich gleich ungerecht bald ausschließend für die naiven, bald für die sentimentalischen Dichter erklärte, und daß sie zugleich so viele Beispiele an so verschiedenen Dichtern aufführt. Es kann nicht fehlen, daß nicht dieser Weg sollte auch bald weiter betreten werden, und diese neue Ansicht macht eine Revision beinahe aller bisherigen Urteile nötig. Auch in der Idee komme ich ganz mit Ihnen überein, doch darüber nächsten Freitag mehr, da es mir heute an Muße fehlt. Ueber Dunkelheit wird, hoffe ich, bei diesem Aufsatz niemand klagen, die Hauptidee ist so einfach, und Sie haben ihr so viel Klarheit gegeben, sie auch so oft wiedergebracht, daß ich kaum die Möglichkeit eines Mißverständnisses sehe, wenn gleich der neue Gebrauch älterer Namen hier und da einige verwirren wird. Die Entgegenstellung der Ausdrücke naiv und sentimentalisch scheint mir auch sehr richtig. Das einzige, was Sie vielleicht noch mehr hätten der Deutlichkeit wegen herausheben sollen, ist, daß nicht bloß (wie Sie auch ausdrücklich sagen) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befindet, sondern daß auch, wie es mir scheint, die naiven schon immer in ziemlich hohem Grade sentimentalisch sind. Selbst Homer erinnert schon häufig, daß die bessere und größere Natur, die er in seiner Schilderung hinzustellen sucht, nicht mehr da ist, und die übrigen alten Dichter thun dies noch mehr. Doch muß ich hierüber, da es mir bloß während des Lesens eingefallen ist, noch erst genauer nachdenken. Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst, und Ihr Urteil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurteilung halten, und auf die Bibliothek enthielt sogar das Ende des Aufsatzes im 9. Stück eine zwar indirekte, aber sehr deutliche Antwort. Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen?

Für Ihren letzten Brief und Ihr Urteil über meine Arbeiten meinen herzlichsten Dank. Ich will suchen, Ihre Ratschläge, wie ich kann, zu benutzen, um auch die Last der Horen Ihnen, soviel ich kann, zu erleichtern. Was Plane betrifft, bin ich jetzt ziemlich reich, nur mit der Ausführung steht es immer schlecht. Was Sie mir über die Verteilung meines jetzigen Stoffs sagen, hat sehr meinen Beifall. Nur dürfte es freilich viele Schwierigkeiten finden, auch auf diese Weise gleich das Ganze anzugreifen. Für mich ist offenbar der Weg durch einzelne Schriftsteller leichter. Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie eine Schilderung Pindars angefangen, und um wenigstens nicht müßig zu werden, will ich damit fortfahren, bis ich dahin komme, mir nach Ihrem jetzigen Vorschlag eine bestimmte Idee von einem einzelnen Aufsatz zu bilden. Was hielten Sie z. B. davon, eine Abhandlung über die Art der Charaktere zu schreiben, welche die alten Dichter aufstellen, und dies mit einigen neuern zu vergleichen? Man käme dadurch auf einen Hauptzug der Alten, große Figuren in einfachen Umrissen darzustellen, die miteinander in großer Mannigfaltigkeit kontrastieren, aber in sich selbst und durch besondere Züge nicht mannigfaltig charakterisiert sind, zwar einen großen Inhalt, aber nicht einen so verschiedenartig spezifizierten Reichtum als die Charaktere der neuern Dichter besitzen? Auch bildeten die Hauptcharaktere der Tragiker vielleicht einen ähnlichen an sich geschlossenen Kreis, als die Gestalten der Götter, und noch mehr die Charaktere Homers, von denen wir manchmal sprachen. — Sowohl diesem Gedanken, als allen übrigen will ich ferner nachgehen. Auch will ich suchen, eine Uebersicht dessen zu machen, was im ganzen berührt werden müßte.

In der Allg. Litt.-Zeit. ist eine sehr lange und, wie es scheint, gründliche Rezension von Pauw Recherches sur les Grecs, von wem mag diese wohl sein? Es läge mir daran, es zu wissen. Ich dachte, vielleicht von Schlegel in Dresden. Doch war er ja sonst nicht Mitarbeiter.

Ich muß hier schließen, weil es Zeit ist, fortzureiten. Leben Sie herzlich wohl und nehmen Sie diese flüchtigen Zeilen wenigstens als einen Beweis meines Wunsches, doch sogleich etwas auf Ihren herrlichen Brief zu erwidern. Freitag schreibe ich recht ausführlich über Ihre Aufsätze und Ihren göttlichen Plan zur Idylle. Ihr H.

(N. S.) Von dem Musenalmanach kein Wort. Der Michaelis ist schlechterdings der nachlässigste Mensch, den ich kenne. Davon könnte ich Ihnen, wenn ich Zeit hätte, noch ein frappantes Beispiel erzählen, was mir gerade in den letzten Tagen, wo mir das Schreiben am lästigsten war, ein halb Dutzend Briefe auf den Hals geladen hat.

---

45. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 17. Dezember 1795.

Daß Sie aufs neue an Ihren Augen leiden, lieber Freund, thut mir herzlich leid, und ich fürchte, daß gerade dieser Winter, der mehr feucht als kalt zu werden scheint, das Uebel mehr unterhalten wird. Befolgen Sie also den Rat des Arztes genau. Ihrer Augen wegen bedaure ich, daß Sie den Winter nicht in der Stadt sind, wo Sie sich durch gesellschaftliches Geschwätz, wie es auch sein möchte, hätten zerstreuen und die Augen sowie den Geist hätten ausruhen lassen können.

Ihren neuesten Aeußerungen nach dürften wir uns also vor Ende Mai gar nicht, und auch da nicht gleich auf längere Zeit sehen, welches mir sehr leid thut. Gut ist es, daß Sie wenigstens um diese Zeit hier sein werden, wo Goethe nach Italien geht, und auch das ist gut, daß Goethe, wenn er anders nicht viel über ein Jahr ausbleibt, ein halbes Jahr nach Ihrer Abreise wieder hier sein kann, so daß ich nur den Sommer und Herbst, der immer leidlicher für die Einsamkeit ist, ganz allein sein werde. Faxit Deus.

Ich sehne mich jetzt wieder recht nach einer poetischen Arbeit; denn der Beschluß der sentimentalischen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen und, von einer äußern Notwendigkeit gescheucht, habe arbeiten müssen. Indes war dieser letzte Aufsatz auf keine Weise zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demselben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen; denn die glückliche Zeit der Freiheit ist noch fern. Ich habe jetzt die erste Lieferung der Properzischen Elegien gelesen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht besser hätte sein können, weiß ich nicht

zu sagen, da ich nie den ganzen Properz gelesen. Die Uebersetzung ist aber im ganzen recht brav, und im einzelnen hoffe ich noch Verbesserungen; denn ich habe darauf aufmerksam gemacht. Es war auch billig, daß ich andern mitteilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdessen gelernt habe.

Fr. Schlegels Abhandlungen über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältnis beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im ganzen sehr geistleer (daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich). Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist bloß ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena bloß eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Kalypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Cirkassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und ebensowenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigentümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sappho kenne ich nur ein

Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken; hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiele zu sein, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr sein mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Altertum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sakontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte. Goethes Iphigenia, seine Elisabeth in Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine schöne Seele ist mir lieber. Auch Shakespeares Juliette, Fieldings Sophie Western und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Altertume weit.

Aber genug von diesem. Ich wünschte, daß Schlegel (Friedrich) auf eine Materie geriete, die ihn für die Horen brauchbar machte; denn die, worin er jetzt arbeitet, ist durch Sie schon so gut besetzt, und zu viel Raum dürfen wir ihr doch nicht geben.

Neugierig bin ich, was sein Bruder noch bringen wird.

Von Musenalmanachen habe ich noch nichts gesehen. In einem Briefe vom 25. November schreibt mir Michaelis, daß es bloß am Glätten liege. Es muß also vierzehn Tage an einigen Dutzend Exemplaren geglättet werden. Für die Reichsprovinzen ist der Neujahrsmoment schon versäumt, und nun mag er sehen, wie er fährt.

Adieu, lieber Freund. An Li von uns beiden viele Grüße. Sch.

---

46. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 18. Dezember 1795.

Den Haupteindruck, lieber Freund, den Ihre beiden Aufsätze, besonders der letzte, bei wiederholtem Lesen auf mich gemacht haben, ist der, daß sie mir zu fast allem Zweifeln, in welchem ich sonst manchmal im kritischen Urteil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Hauptturteilen selbst den bestimmten, deutlich ausgesagten

Grund hergegeben haben. Ich sehe auch daraus, wieviel jene Ideen umfassen, und wie sehr es Ihnen gelungen ist, das ganze Gebiet der Kritik von dieser Seite auszumessen. Was ich aber für das größte Verdienst Ihrer Arbeit halte und was ich am meisten daran bewundert habe, ist, daß Sie die Verschiedenheit der Dichter so unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichterischen Genies, und diesen selbst geradezu aus dem Begriff der Menschheit ableiten. Ihr ganzes System erhält dadurch außer seinem Umfange und seiner Fruchtbarkeit eine innere Konsistenz und Rundung, deren sich kein anderes bisheriges rühmen kann. Daß die Poesie bestimmt ist, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ist das größeste Wort, was je über sie ausgesprochen werden kann, und drückt zugleich ihre Beschaffenheit, ihren Umfang und ihre Würde aus. Die naive und sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriff herzuleiten, sollten Sie doch noch, und bald, selbst versuchen. Dem tiefer eindringenden Leser kann es zwar nicht schwer fallen, Sie dieser Mühe zu überheben, aber es würde die Konsequenz Ihres Systems in ein herrliches Licht setzen, und nebenher würde sich auf dem Wege auch noch manches ergeben. Den Unterschied der naiven und sentimentalen Dichtungsart kann zwar gewiß niemand verfehlen; aber dennoch hätte ich gewollt, Sie hätten der naiven noch, außer der Entwickelung des Begriffs dieses Ausdrucks in der ersten Abhandlung, auch einen besondren Abschnitt gewidmet. Da der naive Dichter ganz und gar mit der Schilderung des Individuums beschäftigt ist, aber auch der sentimentalische, insofern er Dichter sein will, seinen Gestalten Individualität, und womöglich völlige, geben muß, so kann hieraus ein Mißverständnis entspringen, das vielleicht noch nicht genug dadurch gehoben ist, daß Sie selbst sagen, daß der sentimentalische Dichter immer in gewissem Sinn auch naiv ist. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß in dieser Rücksicht sogar auch für mich eine Stelle etwas hat, worüber ich nicht ganz hinaus kann. Da wir unmöglich in der Sache uneins sein können, so muß ich Ihren Ausdrücken einen falschen Sinn irgendwo beilegen, und ich bitte Sie hierüber um eine Erläuterung. Es ist nämlich dies die Stelle, die sich mit Unterscheidung der absoluten Darstellung und der eines Absoluten schließt, ganz gegen das Ende. Hier bin ich zwar ganz mit Ihnen einig, daß

der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, so wie der sentimentale vielmehr alle Grenzen des seinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht sagen, daß die naive Poesie bloß der Form nach, die sentimentale der Materie nach ein Unendliches sei. Wie ich beide Begriffe von Anfang hereingefaßt habe, so befindet sich der naive Dichter in dem Zustande, in welchem wir noch nicht die beschränkte Wirklichkeit von dem unendlichen Ideal durch Reflexion zu trennen gelernt haben, in welchem die Menschheit in uns noch ein harmonierendes Ganzes ausmacht und wir daher eben diese Harmonie auch in der Natur zu sehen vermeinen. Da hier also noch gar keine Trennung angenommen ist, so bleibt dem Dichter freilich nichts zu thun übrig, als die Natur zu schildern, wie sie ist, ihre Form mit allen ihren Grenzen genau darzustellen. Darum thäte man doch dem Homer unrecht, wenn man seine Poesie bloß der Form nach ein Unendliches nennen wollte. In seiner Ansicht der Natur liegt so gut, wie in seiner Menschheit, dünkt mich, auch der Materie nach ein Unendliches. Nur weil er sich dies nie abgesondert gedacht hat, stellt er es in der sinnlichen Gestalt dar, in welcher es, als ein Ganzes, auf ihn einwirkt. Der sentimentalische Dichter unterscheidet sich durch die Absonderung des Ideals von der Wirklichkeit, woraus eben seine drei Arten möglicher Aeußerung aus den verschiedenen Verhältnissen beider gegeneinander herfließen. Er hat also freilich ein Unendliches der Materie nach. Aber er muß sein Ideal doch auch individualisieren. Sieht man daher bloß auf die Forderungen der Kunst, nicht auf die Möglichkeit der Ausführung, so müßte er ebensogut, als der naive, auch der Form nach ein Unendliches darstellen. Denn nur insofern von dem Dichter und seinem Werke (also von etwas Wirklichem) die Rede ist, kann ich zugeben, daß die naive Poesie der sentimentalischen an die Seite gestellt werde, und daß man den Vorzug der einen mit dem der andern vergleichen wolle; sobald man aber von der Gattung spricht, kann ich die naive für nichts anderes, als für eine frühere Stufe, und nur die sentimentalische für den Gipfel erkennen. Machen Sie es mit Ihrer Idylle auch in der ersten Rücksicht wahr. Ich bin überzeugt, daß Sie es könnten, wenn Sie im weitesten Umfange des Worts die höchste und glücklichste Freiheit genössen. Sollte man daher nicht vielmehr so sagen

müssen: die naive und sentimentalische Poesie können und müssen eigentlich ein Unendliches der Form und Materie darstellen. Die erstere aber trennt beide nicht und stellt daher beide zugleich in dem einzigen der Form dar; die sentimentalische verknüpft beide, nachdem sie sie mehr abgesondert hat? Dieser Zweifel, den ich Ihnen hier vorgetragen habe, ist mir vorzüglich entstanden, indem ich den Unterschied beider Poesien auf die Bildhauerkunst anwende. Da er, wie Sie selbst sagen, nur mit den nötigen Abänderungen, durch das ganze Gebiet der Kunst gültig sein muß, so schien mir diese Probe nicht übel, um zu versuchen, inwiefern ich Ihre Ideen gefaßt hätte. Denn die Anwendung muß notwendig bei der am meisten plastischen unter allen Künsten am schwierigsten sein, da im ganzen doch, wie das Naive sich mehr zum Plastischen und Epischen, so das Sentimentale mehr zum Musikalischen und Lyrischen hinneigt.

Dies, was ich eben erwähnte, abgerechnet, wüßte ich nichts, worin mir Ihr Raisonnement dunkel oder unvollständig geschienen hätte. Ueberall vielmehr haben Ihre Ideen, wie ich auch erst sagte, mir Licht und Aufklärung gegeben, und ich bin überzeugt, daß sie sehr fruchtbar in Anwendung bei mir sein werden. Jedem nicht vorher Eingenommenen muß es in die Augen springen, wie genievoll Sie Ihren Gegenstand umfaßt und behandelt haben, und da die Hauptidee so simpel ist, die Anwendungen gleich gebraucht werden und nur gerade Gegenstände betreffen, über die jeder, der sich irgend mit Litteratur beschäftigt, schon oft selbst geurteilt hat, so gewinnt Ihre Abhandlung dadurch ein unglaublich großes Interesse. In mehreren einzelnen Dingen sind wir uns ganz erstaunlich begegnet. So z. B. in dem Urteil über Voltaire, dem ich von jeher keinen eigentlichen Geschmack abgewinnen konnte, über Ardinghello, über den ich mich schon in Göttingen mit Schlegel oft lebhaft stritt ꝛc. Von eigentlichen Ideen ist mir hierin der Unterschied zwischen musikalischer und plastischer Poesie am meisten aufgefallen. Ich kam in der letzten Woche auf einem eignen Wege auf diese Materie. Es fiel mir bei Gelegenheit eines Briefes an Sie ein, daß ich keine bedeutende Tragödie einer Frau kenne (in Rücksicht der Griechen hat Schlegel eben dies in seiner Diotima bemerkt), ebensowenig eine Epopöe, und wenn ich, was mir von weiblicher

Dichtung bekannt ist, durchgehe, so finde ich, daß jeder Stoff immer von Frauen lyrisch behandelt wird. Ich dachte damals auch an einige Männer, die sich in ähnlicher Lage zu befinden scheinen, und Ihre Unterscheidung zwischen musikalischer und plastischer Poesie hat mich nun über diese Verschiedenheit teils befestigt, teils bestimmt. Dadurch, daß ich den Gegensatz zwischen dem Lyrischen und Epischen machte, kam viel Schwankendes, Zufälliges und sogar Unrichtiges in meine Vorstellungsart. Jetzt will ich die Spur weiter verfolgen und die Eigentümlichkeiten des musikalischen und plastischen Dichtergeistes näher aufsuchen. Dieser Gegenstand liegt mir um so näher, als die Griechen, dünkt mich, bei weitem mehr plastisch waren und diese Eigentümlichkeit mir Ihrer lyrischen Poesie, die, ihrer Natur nach, doch eine musikalische Behandlung erfordert, ein ganz eignes Gepräge aufzudrücken scheint. Bis auf einen gewissen Grad ist es unstreitig leichter in der musikalischen Poesie zu gelingen; aber die höchste Wirkung hervorzubringen, dürfte doch auch gerade hier wieder am schwersten sein.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

---

47. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 25. Dezember 1795.

Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie mit meiner Arbeit zufrieden sehe, und daß wir auch hier nicht bloß im ganzen, sondern vorzüglich in gewissen einzelnen Partien so sehr zusammen stimmen. Mir ist diese Arbeit viel näherliegend, als manche andere; sie scheint mir in einem höheren Grade *mein* zu sein, sowohl des Gedankens wegen, als wegen seiner Anwendung auf mich selbst. Auch hat sie dadurch etwas Wohlthuenderes für den Geist, weil sie zu den Abstraktionen auch die Erfahrungen gibt und dadurch subjektiv etwas Ganzes leistet.

Sie wünschen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nur vorher selbst gewußt hätte, daß ich die Ausführung der sentimentalischen so weit treiben würde. Aber der erste Aufsatz war schon abgeschickt, ehe ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide

Aufsätze beziehen sich mehr durch einen natürlichen Instinkt in mir als durch einen absichtlich entworfenen Plan aufeinander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indes werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufsatz manches in Rücksicht auf die naive Dichtung nachgeholt ist, und im dritten wird dieses vielleicht noch mehr der Fall sein.

Auf Ihr Bedenken habe ich folgendes zu antworten. Es scheint aus Ihrem Anstoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität mit Idealität vereinigt fordert, zu sehr schon in die Arten legen. Ich betrachte diese letzteren mehr als die Grenzen des erstern, Sie scheinen solche mehr wie verschiedene Ausführungen desselben anzusehen. Soviel ist aber gewiß, daß die naive Poesie einen begrenzteren Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff sich mehr annähert und den Artcharakter mehr ablegt. Da ich aber diesen gerade streng unterscheiden wollte, so mußte ich das größere Gewicht auf die negative legen; ich mußte mehr von dem abstrahieren, was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie der Gattung entgegengesetzt ist. Naive Poesie verhält sich zur sentimentalischen (wie auch gesagt worden) wie naive Menschheit zur sentimentalischen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede sein, daß die bloß naive Menschheit den Gehalt für den Geist nicht hat, welchen die sentimentalische, in der Kultur begriffene besitzt, und daß diese in der Form, in dem Gehalt für die Darstellung, der erstern nicht gleichkommt. Deswegen ist die letztere, wenn sie sich vollendet hat, so weit über die erstere erhaben. Hat sie sich aber vollendet, so ist sie nicht mehr sentimentalisch, sondern idealisch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlassung, zu sehr für eins nehmen. Die sentimentalische wird von mir nur als nach dem Ideale strebend vorgestellt (dies ist in der dritten Abhandlung am Bestimmtesten aufgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetisches zugestehe als der naiven. Sie ist auf dem Wege zu einem höheren poetischen Begriff, aber die naive hat einen nicht so hohen wirklich erreicht, ist also, der That nach, poetischer.

Wir müssen also hier sorgfältig die Wirklichkeit von dem absoluten Begriffe scheiden. Dem Begriff nach ist die sentimentalische Dichtkunst freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden, aber sie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte sie ihn, so würde sie aufhören, eine poetische **Art** zu sein. Der Wirklichkeit nach ist es aber ebenso gewiß, daß die sentimentalische Poesie, qua Poesie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eigenen Begriff von den Geschlechtern und deren Verhältnis zur geschlechtslosen Menschheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, ist der Mann mehr ein bloß möglicher Mensch, aber ein Mensch in einem höheren Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen sind, so sind sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Gibt man aber ihre spezifischen Unterschiede an, wie ich bei beiden Dichtungsarten thun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommnere Form, die Frau durch einen niedrigeren Gehalt, aber eine vollkommnere Form unterscheiden. Sie selbst sagen in einem Ihrer Aufsätze: „Die Frau könne innerhalb ihres Geschlechtes, der Mann nur mit Aufopferung seines Geschlechts wahrer Mensch werden." Dasselbe sage ich auch in Rücksicht auf beide Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie ist zwar conditio sine qua non von dem poetischen Ideale, aber sie ist auch eine ewige Hindernis desselben. Die naive Poesie hingegen stellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, so werden Sie mir eingestehen, daß kein griechisches Trauerspiel dem Gehalt nach sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden kann. Eine gewisse Armut und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dies mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homers Werke haben zwar einen hohen subjektiven Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objektiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effekt

des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale als materiale nennen. Das Unendliche in der Form ist ihr Gehalt, und so gehören die plastischen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das sentimentalische liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poesien finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, so wenig kann ich sentimentalische auffinden, die es der Form nach wären, und ist es überhaupt nur ohne Widerspruch möglich? Kann das sinnlich Erscheinende unendlich sein, kann das Unendliche erscheinen? Nur indem sie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen ins Absolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empirische verläßt, kann sie als Vernunft sich äußern. Das Ideal entsteht ja auch, logischerweise, nur durch Abstraktion von aller Erfahrung, und mit dieser wird ja der naive Charakter aufgehoben. Ist aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abstraktion von aller Erfahrung möglich, wie soll es Erfahrung werden? Das griechische plastische Ideal ist zwar auch durch eine Abstraktion erzeugt, aber nur durch eine Abstraktion von bestimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das ist ein unendlicher Unterschied. Jenes hat auch Homer in seinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieses. Er hat Verstandes-, aber keine Vernunftideale.

Abends.

Der Kopf ist mir durch ein strenges Hinsehen auf meine Arbeit so angespannt, daß ich es dem Zufall überlassen muß, ob das hier Gesagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflösung von Zweifeln ist der Dialog fast unentbehrlich; eine Viertelstunde würde uns wahrscheinlich im Gespräch verständigen. Vielleicht löst mein dritter Aufsatz Ihre Bedenklichkeiten ganz: wenigstens will ich erst erwarten, was dieser für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduktion beider Dichtungsweisen aus dem Begriff der Poesie, und die Deduktion dieses Begriffes selbst würde mich doch zu lang in dem Felde meiner jetzigen Untersuchung verweilen und es ließe sich, da alles mit allem zusammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit sie mich führen würde. Dem Inhalte nach ist sie sowohl in meinen Briefen über ästhetische Erziehung als in den gegenwärtigen drei Aufsätzen gegeben.

Was auf diese Aufsätze öffentlich erfolgt, bin ich wirklich begierig. Stille gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich mehr darauf einläßt. Für die Horen ist es schon genug, wenn sie Aufsehen erregen, von welcher Art dies auch sein mag.

Goethe schreibt mir, er höre von mehreren Orten her, daß die Subskription auf die Horen zunehme. Cotta hat mir vor acht oder zehn Tagen geschrieben, aber weder Gutes noch Schlimmes den Debit betreffend. Binnen sechs Wochen muß es sich ausweisen. Daß die letztere Hälfte mehr Glück gemacht hat als die erstere, ist wohl zu glauben.

Von Herder habe ich noch nichts, doch hat er etwas versprochen.

Soeben ist Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Rezension der Horen sagte, befreit mich und vermutlich auch Sie von einem großen Teil unserer Besorgnisse. Fürs erste hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, sondern auch alle ästhetischen Aufsätze (den Rhodischen Genius und Las Casas miteingerechnet) zur Rezension bekommen, die er auch schon seit acht Tagen eingeschickt hat, und so daß Schütz sich einbildet, mich recht sehr damit zu erfreuen. Fürs zweite hat er mir versichert, daß der Hallischen Annalen nicht erwähnt werden solle, und daß er sowohl die Würde der Horen als der Litteraturzeitung zu sehr respektierte, um sich ihrer gegen den Hallischen Rezensenten anzunehmen. Allgemeiner sarkastischer Winke, wie er sagt, habe er sich wohl bedient, und dieses Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht gespannt oder verlegen, sondern ziemlich degagiert fand, so schließe ich auch, daß er in Rücksicht auf unsere philosophischen Aufsätze ein gutes Gewissen haben muß, obgleich er mir darüber nichts sagte. Er spricht auch von einer großen Länge der Rezension, und mich freut, daß er hierin einigen Mut beweist, da man gerade die Länge der ersten so wenig

hat verzeihen können. Er offerierte mir, ob ich die Schlegelsche Rezension erst im Manuskript sehen wolle, welches ich nicht nötig fand; sein eigenes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offeriert, und ich wollte durch eine solche Motion ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht schickt er mir es aber doch noch zu; denn es erscheint erst auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermute; da er die Aufsätze nicht nach den Monatstücken, sondern unter den drei Rubriken, poetische, philosophische und historische Aufsätze durchgeht.

Auch Schlegel hat mir gestern selbst davon geschrieben, der ganz voll Feuer für die Horen ist. Die Rezension selbst erscheint auf einigen Supplementblättern, deren in diesem Jahre mehrere vorkommen sollen, weil die ordentlichen Supplementbände nicht zu stande kommen. In spätestens vierzehn Tagen werden wir sie lesen.

Ich habe mir immer vorgenommen gehabt, Ihnen den Empfang der 50 Louisd'ors zu melden, aber über andern Artikeln vergaß ich es immer. Ich danke Ihnen also hiermit schönstens für diese Besorgung, 15 Louisd'ors habe ich davon an Goethe und 10 an Herder gegeben, welche beide, besonders Goethe, sehr damit zufrieden schienen; 5 werde ich noch an die Mereau und an Woltmann verteilen. Den Almanach habe ich noch nicht, obgleich es gerade nun ein Monat ist, daß Michaelis mir schrieb, er sollte mit der nächsten Post folgen und es liege bloß an dem Glätten, daß ich ihn noch nicht habe.

Heute schickte mir endlich Woltmann seine Oper und seine Tragödie; jene heißt der Gerichtshof der Liebe, diese Cecilie von der Tiber und ist eine Bremische Geschichte. Gleich die erste Scene ist auf einem Kirchhof zwischen einem Totengräber und seiner Mutter. Soweit ich beim Durchblättern sehe, ist redlich aus andern Schauspielen ausgeschrieben. Die letzten Worte der sterbenden Heldin sind: Freiheit! Freiheit! und damit endigt auch das Stück. Weiter habe noch nichts gelesen.

In der Oper finde ich beim Aufschlagen folgenden Vers:

Höher, als die Kraft, die sieget,
Wenn das Feld von Lanzen starrt,
Die zum hohen Ziele flieget,
Wo der Dichtkunst Palme harrt,
Ist die Macht, die überwindet,
Was im Busen unsrer Pflicht

Ungewissen Kampf verkündet,
Und das Wort: Ich will es! spricht.

Leben Sie wohl, lieber Freund. An die Li von uns herzliche Grüße. Ihr Sch.

---

48. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 29. Dezember 1795.

Es kommt mir heute so vielerlei zusammen, liebster Freund, daß ich Ihnen nur einige flüchtige Zeilen schreiben kann. Da ich so lange nicht auf einige Tage in Berlin gewesen bin, so drängen sich die Besuche auf eine unerhörte Weise, und erst gegen Ende dieser Woche, wenn ich noch länger hier bleiben sollte, sehe ich Ruhe ab.

Der Musenalmanach ist jetzt in allen Händen, und Michaelis hat auch mir meine Exemplare geschickt, wofür ich Ihnen sehr danke. Wie es scheint, wird er entsetzlich gekauft. Wenigstens findet man ihn in allen Häusern. Daß das Urteil verschieden ausfallen würde, läßt sich denken. Die Vernünftigen sind natürlich ganz und entschieden für ihn, aber dieser gibt es nur wenige. Bei den übrigen muß man sich begnügen, wenn sie den offenbaren Vorzug des Almanachs unter seinen Brüdern anerkennen, und dies thun sie denn doch in der That. Die härteste Kritik muß sich Goethe gefallen lassen, besonders seine Epigramme, für die nun auch freilich der Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden müssen, am schwersten zu finden ist, und die ich daher auch von einigen ebenso grundlos loben, als von andern tadeln höre.

Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meisten, den Tanz am wenigsten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan und Notwendigkeit des Zusammenhanges tadeln, in der Macht des Gesanges die letzten Strophen den ersten schlechterdings nachsetzen, und was des Geschwätzes mehr ist. Bei allen diesen Urteilen wird es mir immer lebhafter, welche Bewegungen Ihre sentimentalischen Dichter erregen werden. Ich freue mich in doppelter und ganz verschiedener Rücksicht darauf. Bei den einen wird der Eindruck lächerliche Wirkung hervorbringen, bei vielen anderen besseren aber wird der Auf-

satz die gute Folge haben, daß er ihren vorher unbestimmten Meinungen eine Sprache leihen und vieles der gegenseitigen Beurteilung im Gespräche fähig machen wird, worüber sich bis jetzt kaum mit den Eingeweihtesten reden ließ. Ich habe ihn gestern noch einmal ganz gelesen, und seitdem mir die Ideen nun ganz geläufig sind, habe ich die Diktion genau studiert, und ich kann nicht genug bewundern, welches Gepräge der Vollendung oder vielmehr des im Kopfe vollendeten ganz geschlossenen Gedanken sie überall an sich trägt.

Ich werde jetzt sehr häufig aufgefordert, zu erklären, warum die Schriften der frühern Philosophen in Deutschland (so um Lessing herum), wie man behauptet, gerade ebenso leicht und faßlich, als die der jetzigen, wie man findet, dunkel und schwerfällig sind. Allein nirgends gelingt es mir, auch nur einigermaßen die Menschen zu überzeugen, daß die heutigen Philosophen in Rücksicht auf die Materie einen schwierigern Stoff behandeln, daß die heutige Philosophie mehr das Gepräge der Natur und der Wahrheit an sich trägt und daher schwerer darzustellen ist, als die ehemalige, die fast bloß ein Werk des abstrahierenden Verstandes war und den Gegenstand, ohne große Schonung gegen ihn, fast allein und ganz logisch behandelte, da es denn natürlich leichter ist, bloß scharfsinnig und spitzfindig, als tief zu schreiben; — und daß in Rücksicht auf die Form jene früheren Schriftsteller teils gar kein Ideal des Stils, sondern bloß wirkliche fremde Muster vor sich hatten, teils das Ideal aus Bequemlichkeit herabsetzten, wie sie z. B., statt ästhetisch zu schreiben, nur witzig zu schreiben suchten. Und doch scheint mir in diesen beiden Betrachtungen eigentlich die Erklärung des Phänomens zu liegen, das man an sich nicht bestreiten bedarf. Diese Gründe aber gelten bloß von unseren besten jetzigen Schriftstellern, meiner Herzensmeinung nach bloß von Ihnen. Was alle übrigen betrifft, so glaube ich, sind sie zu sehr von ihrem Stoff erfüllt und halten mehr Monologe über denselben mit sich, als Gespräche mit dem Publikum. Dies ist an sich zwar unnatürlich, aber es beweist doch eine gute Tendenz der Gemüter auf wichtige und gehaltreiche Fülle der Ideen.

In Rücksicht auf Goethe werde ich auch oft gefragt, warum er soviel teils Schlechtes, teils Unvollendetes ins Publikum gibt? Bei dieser Frage ist nun freilich manches, was man nicht beantworten will und diesen Leuten nicht

beantworten darf. Allein, was das Unvollendete betrifft, wie z. B., ich gestehe es offenherzig, ein sehr großer Teil der Epigramme, so kann mir ihre Publikation doch nicht leid thun. Setzt man nur den Unterschied von Machen und Publizieren gehörig fest, so muß der wahre Schriftsteller zwar nichts anders als das Vollendete machen wollen, aber es wäre schade, glaube ich, wenn er zu keusch sein wollte, das, was er einmal nicht weiter vollenden kann, ganz zu unterdrücken. Daß ein Dichter, besonders ein moderner und also sentimentalischer, etwas durchaus Vollendetes hervorbringe, etwas, das sein Dichtergenie in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Größe ausdrücke, läßt sich, dünkt mich, auf keine Weise erwarten. Es bleibt hier also kaum etwas anderes zu thun übrig, als der Nachwelt dasjenige zu übergeben, was in dem jedesmaligen Moment das möglichst Höchste war. Freilich erhält nun die Kunst kein einzelnes Kunstwerk, auf das sie mit völliger Zuversicht stolz sein könnte, aber der Kunstsinn wird doch durch die ganze Summe der Produkte desselben in stand gesetzt, es gewissermaßen auszumessen und sich zu den Ideen zu erheben, die es selbst von einem vollendeten Kunstwerk faßte.

Von Schlegel habe ich in diesen Tagen ein Manuskript Beiträge zur Kenntnis der Griechen erhalten, das, soweit ich es las, bloß einen Teil einer Abhandlung über moderne Poesie enthält. Es hat mir leid gethan, es nur so kurze Zeit zu haben, daß es mir unmöglich ist, ihm mein Urteil darüber auch nur einigermaßen mit Gründen begleitet zu sagen. Aber der Totaleindruck, den es auf mich gemacht, und den ich ihm nicht ganz verschweigen darf, ist der, daß es unter allem Bisherigen, was ich von ihm las, das am wenigsten deutlich gedachte und klar auseinandergesetzte ist. Ihre neuesten Abhandlungen werden dem Dinge durch den Kontrast noch mehr schaden. Indes ist es reich an Ideen, so wie der Verfasser überhaupt. Wie er mir schreibt, ist er weder mit Ihren noch den Kantischen Theorien über das Schöne einig und denkt eine eigene aufzustellen. Die Fichtischen Ideen scheinen auch in ihm herumzugehen. Ich wollte viel darum geben, daß er einige ihn jetzt hindernde Schwierigkeiten des Vortrags überwinden könnte. Denn ich kann nicht leugnen, daß ich ihn sehr schätze. Von Herzen adieu! Tausend Grüße von uns beiden an Sie und Lolo.

Humboldt.

49. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 4. Januar 1796.

Sie haben mir, liebster Freund, in Ihren neuesten Briefen so vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältnis werde nachkommen können. Besonders ist die Frage: „inwiefern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage?“ sowie auch der Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwickelung seiner Individualität bestehe, von äußerster Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken und, was mir klar wird, Ihnen schreiben. Soviel ist mir in Rücksicht auf das erste jetzt schon klar, „daß jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbständig ist, das heißt, als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist.“ Doch kann ich jetzt nicht mehr darüber sagen, denn Goethe, der bei uns ist, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlasse, das ich heute vorgenommen, ist mir der Kopf eingenommen.

Sie schrieben mir neulich nicht, welcher Schlegel Ihnen einen Aufsatz zur Kenntnis der Griechen geschickt. Doch wohl der aus Dresden?

Heute habe ich auch meinen Aufsatz, die sentimentalischen Dichter betreffend, für das erste Januarstück geendigt und abgeschickt. Ich hätte Ihnen eine Kopie davon gesandt, aber mein Abschreiber ist diese Weihnachtsferien abwesend.

Von Michaelis habe ich noch keinen Almanach erhalten und danke es Ihnen deswegen doppelt, daß Sie mir drei Exemplare so zeitig geschickt haben.

Heute nichts mehr. Hier zu Ihrer Unterhaltung einige fremde Sachen. Adieu, mein teurer Freund. Ich schreibe den nächsten Posttag. Herzliche Grüße an Karoline. Ihr

Sch.

Spät Abends.

N. S.

Was Sie mir von dem Almanach schreiben, war mir sehr angenehm; denn daß mit Begierde danach gegriffen

wird, ist alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publikums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Charakter der Produkte soll das Urteil der Majorität, hoffe ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es ist mein ernstlicher Vorsatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und selbst das, was ich in diesen Tagen anfange zu arbeiten, dürfte ihm wahrscheinlich zufallen. In diesem Jahre werde ich außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Staël, welche ich doch nicht so ganz kahl mag abdrucken lassen, und außer der Rezension des Meisters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poesie ergeben.

Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortiert und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortieren werde ich Sie und Körnern vorschlagen. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicherweise unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden.

---

50. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 9. Januar 1796.

Für unsere Korrespondenz, mein liebster Freund, ist seit vierzehn Tagen eine üble Zeit gewesen, und sie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der ersten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung, welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgstall aus Kopenhagen, mit mächtigen Empfehlungen versehen, dem ich viel Aufmerksamkeit beweisen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erschien Goethe, der mir alle Abendstunden nimmt, und seit etlichen Tagen ist Herr von Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann und auch nicht mag, da ich

ihn gern habe. Ich habe seit fast zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die wenige übrige Zeit hat mir die Versendung der Horen und des Almanachs (den ich aus dem Buchladen ausnehmen mußte) nebst einer Menge öfters lästiger, aber notwendiger Briefe an Engel, Bürde nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und andere weggenommen. Urteilen Sie nun selbst, ob ich für unsere Korrespondenz, bei der ich so gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich besser als mit dem Sommer zufrieden.

Die erste Abteilung der Rezension der Horen haben Sie nun wahrscheinlich schon gelesen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es ist gar keine Frage, daß wir lange hätten suchen müssen, um einen bessern Beurteiler zu finden, aber befriedigt hat sie mich doch nicht ganz, und ich vermute, es wird Ihnen auch so sein. Indessen ist Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelassen wurde, so viel geleistet hat. Mit seinen Kritiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig sein. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Rezension einzuwenden, besonders in Rücksicht auf das, was an seinen Versen getadelt wird, im ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden und hat eine gute Meinung von Schlegel bekommen. Schütz scheint seit einiger Zeit wieder großen Respekt gegen die Horen zu hegen, vermutlich erfuhr er aus der Rezension Schlegels erst, was an den Gedichten sei. Er spricht auch wieder von meinen philosophischen Aufsätzen, unter denen er den über das Naive mir gar nicht zuschrieb, vielleicht auch noch andre nicht, denn er erschrak ordentlich, wie er im Register so oft meinen Namen fand.

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 5ten. Das Uebelbefinden der guten Karoline betrübt mich sehr, und auch daß Sie noch immer nicht recht wohl sind. Unter diesen Umständen konnten Sie nichts Besseres thun, als in Berlin leben, und ich rate Ihnen, es nicht sobald zu verlassen. Es ist mir übrigens ein Trost, daß unsere beiderseitigen Zerstreuungen in eine Epoche zusammenfallen, weil sonst der einsam bleibende von beiden sich verlassen finden würde.

Daß der Aufsatz über das Naive Eingang zu finden scheint, ist mir, des folgenden Aufsatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es ist immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den sentimentalischen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufsatz wird interessieren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und sentimentaler Poesie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet und bestimmt, alsdann zwei herrschende Grundsätze, welche das Platte und das Ueberspannte begünstigen, geprüft habe (der eine ist, daß die Poesie zur Erholung, der andere, daß sie zur Veredlung diene), so trenne ich von beiden Dichtercharakteren das Poetische, was sie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengesetzte Menschencharaktere, die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beiden Dichterarten entsprechen und nur das prosaische Gegenstück davon sind. Ich führe diesen Antagonism durch das Theoretische und Praktische umständlich durch, zeige das Reale von beiden, sowie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Karikaturen desselben, d. h. zu der groben Empirie und Phantasterei über, womit die Abhandlung schließt. Es sind also drei Gradationen von einem jeden Charakter aufgestellt, und es zeigt sich, daß die Spaltung zwischen beiden immer größer wird, je tiefer sie herabsteigen.

Naiver Sentimentalischer
Dichtergeist, Dichtergeist,
welche beide darin übereinkommen, daß sie aus dem Menschen ein Ganzes machen, wenngleich auf sehr verschiedene Weise.

Realism, Idealism,
welche darin übereinkommen, daß sie sich an das Ganze halten und nach einer absoluten Notwendigkeit verfahren, daher sie in den Resultaten gleich sein können.

Empirism, Phantasterei,
welche bloß in der Gesetzlosigkeit übereinkommen, die bei dem Empirism in einer blinden Naturnötigung, bei der Phantasterei in einer blinden Willkür bestehet.

Ich hoffe, daß Sie diese hier roh hingeworfenen Ideen mit sorgfältiger Strenge ausgeführt finden sollen. Da ich selbst ein Idealist bin, so mußte ich mich sehr objektiv machen, um ein entscheidendes Urteil in dieser Sache zu haben; aber ich bin überzeugt, daß mir in diesem Punkt keine Menschlichkeit begegnet ist. Nach dem, was Sie mir von Schlegels

Arbeit schreiben, erwarte ich eher eine implicite Bestätigung als eine Erweiterung oder Widerlegung meiner Ideen über diesen Gegenstand. Es scheint doch, er hat sich mehr an das grobe Phänomen gehalten, was jedem auffällt, ohne in das Innere einzudringen. Sein Urteil über Shakespeare beweist es, denn seine Manier ist das erste, was einem an ihm auffällt, und bei manchem oft das einzige. Goethe, als ein ganz verhärteter Realist, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

Nun habe ich, einige Bemerkungen zur Madame Staël etwa ausgenommen, in dem philosophischen und kritischen Gebiete eine Zeit lang nichts mehr zu bestellen und eile mit erleichtertem Herzen meiner Muse entgegen.

Von Michaelis habe ich auch mit dem heutigen Posttage noch nichts erhalten, obgleich der Almanach hier in allen Buchläden verkauft wird. Ich nehme Exemplarien hier aus und ziehe ihm den Betrag von einer Bücherrechnung ab, die ich ihm glücklicherweise noch zu bezahlen habe. Anders weiß ich mir nicht zu helfen, da ich dem Publikum nicht sagen darf, wie sehr der elende Mensch mir manquiert.

Haben Sie doch die Güte, lieber Freund, eingeschlossenen Brief an Kosegarten mit einem guten Exemplar des Kalenders zusammenzupacken und unter der auf dem Briefe bemerkten Adresse an Kosegarten franko zu senden. Auch an Meyer in Berlin sind Sie so gütig, ein gutes Exemplar des Almanachs, wenn er noch keins von Michaelis haben sollte, auf meine Rechnung abzugeben.

Ich sende Ihnen hier das tägliche Taschenbuch, worauf mich Seidler bis jetzt warten ließ. Tausend herzliche Grüße an Sie und die gute Karoline von uns, der ich von Herzen eine gute Besserung wünsche. Ihr Sch.

Den 13. Januar.

Wenn Sie ohne Beschwerlichkeit für sich selbst 24 Ld'ors auf sechs bis acht Wochen missen können, lieber Freund, so möchte ich Sie bitten, diese Summe an Friedländer für Engeln abzugeben, der es zu wünschen scheint. Genierte Sie diese Zahlung, so geben Sie mir nur in zwei Worten mit erster Post davon Nachricht.

---

51. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 12. Januar 1796.

Es war mir heute doppelt erfreulich zu hören, daß Ihnen, liebster Freund, meine vorigen Briefe noch Stoff zum Nachdenken hinterlassen haben, da ich heute kaum hoffen darf, Ihnen mehr als einige Zeilen zu schreiben. Schon seit einigen Tagen war ich nicht recht wohl, und gestern, wo ich den ganzen Nachmittag und Abend in der Oper zubrachte und mich vielleicht erkältete, nahm das Uebel zu, so daß ich heute medizinieren mußte. Daher ist mir der Kopf äußerst wüst, und es wird mir schwer, nur einige Gedanken zusammenzubringen.

Von der Oper muß ich Ihnen doch noch einige Worte sagen. Sie gehört im ganzen zwar wohl nicht zu den besten in Europa, indes gibt es hier eine wirklich große und talentvolle Sängerin, die Marchetti. Allein was das diesjährige Karneval auszeichnet, ist eine Tänzerin aus Wien, Mad. Vigano, die wirklich jede Beschreibung übertreffen würde. Ich gäbe viel darum, wenn Sie sie sehen könnten. Eindrücke dieser Art pflegen schon durch ihre Seltenheit stark auf Sie zu wirken. Die Vigano glänzt nicht eigentlich durch die gewöhnlichen Tänzerkünste, durch große und vielfache Sprünge, sondern allein durch eine unbegreifliche Anmut und Grazie der Stellungen. Ihre sehr große Stärke braucht sie allein dazu, ihrer Grazie Fundament und Festigkeit zu geben. Sie scheint mir mehr für den niedrigern und komischen als für den pathetischen Tanz gemacht. Aber in jenem besitzt sie auch eine wahrhaft rührende Naivetät. Schon ihr Anzug verkündet einen edlen und schönen Geschmack. Ohne auch das feinste Gefühl zu beleidigen, läßt er fast den ganzen Körper in seiner natürlichen Anmut sehen. Ihre Tänze an sich haben wenig Charakteristisches, überhaupt wird man gar nicht an Kunst und nur sehr wenig selbst ans Theater erinnert. Man sieht eine liebenswürdige weibliche Figur mit immer gleicher Natur, Wahrheit und Grazie mit durchgängiger Harmonie und Einheit eine Menge wechselnder Stellungen und Gänge machen; und wenn aller übriger Tanz bald pittoresk durch die Mannigfaltigkeit der Bewegungen, bald charakteristisch durch das, was er darstellt, wirkt, so wirkt dieser, ohne jene Vorzüge (die nur vielmehr vor dem

überwiegenden verschwinden) zu entbehren, durch den Charakter, den er selbst durchaus an sich trägt. Gerade aber durch diese einfache und natürliche Wahrheit macht er auf mich einen ganz vorzüglichen Eindruck, und noch nie habe ich das Bild der Leichtigkeit und Grazie so rein aus einem lebendigen Anblick geschöpft. Man würde diese Tänzerin nicht mit Unrecht mit einer lebenden Antike vergleichen, wenn nicht fast alle weiblichen Antiken ein gewisses Pathos an sich trügen, das ich wenigstens bis jetzt in ihr nicht kenne, ob ich sie gleich dessen nicht unfähig halten möchte.

Da die Menschen alles, was graziös und einfach ist, griechisch nennen, so erhält die Vigano diesen Namen in doppeltem Grade. Indes ist es mir auffallend gewesen, wie sehr, ungeachtet jener hervorstechend einfachen Naivetät, der Charakter des Modernen ihrem Tanz aufgeprägt ist. Wahrscheinlich liegt es doch noch in etwas für das Altertum zu Manieriertem und Verfeinertem, in einer gewissen luxurierenden Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Stellungen. Ueberhaupt ist es (wenigstens aus den uns übrig gebliebenen Resten) schwer, das Eigentümliche dieser Tänze, das Edelkomische (edler Anstand ohne alles Pathos) in irgend einer Gattung unter den Griechen wieder zu finden. Die Urbanität des Terenz, die wohl noch am besten auf den Menander und die neuere Komödie schließen läßt, ist gewissermaßen für jene Gattung zu leer, wenn sie auch immer ganz rein von demjenigen wäre, was doch schon an Unanständigkeit grenzt, was wenigstens (wie die Begegnung der Sklaven) nicht bloß unser, sondern das natürliche Gefühl überhaupt zurückstößt. Die echt griechische Idylle aber hat auch, z. B. im Theokrit, nicht wenig echt Bäuerisches und Sizilianisches. Außer diesen beiden Gattungen bleibt nun nichts übrig als die Mimen, die im Grunde bloße Nachahmungen einzelner Scenen aus dem gemeinen Leben, vorzüglich der niedrigern Stände waren, wo man z. B. das Gespräch einiger Weiber über irgend ein großes Fest, den Krankenbesuch eines Arztes oder dergleichen schilderte. Von diesen weiß man freilich zu wenig, und sie müssen noch am meisten mit einzelnen Scenen, z. B. des französischen Theaters übereingekommen sein.

Aber lachen Sie nicht, wohin ich mich von der kleinen Tänzerin aus verirrt habe? Indes sollten Sie es fühlen wie ich, liebster Freund, wie selten mir der Genuß an irgend einigem gesellschaftlichen Raisonnement wird, um ganz

zu begreifen, wie ich an meinen Briefen an Sie immer und von jedem Gegenstand dahin zurückkomme.

Mein hiesiger Aufenthalt wird wohl ziemlich noch an drei Wochen dauern, da ich wahrscheinlich das Ende des Karnevals hier abwarte. Meine Frau vorzüglich findet doch zu viel Nahrung für ihre Liebhaberei zur Musik hier und hat noch so wenig in dieser Art gehört, daß ich schon ihretwegen gern hier verweile, so willig sie auch ist, wieder mit mir in die Einsamkeit zurückzukehren, und dann kommt ihre Kränklichkeit, meine Augenschwäche u. s. w. hinzu. Sind wir indes wieder in Tegel, so bleiben wir auch bis zu Alexanders Ankunft, der uns hier besuchen will, dort. Doch ist es noch unbestimmt, wie früh oder spät diese erfolgt.

Tausend Grüße von meiner Frau an Sie und die liebe Lolo. Warum bin ich nicht bei Ihnen? Sie glauben es kaum, wie sehr mich diese sehnsuchtsvolle Frage oft beschäftigt. Adieu! H.

---

52. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 25. Januar 1796.

Ihr Eifer gegen die Schlegelische Rezension hat mich sehr ergötzt, lieber Freund. Es ist gar keine Frage, daß Sie recht haben, auch habe ich Ihnen, soviel ich weiß, ausdrücklich geschrieben, daß ich nicht damit zufrieden sei. Ich habe nur weniger erwartet, als Sie, und mich deswegen auch leichter befriedigt. Schlegel ist viel zu sehr Kokette, als daß er dem Kitzel widerstehen könnte, sich hören zu lassen, wo er bloß bei dem Objekte bleiben sollte. Daß er die Elegie nicht besser gefaßt hat, ist freilich kaum zu vergeben. Die Schatten, zu welchen ein mehr spekulativer Geist nötig ist, wollte ich ihm noch hingehen lassen. Ueber die letztern werde ich ehester Tage selbst einige Worte sagen und besinne mich jetzt nur auf eine geschickte Veranlassung dazu. Die Sache läßt sich so rein objektiv behandeln, daß mich die Notwendigkeit, über mein eigenes Produkt zu reden, nie in Verlegenheit setzen kann.

Sogar Woltmann, der kürzlich wieder bei mir war, hat gegen die Schlegelische Rezension sehr viel richtige Einwendungen gemacht, die doch schlechterdings seinem eigenen Judicium zugerechnet werden müssen, da hier gottlob nie-

mand ist, von dem er sie geschöpft haben könnte. Zwar mag die Pique, die er auf Schlegeln hat, seinen Scharfsinn etwas verstärkt haben. Ich schrieb Ihnen kürzlich, daß Woltmann bei seinem letzten Besuch nichts über seine zwei Theaterstücke gesagt. Vorgestern war er drei Stunden allein bei mir, und ich entließ ihn wieder, ohne seines Manuskripts mit einer Silbe zu erwähnen. Er war doch raisonnable genug, auch nicht von selbst davon anzufangen. Mir sagte er über meine Gedichte sehr viel Schönes, aber er fand dennoch keine Barmherzigkeit. Sonst gingen wir sehr gut auseinander. Da er wegen eines Verlegers besorgt ist, so sagte ich ihm, ich hätte gehört, daß in dem neuen Journal Deutschland seiner sehr ehrenvoll gedacht sei, und daß es gut wäre, wenn er den guten Moment benutzte, Ungern zu seinem Verleger zu bekommen. Ich gönne dem armen Teufel ein gutes Honorar, und Unger verdient jener Rezension der Horen wegen, daß er es mit seinen Helden einmal versucht.

Woltmann sagte mir, daß eine ganze saft- und kraftlose Rezension des Reineke Fuchs jetzt für die Litteraturzeitung eingeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe und mir zu lieb sie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andre verspreche. Aber so gern ich diese Arbeit übernehme, und so sehr es mich reuet, daß ich nicht schon in meinem Aufsatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelassen habe, so wissen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetischen Aktivität mich nicht wohl zerstreuen kann. Ich gäbe daher sehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt diese Arbeit übernähmen; ich würde dann, die wir in unsern kritischen Grundsätzen so sehr harmonieren, die Rezension als die meinige in der Litteraturzeitung geben. Wollten Sie dieses nicht, so könnte sie, was noch besser wäre, zu einem Aufsatz für die Horen dienen. Da der Reineke Fuchs, wenn man gerecht sein will, das beste poetische Produkt ist, was seit so vielen vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und sich mit Recht an die ersten Dichterwerke anschließt, so ist es in der That horribel, daß er so schlecht behandelt werden soll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon sagen, als wenn sie schon ganz ausgeführt ist; aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder sich doch derjenigen schäme, die man davon hat.

Genug von dieser Angelegenheit. Sie werden vielleicht wissen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch sehr unbestimmt, und habe seit mehreren Wochen fast nur mit Phantasien gespielt. Es könnten wohl auch noch mehrere Wochen verlaufen, ehe ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Land auch sehr. Die Horen hat Wieland gar nicht lesen wollen. Er soll gesagt haben, daß der nicht sein Freund sei, der ihn mit dem, was darin gegen ihn gesagt sei, bekannt mache.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Der guten Karoline wünschen wir von Herzen Besserung. Was sagt denn Herz von Ihrem Uebel? Adieu! Ihr Sch.

---

53. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 1. Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unserer Briefe betrifft, in einem so großen Rückstand gegen Sie, mein lieber Freund, daß ich über die Zahlung ordentlich erschrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich diese Zahlung nur mündlich leisten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft sonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in diesem Sommer und Herbst war, so kann ich unter lastenden Geschäften große Briefe schreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, so wie jetzt, aus diesem Mechanismus heraus, so erschrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem andern zu gelangen.

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache tote Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und Ganzes wieder scheint.

Diese in meinem Don Carlos einst befindliche, aber reduzierte Stelle drückt einigermaßen aus, was ich jetzt in gewissen Momenten fühle, wenn ich Ihnen oder auch Körnern schreiben will. Der zufällige Umstand, daß ich noch

immer in keiner bestimmten Arbeit begriffen bin, sondern spielend von Bild zu Bild und von einem epigrammatischen Gedanken zu einem anderen überspringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Ansehung des realistischen und idealistischen Charakters schreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraschen, aber auch desto gewisser befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieses Symbolum in allen seinen Zweigen einig sein werden. Aber ich leugne nicht, daß ich bei diesem letzten Aufsatz den Wunsch und die Absicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf andere zu wirken und gewissen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eignen Spezies heraus in einen höhern Standpunkt versetzen kann. Es lag mir daran, diesen Leuten zu zeigen, daß, wenn ihre Art mir auch untersagt, sie doch nicht fremd für mich ist, und daß ich einen notwendigen und unwillkürlichen Effekt meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angestellt, gewissermaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar ist dieses ein Vorteil, den nur der Idealist hat, denn der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht sein, weil er ihn niemals begreifen kann.

Daß Sie sich in Beurteilung des Charakterwertes so ernstlich und nachdrücklich gegen das einförmige Allgemeine erklären und für die Individualität und das Charakteristische streiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie diese Idee in jeder Anwendung so fest, daß man überzeugt wird, wie sehr Sie sich derselben bemächtigt haben. Sie ist von einer unabsehlichen Konsequenz für alles Moralische und Aesthetische, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, so läßt sich das Ideal einer (sentimentalischen) Idylle ohne eine Voraussetzung derselben gar nicht fassen. Denn hier gerade ist der Fall, wo die Diskrepanz der Charaktere ihrer inneren Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf; und wo Götter (in Plural) nebeneinander stehen müssen, da es, nach der entgegengesetzten Meinung, nur eine Gottheit, aber keine Götter gibt. Sie sollten Ihrer Idee in einer ausführlicheren Charakteristik der griechischen Götterideale, wozu Sie in Ihren Aufsätzen schon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das ästhetische Ideal sich eben darin von dem moralischen Ideal unterscheidet, daß jenes in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, dieses

hingegen nur in einem einzigen kann realisiert werden. Daß ich das ästhetische Ideal hier in einem weiteren Umfang nehme, versteht sich.

Körner schreibt mir heute, daß er ganz bestimmt entschlossen sei, mich auf den Mai zu besuchen. Vielleicht trifft es sich, daß Sie zu der Zeit auch hier sein können, weil Sie doch vor Ihrer eigentlichen Ankunft einen Besuch hier ablegen wollen. Acht Tage bleibt Körner gewiß. Ich soll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, so wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indes nichts dagegen haben, so würde es mir lieb sein, es ihm verschaffen zu können. Es versteht sich, daß Sie hierin der Freundschaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet sich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so ineinander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicherweise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme und zum Teil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein wird, wird der Charakter davon sein. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber womöglich steigen wir auf die runde Zahl tausend.

Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Anteil an dem Werke zu sortieren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewig-

keit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satire, zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. Daß ich für eine große Korrektheit auch in der Prosodie sorgen werde, verspreche ich Ihnen sowohl in meiner als Goethes Portion. — Uebrigens bitte ich Sie, von dieser Eröffnung vorderhand auch Goethen selbst nichts zu sagen.

Ich habe jetzt das erste Stück von dem Journal Deutschland gelesen, und nicht ohne Unwillen über den falschen Charakter Reichardts, der mich und auch Goethen, der ihn als Freund behandelt, sans rime und sans raison beleidigt. Daß es übrigens von einer unendlichen Dummheit ist, werden Sie ohne mich gesehen haben. Reichardten aber wird es nicht zum besten gehen, denn sowohl von Goethe als von mir ist ihm Unheil bereitet. Da ich gestern von Hufeland hier gehört habe, daß Reichardt der Herausgeber sei, so bin ich der Menagements entledigt, die ich Ihrentwegen für ihn gehabt haben würde.

Der guten Karoline Kränklichkeit thut uns beiden sehr leid. Grüßen Sie sie herzlich von uns beiden. In acht Tagen bekommen Sie die Horen gewiß. Ihr

Sch.

---

54. W. v. Humboldt an Schiller.

Berlin, den 2. Februar 1796.

Dasjenige, was in Ihrem letzten Briefe zuerst eine Beantwortung fordert, liebster Freund, ist Ihr Vorschlag wegen einer ausführlichen Beurteilung des Reineke Fuchs. Sie wissen, daß ich völlig einstimmig mit Ihnen über dies Produkt denke, und ich nehme ihn daher mit Vergnügen an. Damit, werden Sie sagen, ist nun aber nicht viel gethan, anzunehmen ist meine Gewohnheit einmal, nur beim Ausführen pflegt es zu stocken. Allein auch dies soll hier nicht der Fall sein, und Sie können sich zuversichtlich darauf verlassen, daß ich Ihnen, und zwar bald die Rezension schicke. Nur muß ich Sie ganz ausdrücklich bitten, gar nichts davon zu erwarten. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß, so sehr mir auch der Fuchs gefallen hat, mir doch bis jetzt noch nie etwas gerade Wichtiges über ihn eingefallen ist. Ich muß mich also wie an eine gewöhnliche Rezension setzen

und es meinem guten Schicksal überlassen, wie fruchtbar mein Kopf sein wird. Sollte indes das Resultat auch noch so mager ausfallen, so vollende und schicke ich es dennoch. Denn ich weiß schon, daß Sie selbst leichter zur Arbeit gereizt werden, wenn Sie etwas vor sich haben, das Sie nur bloß korrigieren wollen. Daß ich auf jeden Fall den äußern Gebrauch meiner Arbeit gänzlich Ihnen anheimstelle, versteht sich von selbst. Ich habe mich wirklich schon jetzt nach einigen alten Ausgaben des Fuchs umgesehen, nicht um in das eigentlich Litterarische einzugehen, allein um mich doch einigermaßen zu überzeugen, wie viel oder wenig Goethe im Materiale geändert hat. Das vorzüglichste Verdienst der Darstellung im Fuchs ist unstreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Charakter der Schilderungen, und dieses ist, soviel ich bis jetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen sehe, Goethen ganz und gar eigen.

Sie werden aus meinen vorigen Briefen ersehen haben, liebster Freund, daß ich hier ein völlig müßiges Leben geführt habe. Indes soll es mir, denke ich, künftig Früchte tragen. Da ich zwar hier nicht studiert und nur wenig selbst gelesen habe, so bin ich desto freier in allerlei Ideen herumgeschweift.

Bei Gelegenheit eines sehr mittelmäßigen Buchs, das mir neulich in die Hände fiel, über den Geist des 18ten Jahrhunderts, ist mir eine Idee eingekommen, die vielleicht den Horen eine Reihe zugleich wichtiger und interessanter Aufsätze von mehreren geben könnte, wenn Sie ihr länger nachdächten, ihr Ihren Beifall schenkten und selbst zuerst Hand ans Werk legten. Es scheint mir nämlich jetzt mehr, als je, der wahre Zeitpunkt, Rechnung über die Fortschritte zu halten, welche der menschliche Geist und Charakter teils gemacht hat, teils noch erst machen muß. Außerdem daß das vage, ungeordnete Umtreiben in der politischen und litterarischen Welt eine Rechenschaft zum Bedürfnis macht, ist auch dasjenige jetzt vorgearbeitet, was die Möglichkeit einer solchen Kritik voraussetzt. Ich meine nämlich nicht, daß die Lage auch nur der Litteratur, so wie sie ist, eigentlich geschildert werden sollte. Dies wäre bloß eine historische, von der, die ich im Sinn habe, ganz verschiedene Arbeit. Aber aus der ganzen Geschichte der Menschheit läßt sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen, das keinem einzelnen Jahrhundert und keiner einzelnen Nation ganz und gar gleicht,

zu welcher aber alle mitgewirkt haben, und auf dieses richte ich meinen Gesichtspunkt. Dies Bild nämlich müßte nach zwei Dimensionen betrachtet werden, einmal nach der intensiven Größe, welche die Menschheit erreicht, dann nach der extensiven Mannigfaltigkeit, die sie gezeigt hat, und es ist das Einzige, was eigentlich den Menschen, insofern er ein denkendes und frei handelndes Wesen ist, interessiert; es ist das letzte Resultat, zu welchem alles übrige, was er lernt und treibt, ihn führen soll; und wenn man sich einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt, so muß sich seine intellektuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduzieren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, miteinander zu vergleichen und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Ich hoffe mich über das, was ich hier ein Bild der Menschheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Dies vorausgesetzt, versteht es sich nun von selbst, daß es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieses Bildes schlechterdings nichts geschieht, in welchen in keiner Art ein menschliches Werk oder eine menschliche Kraft erscheint, die nicht bloße Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beschränkung und Einengung an sich trüge, so daß sie in keinem beider Fälle eine neue Seite an dem eigentlichen Charakter der Menschheit verriete. Dagegen sind gewisse Zeiten so fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes gewesen, bald durch allgemein vorbereitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menschen. Hiernach nun ließe sich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in psychologischer Rücksicht machen. Man schilderte entweder geradezu den Zustand der Menschheit vollständig, wie er sich zeigte, oder man setzte die Anlagen, Fähigkeiten und Modifikationen, welche die Menschheit bis dahin erreicht hätte, fürs erste fest und untersuchte nun, wie viel und was durch die bestimmte Periode hinzugekommen sei. Nur diese letzte philosophische Art scheint mir von allgemeiner Wichtigkeit, jene erstere statistische kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen und von mittelbarem Nutzen sein.

Jene erstere philosophische Schätzung nun ließe sich sehr interessant in Rücksicht auf einzelne Züge des Geistes und des Charakters in einzelnen zerstreuten Aufsätzen anstellen,

und im Grunde enthalten alle Ihre bisherigen Horenarbeiten reichliche Materialien dazu. Im Reiche der Wissenschaften ließe sich der neue und bare Gewinn äußerst bestimmt aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müßten mehr die einzelnen Künstler und Menschen, welche durch die That den bisherigen Begriff erweitert haben, aufgeführt und gezeichnet werden. Mehrere einzelne Arbeiten dieser Art würden den Charakter des Jahrhunderts schon sehr sprechend schildern. Von welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch eine Erweiterung in einem anderen Gebiete ist Goethe! Wie entschieden und wichtig ist endlich die Revolution, welche in der ganzen Kultur durch die neueren verwickelteren Staatssysteme hervorgebracht worden ist, durch den Handel und die mannigfaltigen Künste, durch welche man die Arten des Genusses, und die Mittel, sie sich zu verschaffen, vermehrt hat! Alle diese Dinge ließen sich in einem sehr interessanten Detail. einzeln vortragen, und je größer und genauer dies Detail wäre, desto besser würde man die einzelnen Züge zu einem Ganzen vereinigen können.

Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend existiert, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was teils ihn selbst überleben, teils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfnis zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern und die des Genusses und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz

meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.

Leben Sie wohl, lieber teurer Freund, grüßen Sie die gute Lolo herzlich und lassen Sie bald von sich hören.

Ihr H.

---

55. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 21. März 1796.

Mein letzter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vorderhand weder an Stanzen, noch an etwas Episches bei mir zu denken ist. Ich kann also von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Silbenmaße so bald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im ganzen beipflichte. Nur deucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaube ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß teils dieses, teils die Bequemlichkeit für das Gedächtnis ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; denn die italienischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours und dergleichen, obgleich sie den Alten an Wert nicht beikommen, gehören doch mehr in die Klasse der naiven, als der sentimentalen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu leugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaines Erzählungen anführen. Mir deucht, daß sich die alten Silbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen so gut zur naiven Poesie qualifizieren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun gibt dieser Ernst, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewissen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erfordernis des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch, deucht mir, ist der Hexameter schon deswegen in dergleichen Gedichten so angenehm und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert und die entgegengesetzten Silbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involviert, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusammenfließen) sehr gut verträgt. Was man in der neueren Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweisen; in solchen Stellen ergötzt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst; denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beides zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das übrige reine objektive Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber lassen Sie mich auch hier von den Reimen scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abschied genommen habe, es müßte denn sein, daß ich in meinem Schauspiel gereimte Scenen nach Shakespeares Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat. Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidieren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und echtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dies ist schon viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichtum im einzelnen mit ebenso vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte,

so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als echt realistisch — nur im ganzen, aber nie im einzelnen interessieren kann.

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Komposition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß; er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprinzip in sich hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probieren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nötig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im einzelnen nie groß, und im ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir, nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgnis werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethes Gebiet ge-

rate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordinieren.

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft sein. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, soll der Plan ziemlich zu stande sein, und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebster Freund, reise ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe Goethen versprochen, während Ifflands Anwesenheit, der am Karfreitag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Sozietät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anstalten Ifflands wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Sozietät zu haben. Nun geht ein Teil der Sozietätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns. Sein Sie also so gut, Lieber, mir Ihren nächsten Brief nach Weimar zu adressieren.

Ihrer Frau unsere herzlichsten Grüße. Möchte sie doch endlich einmal wieder Besserung spüren. Ihr

Sch.

56. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 22. Juli 1796.

Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier mit seiner Frau. Diese hat viele Talente zur Konversation, und man kann leicht mit ihr leben; es kommt nur darauf an, ob eine längere Bekanntschaft, wenn sie besonders zur Vertraulichkeit werden sollte, nicht irgend einen Dorn entdecken wird. Er ist mit einer weitläuftigen Rezension des Vossischen Homers beschäftigt, wovon ich, was fertig ist, gelesen und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den Homer erstaunlich modernisiert habe.

Ihre Bekenntnisse über Sie selbst, mein liebster Freund, möchte ich Ihnen gern in einem eigenen Briefe beantworten; wenn ich mich nur ordentlich dazu sammeln könnte. Soviel nur für jetzt: Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urteilenden Vermögens über das frei bildende und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß alles auch im wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so vieles haben. Sie sind mir eine solche *Natur*, die ich allen sogenannten Begriffsmenschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche *Kultur*, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des *Urteils* und des *Genusses*; weil aber *Genuß* und *Urteil* in *dem* Sinne und in *dem* Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Produzierens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produzieren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein *Mittel*, so wie dem produktiven Gemüt die Kritik 2c. 2c. nur ein Mittel ist. Das ist es,

lieber Freund, was ich von der Anschauung, die ich von Ihnen habe, mir sogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, so werden wir bestimmter und ausführlicher darüber sein können.

Leben Sie wohl mit der guten Karoline, die wir alle, auch meine Schwiegermutter, die jetzt hier ist, auf das herzlichste grüßen. Ihre so wenig erfreuliche Lage in den jetzigen Umständen habe ich lebhaft mit Ihnen empfunden.

Ewig der Ihrige. Sch.

N. S.

Ich habe anstatt des Momus und Centaurs zum Titelkupfer des Almanachs eine Terpsichore gewählt, weil eine solche Figur, in Bewegung vorgestellt, einen graziösen Effekt macht und auch die allegorische Bedeutung davon gefälliger ist. Vielleicht ist solche, so wie wir sie wünschen, schon auf einer Gemme zu finden.

---

57. Schiller an W. v. Humboldt.

Jena, den 27. Juni 1798.

Ihre Schrift, mein teurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu stande gebracht haben.

Der Gedanke, an Goethes Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und ebensogut gewählt war dieses Produkt, um Goethes individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und so vollständig, als hier, und in keinem hat sich Goethes Eigentümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen bloß Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurteilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet und so vielseitig verbindet.

Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Goethe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnisvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat und sich zum allgemeinen Gesetze qualifiziert, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der spekulative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch-kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das Vollständigste, Würdigste und Liberalste repräsentiert und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vorteil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurteilen aus und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Teil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurteilt wird, und auch bei diesem habe ich es keinesweges mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Prozeß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was Goethe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich schon bewiesen, daß sie ohne Gefahr über diese Grenzen gehen kann, und Ihnen selbst wird es schwer, den reinen Begriff, z. B. der Epopöe, zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich

festzuhalten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten so ergehen, und namentlich mit der Tragödie Shakespeares und der Alten. Goethe und ich haben uns epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte, und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie ist absolut plastisch, wie das Epos. Goethe meint sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Skulptur zur Malerei verhalte. An das Lyrische grenzt sie allerdings, daß sie das Gemüt in sich selbst hineinführt; so wie die Epopöe an die Künste des Auges grenzt, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten herausführt. Uns scheint, daß Epopöe und Tragödie durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit, diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Auch meint Goethe, und mit Grunde deucht mir, daß man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff und den Circumstantien des Rhapsoden und seines Publikums deduzieren könne, und daß sogar die Roheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form einen entscheidenden Einfluß habe, wenigstens auf die Homerische gehabt habe, die der Kanon für alle Epopöe ist.

Was die Tragödie betrifft, so behalte ich mir diese für künftige Briefe vor.

Ihren Absatz über die Poesie als redende Kunst habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Stil betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffüser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, alles zu begrenzen und zu limitieren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w., liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen. Sie haben eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk enthält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunst-

genossen aber oft unnötigerweise ausführlich und popularisiert ist.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophieren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker hingegen werden Sie studieren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichtum holten.

In der That haben Sie vielen vorgearbeitet und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Teil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten konstituiert) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand und philosopisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet und es eigentlich beurteilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Teil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reduziert und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt. Der Mangel dieses praktischen Teils fühlt sich jedesmal, so oft nicht bloß der allgemeine Charakter des Dichters oder seines Werks, sondern ein einzelner Zug aus diesem unter den Begriff subsumiert wird. Der Leser fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch seine eigene Imagination auszufüllen im stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall ist.

Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis-à-vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet.

Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mitteilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Besondere einlassen, da Goethe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angenehm gerührt.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute etwas, und noch dazu so wenig Bedeutendes darüber sage. Sie wissen meine Art, und daß es mir unmöglich ist, zweierlei Geschäfte zugleich mit ganzer Besonnenheit zu treiben, und so ist jetzt das Philosophieren bei mir lange suspendiert gewesen, da mich mein Trauerspiel ganz in der Knechtschaft hält. Leider muß ich dieses nun liegen lassen, um für den Almanach zu sorgen, den Goethe schon glücklicherweise reichlich ausgesteuert hat. Schwerlich werde ich vor Ende Augusts zum Wallenstein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, so kann er erst auf Neujahr gedruckt erscheinen, vielleicht erst auf Ostern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache.

Herzlich umarme ich Sie, lieber Freund, und Ihrer Frau meine schönsten Grüße. Brinkmann empfehlen Sie mich und bitten Sie ihn, auch meines Almanachs zu gedenken. Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer recht gut gegangen.

Bestimmen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, wie bald Vieweg Ihre Schrift haben muß. Ich wüßte nichts im einzelnen zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die ich in meinem nächsten Briefe bemerken will, da ich das Manuskript jetzt nicht habe. Könnten Sie die Terminologie noch etwas umschreiben, so würde das freilich gut sein.

Leben Sie nochmals recht wohl. Sch.

---

58. Schiller an W. v. Humboldt.

Weimar, den 17. Februar 1803.

Lassen Sie mich, mein teurer Freund, meinen ersten Brief, den ich Ihnen nach Rom schreibe, nicht mit Entschuldigungen beginnen, die immer ein böses Zeichen sind. — Verzeihen Sie mein langes Stillschweigen und strafen Sie mich nicht durch das Ihrige. Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etabliert zu sehen, es wird

nach und nach schon werden, denn der Mensch, und der Deutsche besonders, bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Klima an unseren eisernen Himmel; indem ich Ihnen schreibe, liegt alles von Schnee begraben, und es sieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor achtzehn Tagen meine Tragödie geendigt, eine Abschrift davon, die ich Ihnen in vierzehn Tagen absende, soll mein langes Stillschweigen ein wenig entschuldigen. Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urteilen, ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neuen Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständnis abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen können. Ich will indes nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indes mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein. Vielleicht ist Ihnen nicht bekannt, daß eine Uebersetzung des Prometheus, der Sieben von Theben, der Perser und der Eumeniden von Stolberg, noch in seiner besseren Zeit gemacht, jetzt herausgekommen. Ich kann nicht leugnen, sie hat mir einen hohen Eindruck von Aeschylus gemacht, wie viel auch von seinem Geist mag verloren gegangen sein. Jetzt höre ich, wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeschylus in deutscher Uebersetzung liefern.

Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. Die Schlegel- und Tieckische Schule erscheint immer hohler und fratzenhafter, währenddes sich ihre Antipoden immer platter und erbärmlicher zeigen, und zwischen diesen beiden Formen schwankt nun das Publikum. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich und muß sich seiner Haut wie im Naturstande wehren.

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und, weil er abwechselnd alles treibt,

sich auf nichts energisch konzentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu sein, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem, was er treibt, wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstände doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen; oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort.

Leider ist Italien und Rom besonders kein Land für mich, das Physische des Zustandes würde mich drücken und das ästhetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste fehlt. Sie selbst, mein Freund, würden es ohne bestimmte Berufsgeschäfte schwerlich lange in Italien aushalten.

Es ist eigen, wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophierten und uns durch eine Geistesreibung elektrisierten, auseinander verschlagen worden sind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe und mich im ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, teurer Freund, daß Sie mir fehlen und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um soviel älter geworden fühle.

3. März.

Dieser Brief hat eine schwermütige Stimmung, ich thäte vielleicht besser, ihn nicht abzusenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurückbringen und mich in Ihre Mitte versetzen. Lolo wird das weitere von unsern Zuständen schreiben. Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen.

Reinhardt habe ich ein paar Zeilen geschrieben, die ich ihm zuzustellen bitte, und bitte Sie, Graß in meinem Namen zu grüßen, auch Fernow, den ich mich sehr freue bald in unserer Nähe zu wissen.

Die gute Karoline möge mich nicht vergessen! Und Sie, teurer Freund, erhalten mir Ihre Liebe. Ihr

Sch.

---

59. Schiller an W. v. Humboldt.

Weimar, den 18. August 1803.

Sie werden schon längst auf den Erfolg Ihres Auftrags an mich gewartet haben, teurer Freund, aber es war mir nicht möglich, Ihnen früher ein Resultat mitzuteilen. Ich selbst bin ganz außer aller Verbindung mit Studierenden und kenne auch sonst wenige, auf deren Urteil und Empfehlung in einer solchen Angelegenheit ich mich verlassen könnte. Niemeyer, den ich aufgefordert, hat noch niemand finden können, und gerade jetzt sind einige gute Subjekte durch sehr vorteilhafte Anträge schon anderswohin berufen. Ein recht wackrer Mann, Herr Dr. Hegel aus Württemberg, ist jetzt in Jena Dozent der Philosophie, ein gründlicher philosophischer Kopf, der Ihnen vielleicht auch als Schriftsteller bekannt ist; aber Sie wollen keinen Metaphysiker, auch ist dieser etwas kränklich und grämlich und könnte überdies erst auf Ostern sich losmachen. Ein Sohn von Voß ist vor kurzem als Hofmeister bei einem Grafen Reuß aus Berlin angestellt worden. Nun habe ich durch Griesbach einen Herrn Molinar aus Krefeld auf der Liste, dieser soll ein sehr würdiger junger Mann von Kenntnissen und Sitten sein, der nach Griesbachs Versicherung den Forderungen, welche Sie machen und die ich letzterem in ihrem ganzen Umfange bekannt machte, entsprechen soll. Auch versteht er Italienisch und spricht das Französische sehr fertig. Wenn ich von dem Empfehler auf den Empfohlenen schließen darf, so läßt sich vermuten, daß dieser Molinar ein ganz guter moralischer Mensch, der auch etwas gelernt hat, sein mag; aber daß er auch Geist besitze, folgt aus dieser Empfehlung noch nicht. Mit ihm wird also nichts gewagt werden, und ich wollte Ihnen also immer raten, ihn zu nehmen, da es nun doch nicht möglich ist, daß ich

den selbst erst sehe, den ich Ihnen proponiere. Im Fall der Annahme müßten Sie aber mit der allerersten Post antworten, weil sonst der Herbst herankommt. Unterdessen habe ich ihm durch Griesbachs schreiben lassen, und er hat Zeit, sich zu entschließen, ehe Ihre Antwort anlangt. Fände sich in den nächsten vierzehn Tagen noch etwas, so gebe ich Ihnen sogleich Nachricht.

Ein Exemplar von der Braut von Messina werden Sie unmittelbar von Cotta, dem ich es auftrug, erhalten haben. Gern hätte ich das Stück im Manuskript gesendet, aber es kamen mir so verschiedene Nachrichten von Unsicherheit der Posten nach Italien zu, daß ich zuviel zu wagen glaubte, wenn ich meinen kleinen Reichtum der Post anvertraute.

Goethes Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen und wenn Sie dieses Stück mit seinen anderen, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie nach meinem letzten Brief an seiner Produktivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimnis daraus gemacht. Auf den Oktober wird es gedruckt erscheinen.

Wilhelm Tell ist jetzt, was mich beschäftigt, aber dieser Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Leider geht es mit unsrer Akademie in Jena jetzt auf die Neige. Loder geht nach Halle, Griesbach wird den Winter nicht überleben. Hufeland, auch Schütz mitsamt der Litteraturzeitung und Paulus verlassen uns wahrscheinlich auch. Batsch ist schon im vorigen Jahr gestorben. Die Philosophie ist mit Schelling vollends ganz ausgewandert. Leider ist nicht zu hoffen, daß aus anderen Universitäten etwas wird, indem sie Jena zerstören helfen. Vielleicht war Jena, wie es vor sechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art auf Jahrhunderte.

Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht ent-

standen ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Zirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimaurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie gibt; deswegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der Homerischen Zeit gewählt und die alten Heldengestalten der Ilias darin auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus und wandelt in besserer Gesellschaft.

Was bei uns sich Neues ereignet, wird meine Frau schreiben. Ich bewege mich so einförmig in meinem hergebrachten Lebenskreise, daß ich gar nicht merke, wie die Welt geht; ja, teurer Freund, wenn ich denke, in welcher ganz anderen und höheren Region Sie leben, so gerate ich in Verlegenheit, Ihnen ein Wort von mir zu sagen.

Sie werden nun bald Schelling mit der Schlegeln, die er geheiratet hat, in Rom sehen. Interessieren wird er Sie gewiß; aber es ist zu beklagen, daß er sich so schändlich hat unterjochen lassen.

Herzlich teilen wir alles, was Ihnen begegnet, und wünschen, da es doch nicht anders ist, daß Sie in Ihrem jetzigen Lebenskreis immer einheimischer werden und sich dabei glücklich fühlen.

Von ganzer Seele umarmt Sie und die gute Karoline
Ihr Sch.

---

60. W. v. Humboldt an Schiller.

Rom, den 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmütigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälligerweise hatten wir und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen von außerordentlicher Kenntnis und Erfahrung, dem teilnehmendsten Gemüt und

doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen tot hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einigemale zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein teurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst, Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal Adieu, und schreiben Sie mir recht bald. H.

61. Schiller an W. v. Humboldt.

Weimar, den 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein teurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide aufs innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen teilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich alles, diesem Kinde ein glückliches Los zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen und mir den möglichen Verlust dessen, was mir teuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein teurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Ich ersehe aus Ihrem Briefe nicht, liebster Freund, ob der meinige, den ich vor etwa vier Wochen an Sie abgesendet, sicher angekommen war, es ist aber kaum möglich. Vielleicht wäre der junge Mann, den ich Ihnen darin zum Hofmeister vorschlug, dennoch zu brauchen, doch will ich deshalb noch Ihre Antwort erwarten. Da leider jetzt andere Rücksichten eintreten, da der Theodor noch in einem Alter ist, wo er im Notfall auch noch ein halbes Jahr lang des Hofmeisters entraten kann, so würde ich raten, nichts zu übereilen und einen recht tüchtigen Menschen ausfindig zu machen, wozu Zeit nötig ist.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Karoline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten

Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Klima ihm muß zugesetzt haben.

Riemer hat uns keine üble Meinung von sich erweckt, und Goethe ist so gut für ihn gestimmt worden, daß er ihn diesen Winter hier behält, um seinen August im Griechischen zu unterrichten. Fernow geht unter keinen guten Auspizien nach Jena, da die Universität in diesem Augenblick von allen Seiten Verluste erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen Litteraturzeitung auswandern und Griesbach hoffnungslos krank ist.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Karoline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Karolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, womöglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit voneinander sein, unser herzlicher Anteil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige

Sch.

---

62. W. v. Humboldt an Schiller.

Rom, den 22. Oktober 1803.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, lieber Freund, den vom 18. August und den vom 12. September, und Sie müssen es nur auf die unglücklichen Umstände, unter welchen wir noch nach des armen Wilhelms Tode gelebt haben, schieben, daß ich weder den einen noch den andern früher beantwortete; denn ich weiß nicht, ob meine Frau vielleicht schon schrieb, daß auch Theodor von derselben Krankheit, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen, von dem ärgsten Nervenfieber, das man sich denken kann, befallen wurde. Drei Tage lang verzweifelten wir alle an seinem Aufkommen, und noch zwei- oder dreimal sank er, nach schon sichtbarer Besserung, in das Uebel zurück. Mit unendlicher Mühe und durch die unglaubliche Sorgfalt Kohlrauschens, des deutschen Arztes, von dem ich Ihnen schrieb, wurde er

dem fast gewissen Tode entrissen; er geht jetzt wieder aus, alles ist wieder wohl im Hause. Aber der erlittene Verlust ist unersetzlich; er steht fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmut und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist. Für uns andere sei es Ihnen übrigens nicht bange, teurer Freund. Italiens Himmel ist so schlimm nicht, als er in der Ferne scheint. Bei diesem Falle waren eigene Verbindungen von Umständen. Die Fieber sind bei Kindern gefährlicher. Das starke unverhältnismäßige Wachstum Wilhelms hatte seine Muskelkraft geschwächt, vielleicht hatte er sich auch einmal unvorsichtigerweise erhitzt. Daß das Klima hier überhaupt nicht ungünstig ist, zeigt die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen nie alteriert gewesen ist und die bei Theodor wiederkömmt. Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt.

Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein teures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte. Aber wir haben es auch mit dem Arzte vielfach überlegt, und er ist ganz derselben Meinung. Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohlthut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft. Hier ist alles, was mich umgibt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmut, selbst der bitterste

Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüte bestehen, die doch offenbar von der Natur in den Menschen übergeht. Denn von dem stillen Genusse dieser Stadt und der Gebirge umher ist nun einmal jede Schilderung vergeblich. Auch meine arme gute Frau fühlt dies. Ihre reine und edle Natur hat sich auch in dieser Lage trefflich bewährt. Es ist nichts dumpf und finster Schwermütiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, teurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit. Daher hat auch dieser Schmerz weniger nachteilig auf ihre Gesundheit gewirkt, als wir fürchteten. Sie ist in der That recht leidlich, und man darf auch nicht jetzt, wie ich anfangs that, für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels besorgen.

Ihre Braut von Messina haben wir gelesen. Cotta schrieb mir erst, wie er sie mir schicken sollte. Indes hatten wir sie schon früher aus der Schweiz bestellt und bekommen. Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, lieber Schiller, diese Produktionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie sie nacheinander gefolgt sind, vergleicht. In Rücksicht der strengen Form kann keines sich mit der Braut messen In ihr ist alles poetisch, alles folgt streng aufeinander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks. Niemand hat noch bisher seine Idee so rein aufgefaßt, als Sie in Ihrer zugleich unübertrefflich geschriebenen Einleitung. Euripides schon, möchte ich sagen, hatte keinen Begriff mehr von ihm, und seitdem hat man sich kaum mehr als die Einwebung lyrischer Stücke in das Gespräch gedacht. Der Begriff der Musik, falsch verstanden, hat alles zuletzt noch mehr in Verwirrung gebracht. Nur über den Gebrauch, den Sie in Ihrem Stücke von dem Chor gemacht haben, müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben. Wenn ich Sie recht verstehe, und wenn das, was ich mir immer schon selbst beim Chor dachte, mit Ihren Ideen übereinstimmt, so ist der Chor dazu da, die gleichsam physische Gewalt der Empfindung des Zuschauers da, wo sie eben zur bloßen Teilnahme an den handelnden

Personen, als wirklichen Wesen, herabsinken will, auf einmal zu brechen und sie, auf ein unermeßliches Feld geschleudert, mit künstlerischer und daher doppelt ergreifender Stärke zu der in dem Kunstwerk symbolisierten Idee zurückzuführen. Sein erster Zweck ist also, den Stoff zu intellektualisieren. Weil aber der Verstand so gut, als das Gefühl, beide ohne Phantasie, dem Kunstwerk fremd sind, so verlangt auch das intellektualisierende Organ der Tragödie eine Darstellung von der Einbildungskraft, und gerade, damit dies Organ, als seiner Natur nach ruhig betrachtend und für die Handlung gleichgültig, nicht das Gleichgewicht gegen die handelnden Personen und ihr leidenschaftlich rasches Fortschreiten verliere, so muß es in der Phantasiedarstellung einen Zuwachs an sinnlichem Gehalt, Musik und Tanz bekommen. Kürzer könnte man sagen, daß der Chor das einzige Mittel wäre, durch das es einem an sich rein naiven Volke gelang, eine an sich sentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie ist, auszuführen. Denn in Shakespeare, selbst in Goethe, z. B. im Egmont, vor allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenstein und der Jungfrau, die ich gerade zu diesem Behuf wieder gelesen, ist es mir jetzt ganz deutlich, daß, weil Sie das Bedürfnis fühlten, die Prosa des Lebens in der Poesie der Tragödie auszutilgen, und Sie daher immer jenen ersten Zweck des künstlerischen Symbolisierens auf andere Weise zu erfüllen suchten, Sie sentimentaler, betrachtender, philosophischer geworden sind, als sonst je geschehen wäre. Wenn bei diesen Stücken etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung des Lesers zurückbleibt, so liegt es daran, daß ihnen für diesen intellektuellen Zweck ein sinnliches Organ fehlte. Die Anstrengung, welche die handelnden Personen machen müssen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, teilt der Zuschauer mit ihnen, da der Chor hingegen dasselbe leicht und klar ausspricht. Was aber dem Kunstwerk an Leichtigkeit und Klarheit abgeht, das entbehrt es auch an Größe. Dies nun vorausgesetzt, habe ich an Ihrem Chor zweierlei zu tadeln. Er ist den handelnden Personen zu nah und hat in sich nicht den Reichtum, den er haben könnte. Es fehlt ihm also, Sie sehen, wie rasch ich anklage, zugleich an Ruhe und an Bewegung. Ich glaube nicht, daß Sie hätten den Ihrigen zu Begleitern der beiden Brüder machen sollen. Da sie dem Zwiespalt der Feindlichgesinnten folgen, sind sie nicht mehr

reine Bürger von Messina, und da ihr eigner Ehrgeiz ins Spiel kommt, ist ihr Urteil nicht das unparteiische des Schicksals, so wie es sich im Menschen ausspricht. Sie sagen einmal in Ihrer Vorerinnerung, welch ein schlechter Ersatz für den Chor in der französischen Tragödie ein Vertrauter sei. Das aber scheint mir die gefährlichste Klippe, daß der Chor immer in unsrer Art der Tragödie einen Anstrich davon bekommen kann, und damit ist augenblicklich alles verloren. Denn der Chor muß unmächtig, dienend und schwach sein, aber frei, und nicht einmal durch Neigung gefesselt. Hier aber tritt freilich eine ungeheure Schwierigkeit ein. Bei uns soll alles motiviert sein, und wie motiviert man den Chor, ohne seinem reinen Begriff zu schaden? Wenn das, woran ich mich bei dem Ihrigen stoße, Grund hat, so liegt es, dünkt mich, eben in dieser Schwierigkeit. Denn sonst haben Sie mit großer und bewundernswürdiger Kunst diese, meinem Begriff nach fehlerhafte Anlage gut zu machen gesucht. Allein, und hier wäre mir Ihr Urteil wichtig, muß denn die Strenge des Motivierens auch in diesem Stück beobachtet werden? Daß die Handlung, selbst mit vollkommener Notwendigkeit auseinander herfließe, hat seinen natürlichen Grund. Allein der Chor ist wie der Himmel in einer Landschaft. Es versteht sich von selbst, daß er da sei, denn jede Handlung geht durchs Gerücht mehr oder minder schneller oder langsamer ins Volk aus, und prosaisch ausgedrückt ist der Chor nur immer das urteilende Volk, es sind die Achiver, die immer leiden, wenn die Könige rasen. Auch hier noch mehr Strenge zu fordern, scheint mir moderne Unart, die wieder aus dem leidigen Begriff von Illusion herstammt. Den Chor, nicht auf die unbedeutende Art, wie die Alten es hier und da thun, sondern auf eine für die ganze Oekonomie des Stücks wichtige und geltende, in zwei Hälften zu teilen, halte ich für vortrefflich. Wie unsere Poesie überhaupt weniger sinnlich ist, wie wir minder auf Musik und Tanz zählen können, seit Musik und Tanz nicht mehr bloß der Dichtkunst dienen und das Publikum sie nicht mehr in dieser Dienstbarkeit liebt: so muß man eine andre Mannigfaltigkeit, ein andres Leben für die Phantasie suchen, welches die sinnliche Darstellung des Chors mehr heraushebe. Allein Ihre Teilung hat mich nicht ganz befriedigt. An sich wäre das Alter gewiß ein ganz schicklicher Teilungsgrund. Allein da beide Teile Ihres Chores noch

jetzt dienende und mitwirkende Ritter sind, so wird schon einmal die Teilung nicht rein genug. Es ist nur ein Mehr und ein Weniger, nur Jüngling und Mann, und da dieser Unterschied nun noch zu dem Umstand, daß beide Teile verschiedenen Parteien dienen, hinzukommt, so gibt er eigentlichen Zwiespalt, da er nur Kontrast zeigen sollte. Denn in allem, was auf die Handlung Bezug hat, muß der Chor, wie ich mir ihn denke, mit sich selbst vollkommen übereinstimmend sein; er kann aber verschiedene Ansichten haben, verschiedene Empfindungen können durch dasselbe Interesse gerührt werden. Endlich fragt man sich auch, warum ein Bruder gerade nur ältere, der andere jüngere Ritter hat? Und hier dürfte die Forderung des Motivierens mit mehr Grund gemacht werden können. Niemand kann zwar leugnen, daß gerade, wie Sie ihn behandelt haben, der Chor eine ungeheure Wirkung thut, er verdoppelt das Leben und die Poesie Ihres Stücks, weil er an die handeluden Individuen handelnde Massen anknüpft. Allein ich vergleiche ihn mit der Idee, welche Sie selbst aufgestellt haben. In dieser, als wahrer Chor, spricht er sich in Ihrer Braut, dünkt mich, mehr durch seine Gesänge, als durch seine Gestalt und sein Dasein aus, und darum finde ich von dieser Seite die Symbolik nicht rein und nicht vollkommen.

Ich habe geglaubt, bei diesem Punkt verweilen zu müssen, teurer Freund, weil die Einführung des Chors auf die Bühne eine zu wichtige Sache ist, um nicht von allen Seiten überlegt zu werden; und ich schmeichle mir, daß meine Bemerkungen Ihnen selbst darum nicht unlieb sein werden, wenn Sie dieselben auch ungegründet finden sollten. Sie werden Ihnen die warme Teilnahme zeigen, die ich nie aufhören werde an Ihren Beschäftigungen zu nehmen; sie werden Ihnen beweisen, wie gern ich mich in die Zeit zurücksetze, wo wir diese Dinge gemeinschaftlich besprachen, und über die Grundsätze können wir nicht uneins sein. Ich sehe eben, da ich noch einmal Ihre Vorerinnerung durchgehe, daß Sie die Teilung des Chors entschuldigen und darauf aufmerksam machen, daß sie nur da angebracht sei, wo der Chor selbsthandelnde Person ist; allein ich glaube in der That, seine Teilung, auch als reiner Chor, müßte große Vorzüge haben. Er ist einmal der Repräsentant der Menschheit und müßte sie, dächte ich, voller und reicher darstellen,

wenn ihre verschiedenen Klassen sich einzeln und geschieden aussprächen.

Ueber die Höhe, in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künstlerische Verdienst, die reine Kunstform werden nur wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Partien, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann niemand entgehen, selbst die Einfachheit der Behandlung muß wenigstens vielen fühlbar sein. Was ich indes wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Forderungen, die Sie nach dem Gelingen dieses Stücks mit Recht an sich machen können, bald wieder einen in sich mächtigen, schon durch seinen Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht so groß, wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünstlerische Teil des Publikums wird zwischen der Braut und diesen Stücken, das läßt sich voraussehen, Vergleichungen anstellen und den letzteren in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie neben der künstlerischen Wirkung auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber diesen Urteilen, wenn man sie wirklich fällt, zum Grunde. Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es gibt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stücks ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heiteren Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber, unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüt in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht bloß die großen Partien der Menschheit, wenn auch feine Charakternüancen erscheinen. Es ist unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen studiert, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisiert haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer affizieren kann, ebenso die Mutter und Beatrice. Es ist das der höchste Gipfel der Kunst und die höchste Weisheit des Künstlers'

nicht über die Forderungen seines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem, sieht man, ist das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an echtem und großem Kunstsinn, der Charakterschilderung einen viel wichtigeren Anteil an der tragischen Wirkung beizumessen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indes verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir sind einmal ein reflektierendes und sentimentales Geschlecht, und wer unter uns nicht reflektiert, genießt darum nicht unbefangener; wir beschäftigen einmal die Sinne minder als den Verstand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unsere Weise gerührt zu werden, einen durch Verstand und Gefühl mannigfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Insofern läßt sich alles sogenannte Romantische, glaube ich in Wahrheit, verteidigen. Die Kunst ist allerdings nur eine, keiner Zeit, keiner Nation ausschließend angehörig. Allein die Kunst ist auch nur eine Art, in der der Mensch sich und die Welt sinnlich idealisiert, sie ist mehr als einer Ausführung fähig, und das Verschiedenartigste kann sich in ihr wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantische einer Ausführung in echt antiker Kunstform fähig sein? und sollte darin nicht für uns das Höchste bestehen? Wenigstens scheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der echtesten Kunst keineswegs gleichgültig ist, das Ideale, dessen, im Gegensatz gegen das Chimärische und Phantastische, auch Sie in Ihrer Einleitung erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu sehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künstlerischen Natur ist das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberschwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müssen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunstwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einem Stoff, für den nichts im Gemüt des Lesers vorbereitet ist, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist und bei minder guter Behandlung hätte spielend aussehen können, von der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form und bedarf nichts außer ihr.

Goethes Eugenia bin ich sehr neugierig zu sehen. Ich höre aber, sie soll noch nicht gedruckt sein. Es gibt hier doch noch immer Wege, Bücher für nicht gar zu ungeheure Kosten hierher zu bekommen, und ich werde gewiß dafür sorgen, deutscher Kunst und Wissenschaft nicht fremd zu werden. Aus einer Stelle Ihres Briefes, liebster Freund, muß ich schließen, daß Sie meine Lage für anders halten, als sie ist. Sie schienen zu glauben, daß sie mich sehr aus meinem ehemaligen gewohnten Kreise herauszieht. Das ist aber nicht der Fall, und wenn Sie einige Wochen lang hier sein könnten, würden Sie finden, daß ich ziemlich wie ehemals lebe. Sie müssen nur bedenken, daß mein Geschäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an anderen Orten mußte, beständig in Gesellschaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beschäftigungen fremd. Der wichtigste Teil desselben besteht in einzelnen Besorgungen; diese gehen, dem eigentlichen Interesse nach, fast immer Privatleute an und haben nur insofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich sie gerade auf diese oder jene Weise betreiben soll, und als es einen selbst interessiert, dem Zwange, den man von Rom aus sogar auch in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern. Zeit kosten diese Dinge freilich, sie nehmen mir mehrere Tage der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftskorrespondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Korrespondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt sein, und da ich alles selbst besorge, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen. Doch geht das schon gut. Wenn ich bisher noch nichts hier gearbeitet habe, so ist es mehr, weil Rom selbst ein eigenes und langwieriges Studium ist, weil eine so neue Natur — denn neu bleibt einem Rom, wenn man, möchte ich sagen, auch alles andere gesehen hat — um im Gemüte auszuwirken, Zeit braucht. Daher nennen wir uns oft im Scherz das Volk, das mit Spazieren den Tag lebt. Dann ist auch gewiß wahr, daß, wenn alle Zeit nur Zeit der Muße ist und gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordert, man manche Zeit verliert. Ich verzweifele also nicht, ich

hoffe vielmehr gewiß, hier auch wissenschaftlich noch immer aufs mindeste gleich thätig zu sein, als ehemals, und wenigstens, mein teurer Freund, sein Sie überzeugt, daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung. Dennoch will ich nicht leugnen, daß man nicht durch eine Geschäftslage einiges wirklich aufopfert. Allein auch da hat es mir, ehe ich sie einging, nicht an Ueberlegung gefehlt. Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Produktion; ich wußte so vielerlei, ich kannte manches besser als viele andere, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Teil meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenngleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen. Auch glaube ich mich in meiner Berechnung nicht geirrt zu haben. Rom hat schon erweckend und belebend auf mich gewirkt und fährt fort, es zu thun, ich fühle mich fruchtbarer, als sonst. Es ist nichts, das mich meinen Entschluß, meine Lage zu ändern, bereuen ließe.

Das waren Selbstgeständnisse, teurer Freund, zu denen ich gegen Sie immer offen bin, die ich aber nicht gemacht haben würde, wenn mich nicht eine Stelle Ihres Briefes darauf geführt hätte. Denn auch gegen den vertrautesten Freund rede ich nicht gern über mich, weil man über sich immer leichter schief urteilt als über einen andern. Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nah ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat als alles, was ich unternehmen könnte. Denn — ich muß schließen, wie ich anfing — Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so

führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verraten. So wie Sie in Ideen fester, in der Produktion sicherer geworden sind, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.

Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Freundschaft von ganzer Seele der Ihrige. H.

---

63. Schiller an W. v. Humboldt.

Weimar, den 2. April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, teurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständnis sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Ratgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller, als alle andern, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüter, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu sein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zur Ankunft unserer Erbprinzessin machte ich ein kleines Vorspiel, das ich Ihnen hier beilege. Es ist ein Werk des Moments und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterstücke, womit diesen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit diesem Vorspiel, Don Carlos und der Jungfrau von Orleans eröffnet.

Goethe war diesen Winter wieder sehr krank und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles rät ihm, ein milderes Klima zu suchen und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie unthätig und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist. Er hat in diesem Winter

eine ungedruckte, sehr geistreiche Satire von Diderot übersetzt, die diesen Sommer bei Göschen herauskommt. Auch ist er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winckelmann beschäftigt, und zuweilen ließ er sich auch mit vieler guten Laune in der Litteraturzeitung hören. Er wird, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieser Gelegenheit schreiben. Wir sahen uns diesen Winter selten, weil wir beide das Haus nicht verlassen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixiren, wissen Sie, und daß auch mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesetzt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nötige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Uebrigens leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältnis, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unserer litterarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die spekulative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Produktion in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Litteratur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungslust der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solcher

Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Staël hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Sagen Sie der guten Karoline meine herzlichsten Grüße, es war für mich eine schmerzliche Freude, als ich sie im vorigen Jahre hier wieder sah, und ich leugne nicht, daß ich sehr viel für sie gefürchtet. Desto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von ihr gehört. Auch dem Herrn Kohlrausch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Ich ersuche Sie, liebster Freund, inliegenden Brief an Graß ja recht bald zu besorgen. Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief und wird mich beinahe aufgegeben haben.

Tausendmal umarme ich Sie, mein teurer Freund, und wünsche, daß mich dieser Brief Ihnen ganz so, wie Sie mich sonst gekannt, wieder darstellen möchte.

Sch.

---

64. W. v. Humboldt an Goethe.

Rom, den 5. Juni 1805.

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen

letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelms Tod. Er war über meinen Schmerz sehr bewegt, aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Konstitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen, mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und mutwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

Sie, liebster Goethe, sollten jetzt den nächsten Winter in Italien zubringen. Solange Schiller lebte, hätte ich Sie nie recht ernstlich einladen mögen. Sie besaßen sich gegenseitig, keiner von Ihnen hätte für eine lange Trennung Ersatz gefunden. Jetzt, da dies Band zerrissen ist, sollten Sie auf eine Zeit ein schöneres Land und die Umgebungen suchen, die Ihnen schon aus dem Andenken her so wert sind. Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, trauen Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen. Die äußern Unbequemlichkeiten Italiens sollen Sie nicht drücken. Die ersten Wochen wohnen Sie bei uns, richten sich dann mit Muße ein, in dieser Rücksicht hat Rom, wie jede viel von Fremden

besuchte Stadt, seit Ihrem Hiersein unstreitig gewonnen. Für Ihre Gesundheit wäre mir auch nicht bange. Das mildere Klima muß Ihnen wohlthätig sein, und Sie finden auch künftiges Jahr noch Kohlrausch bei mir im Hause, der Sie ja, denke ich, in Weimar gesehen hat und den Schiller sehr liebte. Thun Sie es, mein Bester. Ueber uns können Sie ganz gebieten, so einsam Sie wollen, und so viel in unserer Gesellschaft, als Ihnen lieb ist, leben. Wenn Ihnen Rom wirklich noch teuer ist, so lassen Sie sich nicht durch kleine Bedenklichkeiten abhalten. Ein Genuß wie Natur und Kunst ihn Ihnen hier gewähren müssen, verdiente selbst, daß man ihm große Opfer brächte, und wie glücklich Sie uns machten, welchen neuen unbeschreiblichen Reiz Sie Rom für mich geben würden, sage ich Ihnen nicht, weil ich Sie nicht bestechen, sondern nur Ihnen raten möchte, was ich rein und allein auch für Sie unendlich wohlthätig halte.

Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schillers Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schillers ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Produktionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziele, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinaufgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellektueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Teurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

Schlegel war mit der Staël einige Monate hier, und die Staël hat oft und immer mit gleicher Begeisterung von Ihnen gesprochen. Sie ist mir viel werter geworden,

als sie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war nicht so umgetrieben von den Geistern, die auch sie plagen und irreleiten, und wenn ihre Regsamkeit, die sonst nur ermüdend ist, die rechte Bahn trifft, ist sie stärkend und wohlthätig. Schlegel war hier viel milder, als ich ihn sonst gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indes vielleicht weniger an Vielseitigkeit gewonnen, als an Thätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber, soviel ich beurteilen kann, immer subalternes Talent, und seine wahre Sphäre wird er immer nur in Uebersetzungen finden.

Auf die Arbeiten, von denen Sie mir sprachen, bin ich im hohen Grade begierig. Ich habe Cotta gleich geschrieben, sie uns zu schicken. Daß Sie Diderot gewogen bleiben, freut mich sehr. Er ist mir der einzige echt genialische Franzose.

Ich werde Ihnen gegen den Herbst vielleicht durch meinen Bruder, wenn er über Weimar gehen kann, meinen vollendeten Agamemnon schicken. Die Einsamkeit am Albanersee in dem letztvergangenen Sommer hat ihn zu Ende gebracht. Die Stücke, die Sie haben, habe ich fast ganz umgearbeitet. Das Metrum ist jetzt, glaube ich, ziemlich rein, und auch in der Uebersetzung habe ich sehr nachgeholfen. Ich erwarte nur Vossens Prosodie, die ich leider nicht hatte, als ich arbeitete, um die letzte Hand daran zu legen. Ich habe bei dieser Arbeit einen großen Genuß gehabt. Es bleibt das größte Stück des griechischen Theaters, und es wirkte hier in dieser einzig schönen Natur, dieser Gegend voll der größten Erinnerungen doppelt tief auf mich. Oft dachte ich da noch auf meinen einsamen Spaziergängen in den Wäldern um den Albaner- und Nemiersee, einmal dort mit Schiller und Ihnen zu gehen, da Sie mir doch beide nicht ganz die Hoffnung abgeschnitten hatten. Das eine ist nicht mehr möglich, machen Sie, mein Lieber, das andere wahr. Daß der arme Schiller auch Ihren Faust nun nie vollendet sieht. Wohin ich denke, sehe ich abgerissene Fäden, die nichts wieder anknüpft.

Mein Bruder läßt in Paris einen Versuch einer Pflanzengeographie drucken und arbeitet sie hier deutsch aus. Im Gebiete der Erfahrung hat man schwerlich je eine größere Arbeit unternommen. Das Buch ist eigentlich Kommentar zu einer Karte der Tropenländer, auf der die Beschreibung dieser von Grad zu Grad nach allen verschiedenen Rücksichten, welche Physik und Naturgeschichte an die Hand geben,

verzeichnet ist. Der Anblick schon wird Ihnen einen großen Genuß geben.

Meine Auslagen für Sie, mein Bester, betragen 6 Scudi 50 Bajocchi, welche nach jetzigem Kurs 17 Fl. Reichsgeld (11 zum Karolin) machen. Wollen Sie dies Cotta bezahlen, mit dem ich immer in Rechnung stehe, so werde ich Ihnen sehr verbunden sein.

Leben Sie recht wohl, und schreiben Sie mir recht bald wieder.

Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Personenverzeichnis.

Cervantes' ausgewählte Werke. Deutsch v. Hieronymus Müller. Mit Einleitung v. Otto Roquette. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Chamissos sämtliche Werke. Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Das Liederbuch vom Cid. Deutsch von G. Regis. Mit Einleitung von Wilhelm Lauser. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von A. Streckfuß. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

A. v. Droste-Hülshoffs sämtliche Werke. Mit Einleitung von Levin Schücking. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Firdusis Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst Einleitung von A. F. Graf von Schack. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 36 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Mit Einleitung von Karl Heinemann. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Grillparzers sämtliche Werke. Mit Einleitung von August Sauer. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Mit Einleitung von Ferdinand Khull In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Hauffs sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Heines sämtliche Werke. Mit Einleitung von Stephan Born. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Herders ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 4 Leinenbänden à 1 Mark

Hölderlins sämtliche Werke. Mit Einleitung von Berthold Litzmann. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Homers sämtliche Werke. Deutsch von J. H. Voß. Mit Einleitung v. Joseph Lautenbacher. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Horaz' sämtliche Werke. Deutsch v. E. Günther u. Chr. M. Wieland. Mit Einleitung v. Hermann Fleischer 1 Leinenband 1 Mark.

Jean Pauls ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

Immermanns ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

H. v. Kleists sämtliche Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Klopstocks ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Körners sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

17/12.93 b 1.–

Lenaus sämtliche Werke. Mit Einleitung von Anastasius Grün. In 4 Leinenbänden à 1 Mark

Lessings sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

Manzoni, Die Verlobten. Deutsch von E. von Bülow. Mit Einleitung von L. Fränkel. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Molières ausgewählte Werke. Deutsch von F. S. Bierling. Mit Einleitung von Paul Lindau. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Nibelungen- und Gudrunlied. Nibelungen, übersetzt und mit Einleitung von Roman Werner. Gudrun, übersetzt und mit Einleitung v. Fritz Lemmermayer. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Platens gesammelte Werke. Mit Einleitung von Karl Goedeke. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Racines sämtliche dramatische Werke. In deutscher Uebersetzung. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Rousseaus ausgewählte Werke. Deutsch von J. G. Heusinger u. a. Mit Einleitung. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Schillers sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 15 Leinenbänden à 1 Mark.

Schopenhauers sämtliche Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel, Kauffmann, Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Slavische Anthologie. In deutschen Uebersetzungen. Mit Einleitung von Gregor Krek. 1 Leinenband 1 Mark.

Sophokles' sämtliche Werke. Uebersetzt und eingeleitet von Leo Türkheim. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Spanisches Theater. Uebersetzt und eingeleitet von A. F. Graf von Schack. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Tassos Befreites Jerusalem. Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Tegnérs ausgewählte Werke. Deutsch von G. Zeller und J. Minding. Mit Einleitung von Werner Söderhjelm. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Tiecks ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

Uhlands gesammelte Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Herausgegeben von Ludwig Uhland. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Wielands ausgewählte Werke. Mit Einleitung v. Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.